Eine Frage, die uns in den Kämpfen unserer Tage immer neu bewegt, wird hier in Gegenwart und Vergangenheit, in 3000 Jahren blutiger Geschichte aufgerollt. Zu aller Zeit begegnet uns politischer Mord. Immer neu und anders bilden diese Morde einen Totentanz, so wild und grotesk, aber zuweilen auch so groß, daß der Leser betroffen vor der Mannigfaltigkeit dieser geschichtlichen Ereignisse steht. Einzeln und in Massen, mit Schwert und Kugel, Gift und Strang haben sich die Menschen umgebracht, die einander bekämpften oder im Wege standen auf den Thronen und an den unteren Stufen der Macht. Aber dem Verfasser geht es um mehr als um die Darstellung dieser blutigen Handlungen, ihm geht es um die dunklen Hintergründe der Geschichte, die in einer solchen Tat plötzlich ans Licht treten, um all die eigen- und uneigennützigen Motive der Menschen, die einen Schädling des politischen Lebens mit Gewaltmitteln beseitigen. Ihm ist der Mörder nicht minder fesselnd als der Ermordete und immer wieder fragt er nach den Beweggründen und dem späteren Schicksal der politischen Verbrecher. Nobel weiß mitreißend zu erzählen. Aber mit all seinen packenden Begebenheiten zwingt das Buch zu reinlicher Besinnung.

Alphons Nobel / Mord in der Politik

Mord in der Politik

Von

Alphons Nobel

Hanseatische Verlagsanstalt
Hamburg / Berlin

Gedruckt in der Hanſeatiſchen Verlagsanſtalt A.-G., Hamburg und Wandsbek
Copyright 1931 by Hanſeatiſche Verlagsanſtalt, Hamburg
Printed in Germany

Vorwort

Viele Blätter der Weltgeschichte sind mit Blut geschrieben. Der Leser der folgenden Seiten wird über die Mannigfaltigkeit und die Fülle politischer Mordtaten staunen; er wird oft erschauern vor der Brutalität der Menschen, seien sie mächtig oder ohnmächtig; er wird sich oft entsetzen über die Skrupellosigkeit, mit der man immer und überall politischen Zielen zuliebe sich am Leben der Mitmenschen verging. Jede Zeile dieses Buches schreit Mord. Die fast ermüdende Endlosigkeit der grauenvollen Handlungen, dieser schrecklich rote Faden, der die Jahrtausende durchzieht, würde unser Blut erstarren machen, sähen wir es in unserem leiblichen Blickfeld geschehen. So aber spiegelt sich der Mord nur matt und von ferne auf diesem Papier. Keine Kunst der Schilderung kann die Not des Sterbens tausendmal hintereinander in ihrem Pathos festhalten. Der Verfasser hat es gar nicht erst versucht. Eher wäre es ihm lieb, wenn ein wenig die andere Seite der Sache zum Vorschein käme — denn auch der politische Mord hat seine beiden Seiten. Hinter dem Entsetzen steht nur selten ein ernster politischer Wille, allzuoft aber der lächerliche und groteske Wahnwitz der Tat, die mitunter sogar einer, freilich bösen Komik nicht entbehrt. Solche Mörder handhabten den Dolch, das Gift, die Pistole, als seien diese tötenden Mechaniken wie Schlüssel zum Glück. Aber jeder Mord bewirkte ein Stück Chaos.

I.

In Tyrannos

1. Die Ermordung Cäſars

Am 15. März des Jahres 44 v. Chr. begab ſich Cäſar, ſeit fünf Jahren Diktator, ſeit einem Jahre Imperator Roms, in die Curia Pompeia, wo der Senat tagte.

Beim Eintritt Cäſars erhoben ſich alle Senatoren und blieben ſo lange ſtehen, bis der Diktator ſich niedergeſetzt hatte.

Noch ehe er den Senat für eröffnet erklären konnte, trat Julius Cimber auf ihn zu, anſcheinend, um ein Anliegen vorzubringen, das ſeinen verbannten Bruder betraf. Dieſe Bitte wurde, leidenſchaftlicher als es im römiſchen Senat üblich war, von einer Anzahl anderer Senatoren unterſtützt. Sie traten auf Cäſar zu, einige knieten nieder, andere faßten gleichſam bittend ſeine Hände, ja, einige küßten ihn auf Bruſt und Kopf.

Cäſar erhob ſich unwillig und nervös und verſuchte, ſie zurückzudrängen.

Der Bittende, Julius Cimber, faßte die Toga Cäſars an beiden Schultern. In dieſem Augenblick ſtach Casca mit ſeinem Dolch in Cäſars linke Schulter. Der nur Leichtverwundete warf ſich mit all ſeiner Kraft auf den Angreifer, und ehe noch die übrigen Senatoren, welchen Cäſar durch die Verſchworenen verdeckt war, das Geſchehnis begriffen, gellte Cäſars Stimme durch den Senat:

„Verfluchter Casca, das iſt ja Gewalt."

Ein Handgemenge entſpann ſich. Es gelang Cäſar noch, dem Casca ſeinen ehernen Schreibgriffel in den Arm zu ſtoßen. Als er aber ſah, daß von allen Seiten die Dolche gegen ihn gezückt waren, ergab er ſich in den furchtbaren Mord.

Blindlings stachen die Verschworenen auf ihn ein. Cäsar zog sich die Toga über den Kopf und brach zusammen, auf seinen Lippen, wie einige gehört haben wollten, das Wort, in griechischer Sprache gesprochen:

„Auch Du mein Sohn",

womit er den einen Brutus meinen mochte, den er in seinem Testament zum Nacherben eingesetzt hatte.

Jetzt erst, da Cäsar regungslos am Boden lag, wandten sich die Verschworenen um, und Brutus versuchte, einige Worte an den Senat zu richten. Die Senatoren aber hatten sich längst zum Ausgang gedrängt und stürzten schreiend von dannen, als sie die Mörder umkehren sahen. Die Mörder selbst wurden von Panik erfaßt, auch sie flüchteten von dem Ort ihrer Tat.

Einen Augenblick lag der große Cäsar allein in der Halle des Pompejus, wo an diesem Tage der Senat die Sitzung hielt. Dann kamen einige seiner Sklaven herbei, vielleicht die Sänftenträger, hoben die noch über und über blutende Leiche auf ihre Schultern und eilten mit der Last, die einer Welt zu schwer geworden war, über das Forum zur Wohnung Cäsars, wo Calpurnia sich klagend über den Toten warf. Der Arzt konnte nur den Tod feststellen, aber er meinte, daß nur eine einzige seiner dreiundzwanzig Wunden tödlich gewesen sei.

Cäsars Wohnung war ursprünglich in der Nähe der heutigen Kirche Maria Maggiore gelegen. Aber zur Macht gelangt, bewohnte er im Regierungsviertel zwischen Kapitol und Kolosseum ein stattliches Haus, das einen flachen Giebel hatte, wie sonst nur die Tempel der Götter — eine der vielen vom Senat beschlossenen Ehrungen, um dem göttlichen Cäsar zu schmeicheln. Das Kolosseum stand damals noch nicht, es ist erst ein Jahrhundert später vom Kaiser Vespasian erbaut worden. Überhaupt darf man sich die Stadt Rom zur Zeit der Ermordung Cäsars nicht zu prächtig vorstellen. Die späteren Kaiserpaläste des Palatin, die Triumphbögen, die Thermen, jene prunkvollen und luxuriösen Badehallen und Ver-

gnügungsstätten, waren noch nicht gebaut. Einzig die Tempel entfalteten ihre marmorne Pracht. Das Forum war noch nicht von den späteren säulenreichen Basiliken umgeben, und Cäsar hatte hier als Erster einige Prunkgebäude errichten lassen. Die letzten Lebenswochen Cäsars waren von gigantischen Bauplänen erfüllt gewesen. Auf dem Exerzierplatz Roms, dem sogenannten Marsfelde, sollte ein neuer prunkvoller Stadtteil erstehen, und in seiner Mitte der größte Tempel der Welt sich erheben, dem Kriegsgotte Mars geweiht. Den Exerzierplatz selbst gedachte man in jene Gegend jenseits des Tibers zu verlegen, wo sich heute der Vatikan und die Peterskirche befinden. In den wenigen Monaten nach Beendigung des letzten Krieges, den Cäsar gegen die Söhne des Pompejus mit zwei Siegen bei Cordoba in Spanien beendete, hatte der Diktator aus Rom einen gewaltigen Bauplatz gemacht. In dem Augenblick aber, da er fiel, waren erst wenige Tempel und jene Säulenhallen am Forum vollendet, die nach Cäsars Familiennamen die Julischen hießen.

Nicht nur solche Pläne beendete vorschnell der ruchlose Mord. Ganz Italien, ja, das gesamte Römische Reich war zu einer großen politischen Baustelle geworden. Auf den Trümmern des vor hundert Jahren zerstörten Korinth in Griechenland und auf dem Ruinenfelde des ebenfalls damals zerstörten Karthago im heutigen Tunis wuchsen neue Städte empor, von ehemaligen Soldaten Cäsars gebaut und bewohnt. Andere Städtegründungen Cäsars waren in Kleinasien am Marmara-Meere, im heutigen Albanien, im heutigen Tripolis, in Südfrankreich, Spanien und anderswo. Die Besitzverhältnisse in der italienischen Landwirtschaft selbst sollten von Cäsar umgestaltet werden. Um dem mit Sklavenarbeit bewirtschafteten Großgrundbesitz entgegenzuwirken, erging ein Gesetz, daß ein Drittel der Hirten (Italien war ja schon ganz zur Viehwirtschaft übergegangen) aus Freien bestehen müsse. Im Sinne der gleichen Agrarpolitik lag die Verordnung Cäsars, daß die in Italien angesiedelten Exsoldaten, die sogenannten Veteranen, ihren Besitz in den ersten zwanzig

Jahren nicht veräußern dürften. Cäsar dachte daran, neue Verkehrswege anzulegen, es sollte eine Überlandstraße durch ganz Italien zum Adriatischen Meere gebaut werden. Die Pläne zu einem Kanal waren fertig, der Rom mit dem neunzig Kilometer entfernten Hafen Terracina quer durch die Pontinischen Sümpfe verbinden sollte. Der erst viel später gebaute Kanal durch die Landenge von Korinth war beschlossene Sache. Und so jagte ein Plan den anderen.

Das gigantischste Unternehmen aber war der Feldzug, in dessen Vorbereitung sich Cäsar und mit ihm Rom im Anfang des Jahres 44 befand. Er sollte die außenpolitische Beruhigung des römischen Weltreiches nach Osten ebenso bringen, wie es nach Nordwesten durch die Herstellung der Rheingrenze bereits vor einem Jahrzehnt geschehen war. Es handelte sich also darum, das Perserreich, das sich vom heutigen Mesopotamien bis zum Kaspischen Meer erstreckte, militärisch zu schwächen, vielleicht zu erobern. Es mag sogar sein, daß Cäsar von einem Zug nach Indien träumte, wie ihn Alexander der Große einst unternommen hatte.

Aber der Mord zerstörte diese Pläne, er vernichtete das Hirn, das diese Pläne gebar. Der Mord warf Rom um ein halbes Jahrhundert zurück, er schuf ein Chaos, aus dem erst Augustus den Ausweg finden sollte. Vorher aber tauchte Rom und die abendländische Welt in ein Meer von Blut.

In dumpfer Ungewißheit verging der Tag des Mordes. Die Mörder und ihr Anhang hatten vergebens versucht, den Senat zusammenzurufen und ihn die Wiedererrichtung der aristokratischen Republik beschließen zu lassen. Panischer Schrecken lag auf allen Gemütern. Kaum einer bewahrte seine Besonnenheit. Als es dunkel wurde, zogen sich die Mörder samt ihrem bewaffneten Anhang auf das Kapitol zurück.

Auch die nächsten Tage brachten keine Klärung. Nur Lepidus, einer der Anhänger Cäsars, begann auf dem Marsfelde Truppen zu sammeln. Während die Verschworenen allenthalben auf den Plätzen Roms Versammlungen abhielten, um das Volk für sich zu gewinnen, begann sich die

Stadt mit unheimlich viel Soldaten zu füllen. Noch aber wußte Rom nicht, welcher Partei diese Soldaten dienten.

Jedenfalls kamen die Mörder zu keinem entscheidenden Schritt. So erstaunlich es klingen mag, sie störten nicht einmal die Vorbereitungen zur Leichenfeier Cäsars. Marc Anton, der schon während einiger Feldzüge Cäsars dessen politischer Stellvertreter in Rom gewesen war, begann, den Widerstand zu organisieren. Das Haus Cäsars schien zu unsicher, um Hauptquartier zu bleiben. So wurden Cäsars Papiere, die Staatsakten und der gesamte Staatsschatz in die Wohnung des Marc Anton gebracht. Der Schwiegervater Cäsars, Piso, sollte die feierliche Testamentseröffnung vornehmen. Selbst dazu gaben die Verschworenen, aus denen schon eine Partei, die Partei der Aristokraten geworden war, ihre Zustimmung. Der raffinierte Marc Anton brachte das Kunststück zuwege, die Führer der Gegenpartei über seine und seiner Partei Pläne zu täuschen. Am zweiten Tage nahm einer der Mörder eine Einladung ins Haus des Marc Anton an, ein anderer der Mörder, Brutus selbst, speiste bei Lepidus zu Abend, ohne zu ahnen, daß die Soldaten dieses Lepidus den rächenden Ring um das Mördernest zu schließen im Begriffe waren.

Im übrigen haben sich die Dinge fast genau so abgespielt, wie sie Shakespeare schildert. Die Eröffnung des Testamentes entschied die Parteinahme des römischen Volkes gegen die Mörder des großen Cäsar. Aber auch Shakespeares Kunst hat nicht vermocht, die Leichenfeier selbst in ihrer unheimlichen Größe und Gewalt darzustellen.

Wir können nur ahnen, wie sie geschah. Einiges war Berechnung der cäsarischen Partei, war absichtlich auf Wirkung abgestellt wie die von Schauspielern vorgetragenen Zitate aus passenden Tragödien, wo zum Beispiel der Vers eine Rolle spielte: „Die ich rettete, sind meine Mörder!", ein sehr eindringliches und anzügliches Zitat, da fast alle Mörder ehemalige Gegner Cäsars und von ihm dennoch begnadigt worden waren.

Die Leichenfeier muß unerhört prachtvoll gewesen sein und durchaus darauf berechnet, die Sympathien für Cäsar zum Bürgerkriege anzufachen. Aber konnten die Veranstalter ahnen, in welch ungeheurem Maße das gelingen würde?

Marc Anton soll (anders als es Shakespeare schildert) dafür Sorge getragen haben, daß statt einer Leichenrede ein Senatsbeschluß vorgelesen wurde, ein merkwürdiger, in wenigen Worten gefaßter Beschluß, nämlich die mit einer Eidesformel angenommene Entschließung, daß die Senatoren selbst mit ihrem Leben für Cäsars Leben einstehen sollten. Welch furchtbare Ironie, da ja alle Mörder selbst Senatoren waren!

Aber den Ausschlag scheint, wie oft bei Massenszenen, nicht dies, sondern ein zufälliger, spontaner Vorfall gegeben zu haben. Die Leiche war zunächst auf dem Forum aufgebahrt worden und sollte von dort in feierlichem Zuge zum Marsfelde getragen werden, wo der Scheiterhaufen errichtet war. Während der Feier auf dem Forum aber drängten sich Soldaten (waren es Cäsars Soldaten oder Männer der Verschworenen?) zur Leiche, zogen ihre Schwerter, drängten die Nächststehenden zurück und zündeten mit Wachsfackeln die Prunkbahre an. Wir wissen nicht, ob es ihre Absicht war, angesichts der erregten Menge die Totenfeier abzukürzen, oder ob es sich um eine plötzliche Begeisterung der alten Kriegskameraden Cäsars handelte, die die Leiche ihres großen Feldherrn selbst verbrennen wollten.

Es sei dem, wie es wolle. Dieser Augenblick entschied das Schicksal der Mörder, entschied das Schicksal Roms, vielleicht der Welt. Die Menge wurde von einer ungeheuren Begeisterung erfaßt und begann, auf die Bahre zu werfen, was sie hatte, und wessen sie habhaft werden konnte: Schmuck, Kleider, Waffen, Amulette, die Gerichtsstühle des Forum, die Bänke. Immer höher schlug die Flamme auf, und immer rasender wurde das Volk. Niemand konnte verhindern, daß Häuser, welche am Forum lagen, abgerissen wurden, um Material für den Scheiterhaufen zu liefern.

Als die Nacht anbrach, brannte das Forum noch, und

immer neues Brennholz schleppten die Menschen herbei. Hunderttausende durchzogen die Straßen, und um Mitternacht brannte nicht nur der Scheiterhaufen noch immer, unter dem die irdischen Reste Cäsars längst verkohlt waren, es brannten auch die Häuser der Verschworenen; ja, ganze Straßenzüge, die als Wohnsitze der Aristokratenpartei bekannt waren, gingen in Flammen auf. Rom war in Aufruhr.

Und in dieser Nacht flohen die Mörder aus der Hauptstadt, um den langen, vergeblichen Krieg mit Marc Anton zu beginnen.

Keiner von den Mördern ist eines natürlichen Todes gestorben. Brutus und Cassius begingen nach der Niederlage bei Philippi Selbstmord. Decimus Brutus, den Cäsar zum Nacherben eingesetzt hatte, fiel in Italien. Cicero, der zwar ursprünglich nicht zu den Verschworenen gehörte, aber sich später als alter Feind Cäsars zu deren Partei geschlagen hatte, wurde geächtet und in dem Augenblicke ermordet, als er von seinem Landgut bei Neapel fliehen wollte.

Aber nicht nur die Verschworenen waren aus Rom geflohen; auch Augustus, der rechtmäßige Erbe Cäsars, sein achtzehnjähriger Neffe und Adoptivsohn, hielt sich zunächst verborgen, ehe er sein Erbe geltend machen und mit Marc Anton verbündet die Mörder vernichten konnte. Später ist dann der Entscheidungskampf zwischen Marc Anton und Augustus in einer großen Seeschlacht an der Küste Albaniens gegen Marc Anton ausgefochten worden.

In jenen Wochen der Verwirrung flohen noch zwei Menschen aus Rom, die Cäsars Herzen näher als irgend jemand gestanden hatten. Cäsars wirklicher Sohn, Cäsarion, und dessen Mutter, die Geliebte Cäsars, Cleopatra, Königin von Aegypten. Auch die Pläne dieser Frau wurden durch den Mord zunichte. Sie verdankte Cäsar den ägyptischen Thron, sie erträumte zweifellos eine legitime Verbindung mit Cäsar und die Einsetzung ihres Sohnes zum Erben nicht nur Ägyptens, sondern des Weltreiches.

Cleopatra war vier Jahre vorher, in ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre des achtundvierzigjährigen Cäsars Geliebte geworden. Der antike Schriftsteller Dio Cassius berichtet: „Cleopatra war sehr schön und stand in der Blüte ihres Lebens. Der Klang ihrer Stimme war lieblich und mußte jeden bezaubern. Ihre Gestalt, ihre Stimme erweckten einen so tiefen Eindruck, daß diese Cleopatra den kältesten Mann und ärgsten Weiberfeind in ihre Netze zog. Cäsar war bei ihrem Anblick und sobald sie den Mund zum Sprechen öffnete, gefesselt." Übrigens hätte nicht viel gefehlt, und Cäsar wäre damals in Alexandria, der ägyptischen Residenz, in Cleopatras Armen um das römische Weltreich gekommen. Nicht nur, daß die ägyptischen Thronwirren, in die Cäsar zu Cleopatras Gunsten eingriff, einen Aufstand entfesselten, in dem Cäsars Leben mehr als einmal auf dem Spiele stand. Auch Kleinasien ging ihm über seine Liebesgeschichte verloren. Freilich eroberte er es schnell wieder, so schnell, daß sein „Ich kam, ich sah, ich siegte" zum Triumphzeichen wurde. Aber die Menschheit erlitt durch jene Liebesgeschichte einen unersetzlichen Verlust. Während der Kämpfe um Alexandria ging die größte Bibliothek des Altertums mit ihren unschätzbaren Handschriften in Flammen auf.

Cleopatra befand sich also zur Zeit des Mordes in Rom. Man vermutet, daß sie im Oktober des Jahres 47 (vor Christus) dort ankam, unmittelbar nachdem Cäsar seine großen Triumphe in wochenlangen Volksfesten und Festzügen feierte. Oder soll man annehmen, daß sich die Ägypterin schon vorher in der Hauptstadt des Weltreichs aufhielt, um zu sehen, wie ihre neunzehnjährige Schwester Arsinoë, ihre von Cäsar besiegte Nebenbuhlerin, gefesselt im Triumphzuge hinter dem Triumphwagen ihres großen Geliebten geführt wurde? Siebzehn Jahre später mag sie sich dessen erinnert haben, als ihr das gleiche Schicksal drohte, im Triumphzuge des Augustus dem römischen Volke wie ein wildes, schönes Tier vorgeführt zu werden.

Damals aber, zu Beginn des Winters 47, war sie, Cäsars

Geliebte, als Königin eines mit Rom verbündeten Landes mit großem Pomp in Rom empfangen worden. Sie erschien mit großem Hofstaat, an ihrer Seite der fünfzehnjährige Bruder und Gatte (die Jahrtausende alte Sitte der Geschwisterehe wurde auch unter den Ptolemäern noch in Fortführung der Tradition der Pharaonen beibehalten), der offiziell ihr Mitregent war.

Cleopatra war seitdem als Cäsars persönlicher Gast in Rom geblieben in einer seiner Villen, die vor der Stadt auf der anderen Seite des Tiber lagen, vermutlich in der Gegend des heutigen Vatikan. Sie hielt ein großes Haus. Selbst Cicero war häufig ihr Gast; er selbst berichtet, daß sie ihn geringschätzig behandelt habe — vermutlich lobte sie seine Bücher nicht.

In den Wochen nach Cäsars Ermordung zog es Cleopatra vor, in aller Heimlichkeit nach Ägypten zurückzureisen. Unterwegs beging auch sie, die fünfundzwanzigjährige Frau, einen politischen Mord. Sie ließ ihren jüngeren Bruder und Gatten umbringen, vermutlich, weil sie fürchtete, von ihm verdrängt zu werden. Auch ihre unglückliche Schwester Arsinoë mußte auf ihre Veranlassung sterben. In Ägypten begann dann Cleopatra den zweiten Roman ihres Lebens, dessen etwas lächerlicher Held Marc Anton wurde. Es war für sie eine Notwendigkeit, sich zu Marc Anton zu schlagen; Augustus, der Adoptivsohn Cäsars, mußte ihr schlimmster Feind sein, da sie die Mutter des einzigen leiblichen Sohnes Cäsars war.

Ihr späteres Schicksal ist bekannt. In den Kämpfen zwischen Augustus und Marc Anton spielt Cleopatra die Hauptrolle. Sie hat in Wirklichkeit seinen Krieg gegen Augustus geführt. Zum zweiten Male hoffte sie, Cäsarin, Kaiserin der Welt, als Gattin des siegreichen Marc Anton zu werden. Aber Marc Anton wurde von Augustus besiegt und beging Selbstmord. Über all dem war sie gealtert; der vierunddreißigjährige siegreiche Augustus, der neue Cäsar, ließ sich von der fast vierzigjährigen Königin nicht mehr bezaubern wie einst sein Onkel

Cäsar von der Einundzwanzigjährigen. Als Cleopatra begriff, daß er sie nur vorläufig schonte, um ihr das Schicksal der Arsinoë zu bereiten, beging sie jenen tausendmal dargestellten Selbstmord — nach der bekanntesten Version, durch den Biß giftiger Schlangen in Brust und Arme. Kurze Zeit später ließ Augustus ihren Sohn und seinen illegitimen Stiefbruder Cäsarion erwürgen.

Es ist merkwürdig und für die sittlichen Anschauungen des damaligen Rom sehr bezeichnend, daß man an dem Verhältnis Cäsars und Cleopatras keinen Anstoß genommen hatte. Nicht einmal über ihren Aufenthalt in Rom hatte man sich besonders aufgeregt. Zwar sangen die Soldaten Cäsars Spottlieder auf den Feldherrn, der so geil, wie kahl sei und der so viel Frauen besessen, wie Städte erobert habe. Aber diese Spottlieder waren kaum bösartig, sondern mehr der Ausdruck einer fast kameradschaftlichen Zärtlichkeit der Soldaten für ihren großen General. Der gehässige Cicero hatte nichts anderes an Cleopatra auszusetzen, als daß sie in literarischen Dingen kein Urteil habe; wir sprachen schon eine bestimmte Vermutung dazu aus. Wie mag Cäsars Frau, Calpurnia, zu ihrer schönen und reichen Nebenbuhlerin gestanden haben? Sicherlich wagte sie nicht viel zu sagen, aus Furcht, Cäsar möchte sich von ihr scheiden lassen. Ihre Kinderlosigkeit war ausreichender juristischer Grund. Ueberdies war sie schon Cäsars dritte Frau (Cäsars erste Frau war Cornelia, die Tochter Cinnas; nach ihrem Tode heiratete er Pompeja, von der er sich wegen Ehebruchs scheiden ließ; aus diesen Ehen hatte Cäsar nur ein Kind: Julia, die Tochter der Cornelia; Julia heiratete Pompejus, starb aber schon 54 vor Christus).

Die Gründe für Cäsars Ermordung und die Motive der Mörder hingen mit seinem Privatleben auch nicht im geringsten zusammen. Cäsars Tod ist der politische Mord in Reinkultur.

Das Schlagwort der Mörder war: die Republik. Er strebe nicht nur nach Alleinherrschaft, sondern nach der Königs-

krone, das Schlimmste, was sich in der republikanischen Ideologie des alten Roms denken ließ. Wie viele solche vermessenen Männer waren aus dem gleichen Grund des Hochverrats angeklagt und hingerichtet worden?

Und der Historiker kann nicht leugnen, daß Cäsar wirklich nach der Königskrone strebte. Warum? Er hatte auch so alle Macht in Händen. War Diktator, Imperator, höchster Priester, nämlich Pontifex maximus (den gleichen Titel führt heute nur der Papst), ja, er war mehr, er war Cäsar. Die späteren Jahrtausende der Weltgeschichte haben die Würde des Cäsars, des Kaisers, höher als die des Königs geachtet. Warum wollte er nach dem goldenen Stirnband greifen? War der Gedanke im Frauenkopfe der Cleopatra entstanden? Oder gelüstete es dem Cäsar, auszuprobieren, wie weit er es treiben könnte, und ob etwas für ihn unerreichbar sei?

Dies war der pathetische Grund der Mörder: Sie glaubten an die Republik oder an die Möglichkeit, die Republik zu erhalten. In Wirklichkeit war sie lange und in blutigen Bürgerkriegen untergegangen. Die ununterbrochenen Versuche, sie durch eine der Monarchie ähnlich sehende Diktatur zu ersetzen, von Gracchus über Catilina, Pompejus bis zu diesem Cäsar, mußten jedem zeigen, daß die Republik durch die Schuld der Aristokraten, die aus der Demokratie eine Cliquenherrschaft gemacht hatten, nicht mehr lebensfähig war. Was die Geschichte in langen Jahrzehnten durch tausend Ereignisse, unwiderrufliche Entwicklungen und unumstößliche Tatbestände schon entschieden hatte, versuchten die sechzig verschworenen Senatoren durch den robusten Eingriff, durch einen Mord rückgängig zu machen.

Sie erreichten das Gegenteil von all dem, was sie wollten. Ströme von Blut flossen, aber in dem kommenden Bürgerkriege wurde nicht für die Republik gekämpft, sondern nur um die Erbschaft Cäsars. Keiner der hundert Nachfolger Cäsars hat so mild regiert wie Gaius Julius Cäsar. Niemand unter seinen Nachfolgern war so genial wie er. Und „Cäsars Größe ist besiegelt durch seinen Tod. Mit unermeßlichen Lei-

den hat die Menschheit es bezahlen müssen, daß sie sich seiner Herrschaft nicht freiwillig unterwerfen wollte" (Delbrück).

Eines aber wird immer seltsam und rätselvoll bleiben: die Lässigkeit, mit der Cäsar die Todesgefahr behandelte. Kurz vor dem Mord hat er gegen den Rat seiner Anhänger die Leibwache entlassen. Er wußte, daß alle seine Feinde frei umherliefen, er selbst hatte sie, soweit sie lebend den Bürgerkriegen entronnen waren, amnestiert und nach Rom zurückkehren lassen. Er kannte die Propaganda seiner Gegner. Ja, es scheint festzustehen, daß er noch am Tage des Mordes gewarnt wurde.

Schon die Alten haben gemutmaßt, Cäsar habe seinen Tod, wenn nicht gerade absichtlich, so doch mit bewußter Fahrlässigkeit und mit beinahe wissentlichem Einverständnis herbeigeführt. Er war fast sechzig Jahre alt, als er starb. Fürchtete er das Alter? Er war epileptisch. Fürchtete er eine Verschlimmerung oder eine lähmende Krankheit? Er war auf dem Gipfel seines Ruhms. Wollte er sterben? Kurz vor seinem Tode äußerte er: es liege weniger in seinem eigenen Interesse als in dem des Staates, daß er am Leben bleibe.

Shakespeare hat diese Standhaftigkeit Cäsars in den Mittelpunkt des Charakterbildes gestellt. Sein Freisein von jeder Todesfurcht: wer den Tod fürchte, sterbe tausendmal, wer den Tod nicht fürchtet, nur einmal. Für Shakespeare scheint dies die hervorstechendste Eigenschaft des größten Römers zu sein. Und gerade deshalb hätte der historische Cäsar mit Recht das Wort sprechen können, das ihm Shakespeare in den Mund legt:

„Der Himmel prangt mit Funken ohne Zahl
Und Feuer sind sie all, und jeder leuchtet.
Doch einer nur behauptet seinen Stand.
So in der Welt auch. Sie ist voll von Menschen,
Und Menschen sind empfindlich, Fleisch und Blut.
Doch in der Menge kenn ich einen nur,
Der unangreifbar seinen Platz bewahrt,
Vom Treiben unberührt."

Daß dieser eine er, Cäsar, war, bewies er schließlich, indem er dem Tod nicht aus dem Wege ging, sondern auf den Stufen seiner Herrschaft niedersank, unter den Dolchen unbeständig flackernder Fanatiker — ohne Klage niedersank, nur mit einer müden Gebärde des Ekels das Haupt mit der Toga verhüllend.

2. Von Mord umgebene Tyrannen

Hippias

Viele griechische Tyrannen sind ermordet worden. Der berühmteste Tyrannenmord des Altertums geschah in Athen im Jahre 514 v. Chr. Da starb Hippias, der Sohn des Peisistratos, der gemeinsam mit seinem Bruder Hipparchos über Athen geherrscht hatte wie sein Vater.

Es war noch nicht das glänzende Athen Platos und des Perikles. Noch war die Akropolis eine richtige Burg mit ein oder zwei kleinen Tempeln. Die Stadt hatte noch nicht den Weltruhm ihrer späteren Jahrhunderte. Schmucklos und klein lag sie in der attischen Ebene, unweit des Meeres, an dessen Küste sich noch nicht die späteren gewaltigen und seebeherrschenden Häfen Piräos und Phaleron ausdehnten. Athen war ein bescheidenes Landstädtchen, in das sich mehrere Dörfer mit einem gemeinsamen Markt eingemeindet hatten.

Damals lag noch die Zeit nicht weit, wohl nicht länger als hundert Jahre zurück, da Athen und seine Landschaft Attika sich im Zustande unverfälschter Naturalwirtschaft befunden hatten. Der Uebergang zur Geldwirtschaft, Folge und Ursache rätselhafter Konjunkturen, deren Verlauf wir nicht mehr nachzeichnen können, brachte eine völlige Umschichtung der Vermögenswerte. Was für den Großgrundbesitzer und für die Stadt, für die öffentliche Finanzwirtschaft und schließlich auch für die politische Geltung Aufschwung war, das stellte sich für den Bauersmann und überhaupt für den Armen ganz anders dar. Karl Marx hätte seine Freude an der damaligen Entwicklung der Volkswirtschaft Attikas gehabt. Seine Ver-

elendungstheorie und seine Konzentrationstheorie demonstrierte sich in den Begebenheiten des täglichen Lebens. Der Bauer verarmte, der Reichtum sammelte sich in immer wenigeren, immer reicheren Händen. Aber es gab freilich nicht die Krise, welche Marx verlangt hätte — man schuf vielmehr einige vernünftige Gesetzgebungen.

Drakon hatte eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet und versucht, durch zum Teil „drakonische" Notverordnungen, den Umschichtungsprozeß zu mildern bzw. aufzuhalten. Dann war Solon gekommen, ein weiser Mann, der „solonische", d. h. milde und kompromißreiche Notverordnungen erließ, welche vor allem das Schuldrecht umgestalteten, also jenen Komplex der Schuldverhältnisse, welche bei uns der II. Teil des Bürgerlichen Gesetzbuches und Teile der Zivilprozeßordnung regeln. Aber zu jeder großen Gesetzgebung gehören auch Steuerverordnungen — und diese Steuerverordnungen machten selbst einen so freundlichen und vormals beliebten Mann wie Solon unpopulär. Er nahm sich das zu Herzen und ging auf Reisen. Inzwischen fischten die weniger weisen, dafür aber gerisseneren Politiker im Trüben.

Ihr geschicktester war der Vater des Hipparch und des Hippias, der schon genannte Peisistratos. Er bildete eine aktivistische Sturmgruppe, welche er gut bezahlte, und umgeben von dieser Sturmgruppe eroberte er sich die Diktatur.

Den Athenern gefiel dieser Zustand. Peisistratos war ein leutseliger und wohlwollender Mann, er saugte seine Untertanen nicht aus, er stellte sich als Richter eher auf Seiten der Armen, denn auf Seiten der Reichen. Er war zudem ein tüchtiger Geschäftsmann; und da er sich sozusagen als Chef der Firma Athen fühlte, nahm dieses Athen einen bedeutsamen Aufschwung.

Die Trauer des Volkes war groß, als der Diktator, oder Tyrann, wie man damals ohne einen Anflug von Mißtrauen oder Anklage sagte, im Jahre 527 vor Christus starb. Die Trauer des Volkes wurde noch größer, als seine beiden

Söhne Hippias und Hipparch, weniger leutselig, weniger gerecht und weniger sorgsam regierten. Man fand es plötzlich unpassend und Athens nicht würdig, daß der Staat durch Diktatur statt durch Demokratie regiert wurde. Man erinnerte sich und die Volksgenossen daran, daß schon viele Diktatoren oder Tyrannen in griechischen Städten regiert hatten, und daß schon sehr viele von ihnen mit Gewalt aus der betreffenden Stadt hinausgejagt, mitunter sogar erschlagen worden waren.

Zwei jugendliche Athener, mit Namen Harmodios und Aristogeiton, verbanden sich, mindestens einen der Tyrannen umzubringen. Die ruchlose Tat glückte. Während einer Wallfahrt erschlugen sie den Hipparch. Den einen der Mörder, Harmodios, machte die Leibwache des Diktators sogleich nieder; der andere wurde verhaftet und von dem Bruder des Hipparch, von Hippias, eigenhändig niedergestochen.

Die Tat des Harmodios und des Aristogeiton war zwecklos. Sie war auch erfolglos. Der überlebende Tyrann begann sich nun wirklich tyrannisch zu benehmen. Er verschärfte die Polizeiverordnungen, verbot das Tragen von Stich- und Schlagwaffen und ließ jeden, in dessen Besitz sich Waffen fanden, einsperren. Er veranstaltete unaufhörlich politische Prozesse, zunächst gegen die Mitverschworenen der beiden Tyrannenmörder, dann gegen alle möglichen angeblich verdächtigen Leute. Es kam zu einer Anzahl von Hinrichtungen und zu sehr vielen Gefängnis- und noch mehr Geldstrafen.

Der Tyrannenmord hatte also bewirkt, daß Athen nun wirklich einen Tyrannen besaß. Aber auch dies hatte seine zwei Seiten. Jetzt erst begriff das Volk seine Tyrannenmörder; sie hatten ihre Tat zwar etwas voreilig getan und einen Mann ermordet, der gar kein richtiger Tyrann war, aber sie hatten in dem übriggebliebenen alle Keime der Tyrannis zur Entfaltung gebracht. Das war jetzt für den Tyrannen nicht weniger gefährlich als für das Volk. Denn Harmodios und Aristogeiton hatten gezeigt, wie man sich

Tyrannen gegenüber benehmen kann. Sie wurden ungeheuer populär. Man verherrlichte sie in geheimen Feiern. Ihre Namen waren Schlagworte der freiheitsliebenden Jugend Athens.

Hippias vergalt Gleiches mit Gleichem. Er wurde noch heimtückischer, mißtrauischer und strenger. Er fühlte sich von Mord umgeben und bedroht. So war der Tyrann wohl nicht überrascht, als eines Tages der Putsch losging. Eilends zog er sich auf die Burg, die Akropolis, zurück; aber seine Lage wurde dadurch nicht gerettet. Die Athener blieben Sieger — und da sie nicht rachsüchtig waren, ließen sie dem Tyrannen sein Leben, sie begnügten sich damit, ihn aus der Stadt zu vertreiben.

Das hätten sie nun freilich nicht tun sollen. Es wäre vernünftiger gewesen, den Ex-Tyrannen vor einen Staatgerichtshof zu stellen und ihn zum mindesten zu internieren.

Denn Hippias begab sich, so schnell es mit den Verkehrsmitteln des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts möglich war, zu dem Erbfeinde Athens, zu den Persern. Mit deren Hilfe wollte er zurückkehren.

Das geschah im Jahre 490. Einige Meilen nördlich von Athen landeten seine persischen Freunde Truppen. In einer der berühmtesten Schlachten der Weltgeschichte wurde jedoch die Perserarmee von Athen besiegt — Marathon!

Auf der Rückfahrt starb Hippias, vielleicht aus Kummer über den Fehlschlag.

Die Geschichte des ermordeten Tyrannen ist noch oft in der griechischen Geschichte zu finden, wenn nicht genau so, so doch mit nur geringfügigen Abweichungen. Ueberall wo Griechen wohnten, in jenen Städten des siebten und sechsten vorchristlichen Jahrhunderts, gab es Tyrannen und Tyrannenmörder. Man denke an Dionys, den Tyrannen von Syrakus. Tyrannenmord wurde in der Vorstellung der demokratisch denkenden Griechen etwas Verdienstliches, wenn auch Lebensgefährliches.

In Athen bekamen Harmodios und Aristogeiton Denkmäler.

*

Alexanders Tod

Man hat auch behauptet, daß Alexander der Große, der Vorläufer eines Cäsar und eines Napoleon, keines natürlichen Todes gestorben sei.

Dreiunddreißigjährig war Alexander im Jahre 323 aus Indien zurückgekehrt und hatte sein Hauptquartier in der ruhmreichsten Stadt der damaligen Welt aufgeschlagen, in Babylon. Der Welteroberer zögerte nicht, nach seiner Eroberung Indiens und Vorderasiens, zu einem neuen Schlage auszuholen. Fast unmittelbar, nachdem er die Paläste Babylons bezogen hatte, begann die Arbeit in seinem Kriegskabinett. Es wurden die Pläne zu einem großen Feldzuge ausgearbeitet, der ebenso kühn wie der Zug nach Indien sein sollte. Alexander wollte Arabien unterwerfen, wollte bis nach Südarabien vordringen, vielleicht hätte er das Rote Meer im Bab-el-Mandeb überschritten und seine Hoheitszeichen auch im heutigen Abessinien errichtet. Aber nicht nur seine Generalstäbe arbeiteten. Alexander unternahm es, auch die Zivilverwaltung seines gewaltigen Reiches, das viel größer als das persische war, in wenigen Wochen umzuorganisieren. Der orientalische Despotismus sollte als Apparat erhalten bleiben, allerdings durchdrungen mit griechischem, europäischem Geiste. Unter den vielen Mitteln, diesen Zweck zu erreichen, waren auch bevölkerungspolitische Maßnahmen. Alexander versuchte, die völkischen Gegensätze zwischen Griechen und Persern zu beseitigen, indem er eheliche Verbindungen vor allem zwischen dem Adel beider Völker begünstigte. Der König selbst heiratete die persische Königstochter, nachdem er übrigens schon vorher Roxane, eine Prinzessin aus Afghanistan, zur Frau genommen hatte.

Die große Stadt Babylon hallte wider von dem Festlärm jener Hochzeit; nicht nur er, der Herrscher, auch 10 000 seiner Offiziere und Beamten heirateten Perserinnen.

Kurz nach dieſer Feier ſtarb Hephäſtion, der „Liebling" Alexanders. Der untröſtliche König ließ die Leiche des Geliebten verbrennen. Für die Trauerfeier wurde ein Teil der Stadtmauern Babylons eingeriſſen. Nie mehr wohl iſt eine Totenfeier mit ſo unſinniger Verſchwendung begangen worden. Allein der Scheiterhaufen ſoll einen Wert von vierzig Millionen Mark gehabt haben. An dieſe merkwürdige Beſtattung ſchloſſen ſich Feſtſpiele und große Gelage. Faſt unmittelbar nach einem ſolchen Gelage ſtarb Alexander.

Zu allen Zeiten war das Leben der Großen bedroht. Alexander hatte das mächtige Perſerreich zertrümmert, viele Staaten Vorderaſiens beſeitigt, er hatte das geſamte öffentliche Leben zwiſchen dem Balkan, dem Ararat, dem Indus und dem Nil von Grund auf erſchüttert und umgeſtaltet. Er mußte viele Feinde haben, und es war durchaus begreiflich, daß einer von ihnen ihm nach dem Leben trachtete. Als der Dreiunddreißigjährige nun ſo plötzlich ſtarb, tauchte das Gerücht eines Mordes auf — man wähnte ihn vergiftet.

Dieſes Gerücht iſt nicht erſtaunlich, denn auch ſein Vater Philipp war ermordet worden, vielleicht auf Veranlaſſung ſeiner eigenen Gattin Olympias. Eine Ermordung Alexanders des Großen iſt indeſſen unwahrſcheinlich. Ebenſo unwahrſcheinlich iſt allerdings auch, daß er an Malaria ſtarb. Die uns berichteten Krankheitsſymptome deuten vielmehr wirklich auf eine Vergiftung, freilich auf eine unbeabſichtigte Eigenvergiftung mit Alkohol.

Alexander der Große war ebenſo wie ſein Vater ein Gewohnheitstrinker. Trinkwettſtreite liebte er über alles. Bei einer Leichenfeier veranſtaltete er einen ſolchen Wettbewerb und ſetzte für die Sieger ungeheure Preiſe aus. Aber der Sieger überlebte es nur vier Tage, und fünfunddreißig andere Teilnehmer ſtarben. Dem Tode Alexanders ging ein Gaſtmahl voran, bei dem der König dem Berichte nach ungewöhnlich viel und vierundzwanzig Stunden lang getrunken haben ſoll; der Tod wäre kaum eingetreten, hätte der Alkohol nicht ſeinen Körper, beſonders die Leber, ſchon vorher

zerstört gehabt. Als Alexander gerade wieder einen großen Humpen geleert, habe er, so berichtet Diodor, wie von einem Schlage getroffen, aufgeschrien und sei dann aufs Lager gebracht worden, das ihm zum Sterbebett wurde.

Alexanders Mutter, die Königin Olympias, freilich glaubte, daß ihr Sohn vergiftet worden sei. Sie ließ hundert Verdächtige töten und beschuldigte offen den Feldherrn Antipater der Tat.

So ist aus dieser letzten Glanzzeit Babylons nur Unglück und jahrhundertelanges Morden erwachsen. Die Kriege der Diadochen trugen den politischen Massenmord durch ganz Vorderasien. Babylon aber versank in die Wüste der Vergessenheit.

*

Napoleon I.

Ueberspringen wir die Jahrtausende. Betrachten wir den großen Korsen, der sich selbst als Nachfolger, wenn nicht als Erbe eines Alexander und eines Cäsar fühlte.

Auch Napoleon I. war gehaßt genug. Soweit wir sehen, war er dreimal in Gefahr der Ermordung: 1800, 1804 und 1809. Das letzte Attentat versuchte ein Deutscher. Friedrich Stapfz war der Sohn eines Naumburger protestantischen Geistlichen. Mit achtzehn Jahren faßte der zu einem Kaufmann in die Lehre gegebene Jüngling den Entschluß, Napoleon zu töten. Stapfz hinterließ merkwürdige Aufzeichnungen, die seine Vorstellungswelt und Motive kennzeichnen. „Mir war es, als sähe ich Gott in seiner Majestät, der mit donnerähnlichen Worten zu mir sprach: Gehe hin und tue, was du dir vorgenommen hast, ich will dich leiten, dir behilflich sein; du wirst diesen Zweck erreichen, doch dein Leben zum Opfer bringen müssen, aber dann bei mir ewig froh und selig sein. Da hob ich meine Hände auf zu ihm und schwur fürchterlich und heilig, ihm zu gehorchen bis in den Tod, und verlangte hier keine frohe Stunde und dort ewige Verdammnis, wenn ich meinen Schwur brechen würde. Tausendmal

habe ich gebetet: Himmlischer Vater, muß ich gehen? — Du mußt fort! donnerte mir jene Stimme zu, sei unverzagt und gehe!"

Und der junge Mann aus Naumburg steckte sich das Bild seiner Angebeteten, eines sechzehnjährigen Mädchens, in die Tasche, kaufte ein großes Küchenmesser, wickelte es in Packpapier und begab sich damit nach Schönbrunn bei Wien, wo sich damals Napoleon aufhielt.

Napoleon war auf dem Gipfel seiner Macht. Drei Jahre vorher war Jena gewesen, zwei Jahre vorher der Friede von Tilsit geschlossen. Napoleon hatte Preußen gezwungen, einen Teil seines Ostens samt Danzig den Polen zu geben. Aus Westfalen war ein Königreich geworden, zu dem Kurhessen und Braunschweig gehörten. Die Österreicher waren vor kurzem bei Aspern zwar nicht besiegt, aber doch zurückgedrängt worden; dann hatten sie bei Wagram eine schlimme Niederlage erlitten. Napoleon hielt sich in Schönbrunn auf, um den Frieden zu Wien zu schließen, in dem Österreich Dalmatien, Galizien und Salzburg abtreten mußte. Aufstände gegen den Korsen, der die Welt unterdrückte, waren niedergeschlagen worden. Andreas Hofer sah sich verraten und wartete in Mantua auf den Tod. Oberst Dörnberg, der das Königreich Westfalen beseitigen wollte, hatte nach Böhmen fliehen müssen. Major von Schill, gleichfalls an der Spitze einer aufrührerischen Freischar, war bei Stralsund gefallen. Elf seiner Offiziere wurden in Wesel erschossen. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig hatte zwar Halberstadt erobert und war in Braunschweig eingezogen, aber er mußte mit seiner „schwarzen Schar" nach England entweichen. Papst Pius VII. war durch ein Dekret Napoleons, welches dieser in Schönbrunn erließ, des Kirchenstaates beraubt worden. Man hatte den Papst als den Gefangenen Napoleons nach Savona gebracht. Napoleon aber rüstete sich, die angemaßte Stellung eines Usurpators zu legitimieren, indem er die österreichische Kaisertochter Marie Louise heiratete.

Damals, 1809, kam alſo jener Stapſz nach Schönbrunn. Als Napoleon, von ſeiner Garde umgeben, Parade hält, miſcht er ſich unter die Zuſchauer und verſucht, ſich in einem günſtigen Augenblick zum Kaiſer durchzudrängen. Aber man wird auf ihn aufmerkſam, findet den jungen Menſchen verdächtig und hält ihn feſt. Napoleon wird der Vorfall gemeldet. Er befiehlt, daß man den Verhafteten ihm vorführe.

„Würden Sie mir dankbar ſein, wenn ich Sie begnadige?"

„Nein, ich würde Sie dennoch zu töten ſuchen. Sie zu töten iſt kein Verbrechen, ſondern Pflicht, denn Sie ſind das Unglück meines Vaterlandes!"

Stapſz wurde erſchoſſen.

Das Geſchick des Korſen ſollte ſich anders erfüllen.

3. Die Zaren und der Tod.

In der Vorkriegszeit bangte kein Monarch der Welt ſo um ſein Leben wie der ruſſiſche Zar. Und mit gutem Grund.

Der letzte Zar

Die Ermordung des letzten Zaren, Nikolaus II., durch die Bolſchewiſten geſchah am 16. Juli 1918. Die Welt hatte andere Sorgen, den Krieg, die Toten des Krieges, den Sieg und die Niederlage — und ſo wurde wenig über das grauenhafte Ende der Romanows in Jekaterinburg im Uralgebirge geſchrieben und geſprochen. Der engliſche Hof zwar legte für einundzwanzig Tage Hoftrauer an; ebenſo der däniſche. Erſt nach Jahren aber begann die Diskuſſion; wie immer nach ſolchen Vorfällen tauchten falſche Prinzen und Prinzeſſinnen auf, die ſich für rechtmäßige Nachkommen der Romanows ausgaben; und mannigfache Legenden wurden von dem letzten Stündlein der Zarenfamilie erzählt. Gemeinſam mit dem Zaren ſtarben die Zarin, der Prinz Alexej, die vier Prinzeſſinnen Olga, Tatjana, Maria und Anaſtaſia ſowie alle Diener. Die Leichen wurden verbrannt, die Aſche in einen Bergwerksſchacht geſchüttet.

Die interessanteste Persönlichkeit unter diesen Opfern war wohl die Zarin, eine deutsche Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Sie mochte eine Vorahnung ihres eigenen Schicksals gespürt haben, als am 16. Dezember 1916 ihr Heiliger, der berüchtigte Rasputin, von Großfürsten und Offizieren ermordet worden war.

Der Vater des von den Bolschewisten ermordeten Zaren Nikolaus II. ist eines natürlichen Todes gestorben: Alexander III. (1894). Aber auch sein Leben war immer mit Mord bedroht. 1888 wurde ein Bombenattentat auf seinen Hofzug gemacht. Es mißlang. Sein Vater dagegen ist dem Nihilismus zum Opfer gefallen: Alexander II.

*

Alexander II

Diesen Zaren, dessen Mutter eine preußische Prinzessin gewesen ist, nannte man den Zar-Befreier. In der Tat hat er den Versuch gemacht, das absolutistische System zu mildern. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, den Provinzen einige Selbstverwaltung gegeben, der Justizapparat wurde den neuzeitlichen Anforderungen entsprechend umgestaltet und im Schulwesen wichtige Reformen eingeführt. Merkwürdig, daß sich gerade auf ihn soviel Mordwillen konzentrierte.

1866 schoß Korakozow auf den Zaren; ein andermal, als er in Paris war, ging ein Attentäter, ein polnischer Nationalist, auf ihn los; 1879 sieht er bei einem Spaziergange den Revolver Solowjews auf sich gerichtet; einmal fährt der Hofzug über drei Minen, ohne daß die Leitungsschnüre zünden; dann explodiert im kaiserlichen Winterpalast Dynamit, zehn Soldaten liegen tot am Boden, der Zar bleibt unverletzt; aber schließlich wurde die Bombe geworfen, die ihr Ziel und ihren Zweck nicht verfehlte — wir werden die Tat und die Täter in dem Kapitel über den Nihilismus schildern (Seite 200).

Alexanders II. Vater, Nikolaus I., ist eines natürlichen Todes gestorben (1855), obwohl er, wie kaum ein an-

derer der Zaren des 19. Jahrhunderts, ein grausamer und erbarmungsloser Autokrat gewesen ist. Gegen ihn war der Dekabristenaufstand gerichtet; er hat ihn blutig unterdrückt.

*

Zar Paul

Der Vater des Zaren Nikolaus I., Paul, ist wiederum eines gewaltsames Todes gestorben (1801).

Dieser grauenvolle Mord war das Werk einer Offiziersverschwörung. Paul ist ein grausamer, launischer Monarch gewesen und hat selbst unendlich viel Unheil angestiftet, viel Leid gesät und Ungerechtigkeiten verübt. Er liebte es, Leute, die ihm aus irgend einem, nicht immer wichtigen Grunde zuwider waren, zu verbannen, oder leiblich durch die Knute, durch Abschneiden von Nase und Ohren, ja Ausreißen der Zunge, oder doch wenigstens durch schwere Kerkerhaft zu strafen. Es kam vor, daß jemand, der den Zaren aus Versehen nicht grüßte, auf seinen Befehl zur Polizei geschleppt und dort halbtot geprügelt wurde. Daß den armen Leuten keine Gerechtigkeit widerfuhr, war Rußland gewöhnt und ist es noch heute; aber auch die Offiziere, der Adel, selbst der Hof wurden von diesem, an Cäsarenwahnsinn kranken Zaren nicht geschont. Einige Offiziere waren deshalb vollkommen im Recht, als sie beschlossen, den Zaren wegen gemeingefährlicher Geisteskrankheit zu verhaften, zu entthronen und zu internieren. Anderen jedoch schien dies zu mühsam und umständlich. Sie zogen vor, den Zaren einfach totzuschlagen.

Und sie haben ihn wie einen tollen Hund niedergeschlagen und erwürgt. Einige Verschworene trugen deutsche Namen: Bennigsen und Graf Pahlen. Bei der Tat sollen sie angetrunken gewesen sein, was die Roheit dieses Zarenmordes etwas verständlich macht. Graf Pahlen erwiderte auf die Frage der anderen, was man tun solle, wenn der Zar sich wehre: «Quand on veut faire des omelettes, il faut casser des oeufs.» An der Tür des kaiserlichen Schlafzimmers

wurde die Wache mit einem Knüppel niedergeschlagen. Der Zar hörte den Lärm und sprang aus dem Bett. Vor den eindringenden Offizieren flüchtete er, im Hemd, hinter eine spanische Wand. Einer sagte: «Sire, vous êtes arrêté.» Der Kaiser wollte aus dem Zimmer laufen, man hielt ihn fest, und Benningsen schrie ihn an: «Restez tranquille, Sire, il y va de vos jours.»

Die betrunkenen Offiziere begannen mit dem Zaren zu ringen; die ganze Gruppe fiel zu Boden; der Zar brüllte laut auf. Da nahm ein Offizier seine Schärpe und erdrosselte ihn, während andere Offiziere ihn an Händen und Füßen festhielten.

Den Mördern ist nichts geschehen.

*

Peter III

Der Vater dieses Zaren Paul, Peter III., ist ebenfalls umgebracht worden (1762). Er stand seiner eigenen Frau, einer deutschen Prinzessin aus dem Hause Anhalt-Zerbst, im Wege. Es ist die berühmte Kaiserin Katharina. Man hat versucht, sie zu rechtfertigen; man hat gesagt, daß sie von Peter III. verächtlich behandelt wurde, daß sie selbst in Gefahr war, von jenem, der sie nicht liebte (und den sie nicht liebte), beseitigt zu werden, daß sie also nur aus Notwehr gehandelt habe. Eine schöne Ausrede! Die Frau war herrschsüchtig, brutal, unsittlich und gewissenlos — aber sie war genial. Und deshalb hat die Geschichte ihr verziehen.

Die Kaiserin, die „arme" und angeblich unterdrückte Gattin Peters III., hatte ein Verhältnis mit einem Grafen Gregor Orloff; der hatte Freunde, die durch einen Staatsstreich zu gewinnen hofften: darunter seine beiden Brüder, im ganzen an die dreißig Offiziere. Der Kaiser hörte von der Verschwörung; er mochte auch den Weibsteufel an seiner Seite schon lange durchschaut haben. Aber der Verhaftung kamen die Offiziere dadurch zuvor, daß sie zur Kaiserin eilten, sie mit

nach Petersburg nahmen und ihr hier von den Regimentern der Garde als Selbstherrscherin huldigen ließen. Der Kaiser hielt sich damals im Schlosse Petershof auf. Sofort begab er sich nach Kronstadt, der im Meere vor Petersburg, zugleich aber näher an dem Schlosse Petershof, liegenden schwer befestigten Insel. Hier aber nahm man Peter nicht auf. Dann floh der Zar nach dem gleichfalls am Meere liegenden Schlosse Oranienbaum. Die Kaiserin hatte unterdessen Männerkleidung angelegt, sich an die Spitze einiger Truppen gestellt und ritt nun gegen ihren abgesetzten Gemahl. Katharina war dreiunddreißig Jahre alt und das Entzücken der Offiziere. Ihren unglücklichen Gatten wiederzusehen, lehnte sie ab.

So raubte diese Frau, eine preußische Beamtentochter aus Stettin, dem Enkel Peters des Großen die Zarenkrone und ließ ihn in einem einfachen Landhause internieren; dort erdrosselte man den Exzaren mit einer Offiziersschärpe, wie man neununddreißig Jahre später seinen Sohn Paul, den ihm Katharina geboren hatte, erdrosselte. So rächte sich an ihrem Blute die Mordtat, die sicherlich mit ihrem Einverständnis geschehen ist (obwohl sie sich von den Mördern brieflich das Gegenteil bestätigen ließ). Die Regierung Katharinas war brutal; Peter III. hatte die Folter und die Knute abgeschafft, die Kaiserin führte beides wieder ein.

*

Der erste moderne russische Zar, Peter der Große (1682—1725), ließ seinen Sohn Alexej in der Peter-Pauls-Festung foltern und zu Tode prügeln. Kaiserin Elisabeth, Peters jüngste Tochter, internierte den einjährigen „Zaren" Iwan VI. in der Schlüsselburg; dort ist er in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre vielleicht auf Befehl der Katharina ermordet worden. Andere Historiker freilich meinen, es sei ihm geglückt, zu fliehen und er habe irgendwo im Auslande, man weiß nicht wo, ein unbekanntes Leben geführt.

Die russische Zarendynastie hat so viel Blutschuld auf sich geladen, daß die Ermordung des Zaren Nikolaus II. durch

die Bolschewisten wie der Abschluß einer Tragödie anmutet, in der das Schicksal die Sünden der Ahnen an den Enkeln sühnt.

4. Der Tyrannenmord im Urteil der Zeiten

„Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" — dies ist fast immer und überall die Ansicht der Menschen über den Tyrannenmord gewesen. Tells „Du wirst dem Lande nicht mehr schaden" hat noch jeder Tyrannenmörder seinem Opfer in den Tod nachgerufen. Und dies Argument entsprach dem Gefühle des Volkes und genügte, Tyrannenmörder wenigstens moralisch freizusprechen.

Jeder Mächtige ist in irgend einer Hinsicht Tyrann. Und wenn auch zum Begriffe des Tyrannen das Tyrannisieren eines ganzen Volkes gehört, so ist doch so mancher Stand geneigt, sich mit dem Lande und der Gesamtheit zu identifizieren. Das entschuldigende Wort Tyrannenmord wird immer bereit sein, wenn die Beseitigung eines Machthabers in Frage kommt.

Dem widerspricht nicht, daß, besonders in neueren Zeiten, die formale Rechtfertigung des Tyrannenmordes ungewöhnlich ist: teils aus der Mißbilligung des Mordes im allgemeinen, teils aus der Erwägung, daß die Ansichten, wer ein Tyrann sei, verschieden und mitunter auch falsch sein könnten.

War Cäsar ein Tyrann? Wahrlich nicht! Die Verschworenen fühlten sich jedoch als ehrliche Tyrannenmörder, und sie hatten tausend Gründe dafür ins Feld zu führen. Der einzige und allerdings durchschlagende Grund dagegen konnte auf ihre Zustimmung nicht rechnen: daß nämlich die Zeit reif für einen Cäsar war. Das konnten sie unmöglich verstehen, denn erst die Geschichte hat solchen Zusammenhang klargelegt. Und deshalb argumentiert Marc Anton bei Shakespeare nicht von hier aus, sondern vom Persönlichen her, unter ausdrücklicher Anerkennung der Berechtigung eines Tyrannenmordes an sich:

„Der edle Brutus hat euch gesagt, daß er voll Herrschsucht war;
und war er das, so war's ein schwer Vergehen,
und schwer hat Cäsar auch dafür gebüßt."

Doch, so sagt Marc Anton, er war nicht voll Herrschsucht, und deshalb ist es kein Tyrannenmord, sondern ein einfacher und gemeiner Mord.

So ist es zu allen Zeiten gewesen. Die Anhänger eines ermordeten Machthabers haben immer mehr Wert auf die Behauptung gelegt, daß der Ermordete kein Tyrann war, als auf die moralische Verurteilung des Mordes an sich. Und weil dies tief in merkwürdige Inkonsequenzen des moralischen Bewußtseins der Menschheit führt, seien ein paar Worte über den Tyrannenmord hinzugefügt.

Die großen Tyrannenmörder der Weltgeschichte sind auch die großen Helden. Jene Jüdin, die dem Könige der Moabiter einen Nagel ins Gehirn hämmerte, ist als Heldin gefeiert worden. Judith hat bis zu ihrem Tode die höchsten Ehren am Tempel von Jerusalem genossen. Als die Athener Harmodios und Aristogeiton den Tyrannen Hipparch erschlugen, setzte ihnen die Stadt Athen ein Ehrendenkmal. Am sagenhaften Beginn der römischen Geschichte stehen Königsmorde. Selten haben die Menschen es gewagt, den Mord als Tat zu verteidigen. Aber sie haben ihn in einer merkwürdigen Inkonsequenz verherrlicht.

Mitunter freilich ist man so weit gegangen, die moralische Berechtigung des Tyrannenmordes zu behaupten.

Im Jahre 1408 stellte ein Franziskanermönch namens Johann Petit die These auf: „Wenn ein Vasall seinen König vom Throne zu stoßen suche, so sei es jedem Untertan nicht nur erlaubt, sondern sogar verdienstvoll, einen solchen Verräter oder treulosen Tyrannen zu ermorden oder ermorden zu lassen." Diese These entstand im Anschluß an die Ermordung eines Herzogs von Orléans. Der Bischof von Paris hat sechs Jahre später diese These verurteilt. Der „Tyrannen-

mörder" appellierte an Rom und an das Konzil von Konstanz. 1415 wurde auf jenem Konzil der Satz verurteilt: „Jeder Tyrann kann und muß erlaubter- und verdienstlicherweise von jedem seiner Vasallen oder Untergebenen auch durch heimliche Nachstellung und fein ersonnene Schmeichelei ermordet werden, ohne Rücksicht auf einen geleisteten Treueid und ohne daß man einen Richterspruch oder einen richterlichen Auftrag abzuwarten braucht." Doch schon drei Jahre später wagte ein Dominikanermönch namens Johann von Falkenberg die These des Johann Petit im wesentlichen zu wiederholen, ohne daß er sogleich verurteilt wurde. Der Standpunkt Luthers ist: „Wenn der Tyrann diesem Weib, dem anderen seine Tochter, dem dritten seine Äcker und Güter mit Gewalt nähme, und die Bürger und Untertanen träten zusammen und könnten seine Gewalt und Tyrannei länger nicht dulden noch leiden, so möchten sie ihn umbringen wie einen anderen Mörder und Staatenräuber." Ähnlich lautet die Lehre Melanchthons: „Wenn der Tyrann ein Usurpator ist, der sich noch nicht der Herrschaft bemächtigt hat, so können diejenigen, welche es mit der rechtmäßigen Obrigkeit halten, auf eigene Faust denselben töten wie einen Räuber. Wenn der Tyrann in der Obrigkeit ist, und den Untertanen schweres und offenbares Unrecht zufügt, dann steht den Untertanen die Verteidigung zu, sowohl in persönlicher Gefahr als auch in Staatsangelegenheiten." Melanchthon hat wohl überhaupt den Tyrannenmord für berechtigt gehalten. Er sagte einmal im Hinblick auf Heinrich VIII. von England: „Wie richtig heißt es in der Tragödie: Ein angenehmeres Opfer kann Gott nicht geschlachtet werden als ein Tyrann. Möchte doch Gott einem Tapferen diesen Entschluß einflößen." Ähnlich ist die Stellung Zwinglis und Calvins. Auch Bodin, der bedeutendste Staatsrechtslehrer seiner Zeit (gestorben 1596 in Laon), sagte, daß Tyrannenmorde erlaubt seien. Der spanische Jesuit Mariana hat in seinem berühmten Buche „De Rege" einem Kapitel die Überschrift gegeben: „Ob es erlaubt

ist, einen Tyrannen zu töten." Darin steht unter anderem der Satz: „Es ist heilsam, wenn die Fürsten davon überzeugt sind, daß man sie dann mit Recht und mit Ruhm an ihrem Leben angreifen kann, wenn sie den Staat zugrunde richten und durch greuliche Laster unerträglich werden."

Die katholische Kirche sowohl wie der Jesuitenorden haben sich beeilt, diese Lehre zu mißbilligen. Der damalige Ordensgeneral Aquaviva, ein sehr vernünftiger Mann, der unter anderem den deutschen Jesuiten verbot, sich an Hexenprozessen zu beteiligen, sprach sein Bedauern über die Schrift Marianas aus. 1610 untersagte Aquaviva allen Jesuiten, die Lehre vom „berechtigten Tyrannenmorde" zu wiederholen. Das Buch Marianas wurde in Paris 1610 verbrannt.

Aber sogar der große Philosoph Leibniz schrieb: „Ich bleibe auch ganz der Meinung, daß man einem Tyrannen unter gewissen Umständen Widerstand leisten kann, wenn er ein Scheusal ist. Es ist ungefähr so, als befänden sich alle Untertanen auf demselben Schiff mit dem König, und der König faßte den abscheulichen Plan, sie in die Luft zu sprengen; ich glaube gewiß, daß man das Recht hätte, ihn daran zu hindern, selbst durch seine Tötung." Grotius, der berühmte Völkerrechtslehrer, verteidigte den Tyrannenmord für gewisse Fälle. Der englische Dichter Milton rechtfertigte ebenfalls den Tyrannenmord.

Erwähnenswert ist schließlich noch die Ansicht des Berliner protestantischen Theologen de Wette, welcher die Mordtat Sands an Kotzebue mit den Worten verteidigte: „So wie die Tat geschehen ist, durch diesen reinen, frommen Jüngling, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit." Der preußische König zögerte nicht, dem Verfechter dieser gefährlichen Lehre schleunigst seine Professur abzunehmen.

Und schließlich haben unzählige dem Tyrannenmörder zugejubelt, wie der „Vorwärts" 1878 eine russische Mörderin mit Namen Vera Sassulitsch mit folgenden Versen feierte:

„In Petersburg, da eilt herbei
Die Rächerin mit festem Mut
Und badete das harte Blei
In fließendem Tyrannenblut."

Nun müssen wir uns freilich beeilen hinzuzufügen, daß sich die Verfechter solcher Lehren im ganzen gesehen in der Minderheit befinden. Christen und Heiden, Katholiken und Protestanten, Republikaner und Sozialisten haben zumeist den Tyrannenmord scharf verurteilt. Selbst Bebel hielt im Jahre 1898 einen Vortrag, in dem er die Sozialdemokratie gegen den Vorwurf, sie lehre den Tyrannenmord, verteidigte. „Wir bekämpfen den Glauben an die nützliche Wirkung der Attentate auf das allerentschiedenste. Niemals wird uns der Glaube kommen, mit der gewalttätigen Beseitigung mächtiger Persönlichkeiten, die uns entgegentreten, einen besonderen Vorteil zu haben." Und er fügt die richtige Bemerkung hinzu: „Vielmehr tritt das Gegenteil ein."

Mord ist verwerflich. Aber, und dies ist das Merkwürdige und Inkonsequente, beim Tyrannenmord fühlte man anders. Schiller verherrlicht Tell, Schiller verherrlicht den Tyrannenmord in seiner „Bürgschaft". Garibaldi setzte eine Pension für die Hinterbliebenen eines Attentäters auf den König von Neapel aus. Der Partei des Mörders bleibt der Tyrannenmörder immer ein Held, man mag es drehen, wie man will.

Für das Christentum, besonders für den Katholiken, muß übrigens der Tyrannenmord schon aus folgendem Grunde verwerflich sein. Der plötzliche Tod ist nach solcher Anschauung für einen übeltuenden Menschen das größte Unglück, da er ihn im Zustand der Sünde in die Ewigkeit abberuft. Der Tyrann ist aber ein übeltuender Mensch, und im Wesen des Tyrannenmordes liegt das Heimliche, Überraschende, Meuchlerische. Also ist ein Tyrannenmord eine schwere Versündigung an der unsterblichen Seele des Nächsten.

Auch außerhalb sittlicher Anschauungen muß aus einer praktischen Erwägung der Tyrannenmord theoretisch verurteilt

werden. Wir haben dieſen Grund ſchon geſagt. Er beſteht in dem Zweifel am Weſen des Tyrannen. Wer iſt ein Tyrann? Und wichtiger noch, wer iſt befugt, zu beſtimmen, daß der oder der ein Tyrann ſei? Selbſt öffentliche Urteile ſind dem Irrtum unterworfen. Und jenes ſchreckliche Blutdekret der lutheriſchen Biſchöfe Schwedens über den König Erich XIV. iſt mit Recht verurteilt worden: „Daß ſie mit den guten Herren im Reichsrate und anderen treuen Einwohnern des Reiches Schweden vollkommen frei und ungezwungen dazu beraten und eingeſtimmt, daß, wofern irgendein Aufruhr und Unbeſtand hier im Reiche noch weiter begonnen und vorgenommen würde, König Erichs wegen, alsdann vorbemeldeter König Erich am Leben nicht verſchont, ſondern nach Gebühr und Verdienſt beſtraft würde.“ Denn es wäre „beſſer und chriſtlicher, daß einer leide, als daß viele ins Verderben kämen.“ Und ſo wurde König Erich im Jahre 1577 mit einer vergifteten Erbſenſuppe umgebracht.

Erkennt man in dieſen Worten nicht den Spruch des Koran, Mord ſei beſſer als Unordnung? In der Geneſis aber ſteht: „Wer Menſchenblut vergießt, deſſen Blut ſoll auch vergoſſen werden.“

Verändert ſich indeſſen nicht ſchon von dieſem Satze aus die moraliſche Berechtigung des Tyrannenmordes? In der Tat iſt es oft ſehr ſchwer und manchmal gar nicht zu unterſcheiden, ob ein Tyrannenmord oder ob Blutrache vorliegt. Wohl die meiſten Tyrannenmörder hatten neben der öffentlichen Sache auch noch eine Privatangelegenheit mit den Tyrannen abzumachen. Der rächende Mord iſt, wie die Geſchichte der Blutrache lehrt, bei vielen Völkern und in vielen Zeiten erlaubt, ja von der Sitte geboten geweſen. Die großen Tyrannen waren zumeiſt politiſche Maſſenmörder. Galt die Blutrache, ſo mußte die Zahl der Bluträcher ſehr groß ſein.

Auch die Blutrache iſt, obwohl ebenfalls langſam und allmählich, vom ſittlichen Bewußtſein der Völker verurteilt worden. Und zwar ſchneller und unbedingter als der Tyrannenmord. Deshalb iſt häufig derjenige, welcher einen

Mächtigen aus Rachsucht umbrachte, auf die rettende, jedenfalls beschönigende Ausrede verfallen, es handle sich um Tyrannenmord. Denn der Tyrannenmord schien ehrenwerter als die Blutrache.

Wenn man aus der Zahl der Tyrannenmörder alle diejenigen streicht, welche ihre Tat aus Blutrache getan haben, so werden auch vom Rest noch diejenigen in der Minderheit sein, welche wirklich das gemeine und öffentliche Wohl im Auge hatten. Diejenigen werden überwiegen, die, statt das Beste des Ganzen zu wollen, aus gekränkter Eigenliebe, verletzter Eitelkeit oder ganz allgemein aus Haß handelten. Goethe sagt:

„Einen Tyrannen zu hassen vermögen auch knechtische Seelen, nur wer die Tyrannei hasset, ist edel und groß."

So sehr sich aber auch alle Menschen darin einig sein mögen, daß der Mord aus Rache und der Mord aus Haß unsittlich sind, so wenig wirkliche und gefühlsmäßige Übereinstimmung kann über den wahren Tyrannenmord herrschen. Wir sagten schon, daß die theoretische Verurteilung von den allgemeinen Grundsätzen der Ethik und Moral her die gefühlsmäßige Verurteilung noch nicht in sich schließt. Der einzelne Mensch und mehr noch die Masse Mensch, die öffentliche Meinung oder das öffentliche Gewissen ist kein durch und durch und in jeder Beziehung logisch aufgebautes Wesen; das Irrationale überwiegt.

Um nun unser Thema systematisch zusammenzufassen: gegen den Tyrannenmord sprechen folgende Gründe: erstens, das fünfte Gebot: Du sollst nicht töten! Zweitens kann im sozialen Leben dem einzelnen unmöglich ein Urteil darüber zugestanden werden, ob ein Machthaber schädlich oder nützlich sei. Manche Tyrannen sind mit Recht von ihren Völkern als Erlösung von Bürgerkrieg und Rettung aus Anarchie empfunden worden. So Cäsar. Drittens ist es nach religiöser Anschauung eine schwere Sünde, die vielleicht schuldbeladene Seele des anderen unvorbereitet in die Ewigkeit und vor das göttliche Gericht zu stoßen.

Die Anhänger des Tyrannenmordes werden aber gegen den ersten Grund: Du sollst nicht töten! anführen, daß auch der Krieg, die Hinrichtung, vor allem aber die Notwehr erlaubt sei. Sie werden ferner bezüglich des zweiten Grundes darauf verweisen, daß sehr viele Tyrannen zweifellos schädliche Wesen sind und ein Irrtum gar nicht möglich sei. Und so bliebe schließlich nur der letzte Grund unwiderlegt, und er ist wirklich unwiderlegbar.

Ein anderes ist natürlich die moralische Rechtfertigung und Verurteilung des Tyrannenmordes, ein anderes die wirkliche Reaktion der Gesellschaft. Hier treffen wir dieselbe Sachlage an, der wir uns bei der Betrachtung der Revolution gegenüber sehen: Der Sieger ist gerechtfertigt, der Besiegte ein Verbrecher. Jede Politik ist ein Spiel, das man gewinnen und verlieren kann; der Verlierer muß bezahlen. Hat er auf Blut gesetzt, so wird er leicht das Leben verlieren.

II.

Königsmord

5. In Deutschland

Der Tod Philipps

Am 21. Juni 1208 war König Philipp von Schwaben aus dem Hause Staufen früh am Morgen aus der Stadt Bamberg ausgeritten, um einem jungvermählten Paare, welches am Tage vorher in Bamberg Hochzeit gefeiert hatte, ein Stück Weges das Geleit zu geben. Die junge Frau, Beatrix von Burgund, war seine Nichte, und Philipp hatte sie, die sein Mündel war, dem Herzog Otto von Meran aus dem Hause Andechs zur Gattin gegeben. Das Haus Andechs war damals mächtig und stand auch bei diesem Staufen hoch in Gunst. Der Bischof von Bamberg, dessen Gastfreundschaft der König in Anspruch nahm, war ein Andechs;

auch der Bruder des Bischofs, Markgraf Heinrich von Istrien, gehörte zum Freundeskreis des Königs. Man muß das von Anfang an betonen, denn die Andechs sollten schon am nächsten Tage im schrecklichen Verdachte des Königsmords stehen.

Es war ein heißer Sommertag, und der König kehrte mit seinem Gefolge früh wieder um. Obwohl es ihm politisch besser als je ging — er rüstete zu der entscheidenden und aller Voraussicht nach vernichtenden Schlacht gegen den Welfen Otto, der angemaßter Gegenkönig war — fühlte sich der König nicht wohl. Seine Ärzte hatten ihm vor dem Feldzuge Schonung und einige Wochen Ruhe in Bamberg empfohlen. In die Bischofsburg zurückgekehrt, legte er sich nach einem Aderlaß auf sein Ruhebett. Dort weilten außer dem engeren königlichen Gefolge und dem Bischofe von Bamberg Ekbert, dessen schon genannter Bruder Markgraf Heinrich, der Bischof von Speyer, Konrad von Scharfenberg und der Truchseß Heinrich von Waldburg.

Es war gegen drei Uhr nachmittag, der König schlief noch, als neue Gäste am Burgtor Einlaß begehrten. Es war Otto von Wittelsbach, ein bayrischer Pfalzgraf, mit einigen Knappen. Man ließ ihn ein. Er war häufig Genosse des Königs gewesen; ja, der König hatte, wie man allgemein wußte, ihn zu seinem Schwiegersohn machen wollen. Die Königstochter Beatrix sollte, wenn sie erst erwachsen sei (sie war damals höchstens sieben Jahre) die Gattin des Pfalzgrafen werden. Inzwischen hatten sich freilich einige Schwierigkeiten ergeben; diese Verlobung war von seiten des Königs wieder aufgelöst worden, weil, so munkelte man, der König einen mächtigeren Eidam in Aussicht hatte: den Neffen des Papstes.

Unangemeldet betrat der Pfalzgraf das Gemach des Königs. Dieser fuhr aus dem Schlafe auf, begrüßte den Pfalzgrafen, der seinen Degen zog, um, wie der König glaubte, ihm eines seiner Kunststücke vorzumachen, denn der Wittelsbacher war als Fechtkünstler berühmt. Sei es, daß die Kunststücke des Pfalzgrafen in Anwesenheit des Truchseß und des Bischofs

von Bamberg den König ermüdeten, sei es, daß ihn irgend etwas an dem Gebaren des Wittelsbachers unheimlich vorkam, er gebot dem sonderbaren Fechterspiel plötzlich Einhalt und wünschte allein gelassen zu werden.

„Aber es soll kein Spiel mehr sein!" — rief der Pfalzgraf, sprang auf den König zu und stieß dem Staufen die Klinge in den Hals. In der Schlagader getroffen, sank Philipp zurück und verschied sogleich auf dem blutbefleckten Bett.

Noch hatten die beiden Anwesenden nicht begriffen, was geschehen war. Zu spät warf sich der Truchseß auf den Mörder. Otto von Wittelsbach verwundete ihn am Kinn und stürmte davon, und so trug Heinrich von Waldburg, des Königs Truchseß, zeitlebens diese Narbe wie ein Ehrenmal.

Ehe die Burg aus der Mittagsruhe erwachte, war der Mörder verschwunden. Böse Zungen behaupteten sogleich, der Bischof von Bamberg und sein Bruder, Heinrich, hätten ihm zur Flucht verholfen, ja, sie vorbereitet und von der Tat sogar vorher gewußt. Es scheint, als ob der Bischof von Speyer und der Truchseß diesen Verdacht gegen den Bischof Ekbert und Markgraf Heinrich teilten.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf die Tat das deutsche Reich. Aber noch ehe diese Kunde die Fürsten, die Königin und ihre Kinder erreichte, war Philipp begraben; schon am Morgen nach der Mordtat trugen sie ihn in den Dom. Später ist die Leiche in den Dom zu Speyer gebracht und dort bestattet worden.

Am 21. Juni war der Mord geschehen, zwei Tage später kam die Nachricht nach Quedlinburg, in dessen Nähe sich Otto, der Welfe, aufhielt, der sich nun mit einem Male seines Gegners entledigt und als unbestrittener König sah. Am 30. Juni erreichte die Kunde vom Königsmord die norditalienische Stadt Mantua, wo gerade die Gesandten des Königs mit dem päpstlichen Legaten verhandelten.

Philipps Gattin, Maria, hörte die Todesnachricht auf einem ihrer Schlösser in Schwaben. Sie hat es nicht verwunden und ging daran zugrunde. Am 20. August des gleichen

Jahres ſtarb ſie in einer Frühgeburt und wurde im Kloſter Lorſch begraben. Dieſe Königin hatte viel, viel Unglück geſehen. Maria war keine Deutſche, ſondern Griechin, Tochter der Kaiſerin Irene und des Kaiſers Iſaak Angelus. Sie hatte es erleben müſſen, daß ihr Vater von ihrem Bruder geſtürzt und geblendet worden war. Alexius, ihr anderer Bruder, wandte ſich um Hilfe nach Venedig; dieſes half, aber nicht um den Prinzen zum Throne zu verhelfen, ſondern um Konſtantinopel zu erobern. Schon vorher war Maria die Gattin Roberts von Sizilien. Nach deſſen Tode hatte ſie den Sohn Barbaroſſas, Philipp von Schwaben, geheiratet. Alle ihre Verwandten waren tot, zum Teil ermordet. Nun ſah ſie ſich auch ihres Gatten beraubt, dem ſie vier Töchter geboren hatte.

Eine dieſer Töchter, Beatrix, die jüngſte, war alſo angeblich der Anlaß zu dem eben geſchilderten Morde geweſen. Die älteſte Tochter, ebenfalls mit Namen Beatrix, mußte, dem Brauche nach, die Beſtrafung des Mörders fordern. Am 11. November 1208, faſt ein halbes Jahr nach dem Tode des Vaters, ein Vierteljahr nach dem Tode der Mutter, ſtand Beatrix vor dem Reichstage, den Otto IV., nunmehrig unbeſtrittener Kaiſer Deutſchlands, nach Frankfurt einberufen hatte. Vor den deutſchen Fürſten klagte die zehnjährige Königstochter den Wittelsbacher des Mordes an und forderte vom Kaiſer die Beſtrafung des Mörders.

Der Reichstag beeilte ſich, den Mörder zu ächten und es jedermann zur Pflicht zu machen, den Geächteten zu töten, wo man ihn auch treffen möchte. Seine Güter wurden konfiszierk, und die anderen Wittelsbacher zögerten keinen Augenblick, die Konfiskation auszuführen, um das Erbe ihres geächteten Vetters anzutreten.

Aber nicht allein den Mörder, Otto von Wittelsbach, traf die Rache. Die beiden Andechs, der Biſchof Ekbert von Bamberg und der Markgraf Heinrich von Iſtrien, wurden offen der Beihilfe zum Morde beſchuldigt. War der Mord doch im Hauſe des einen geſchehen, und konnte man

doch annehmen, daß die Flucht des Mörders nicht geglückt wäre, hätte der Hausherr nicht seine Hand im Spiele gehabt. In Wirklichkeit aber scheinen die beiden unschuldig gewesen zu sein. Damals freilich zogen sie es vor, nach Ungarn zu flüchten und ihren Verwandten und Freunden die Rechtfertigung zu überlassen. Auch der Papst wurde in Anspruch genommen. Diese Rechtfertigung glückte. Die Andechs hatten mächtige Verwandte genug. Ihre Schwester war die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien. Herzog Heinrich von Schlesien hatte nämlich die Herzogstochter von Meran zur Gattin genommen (es handelt sich übrigens nicht um Meran in Tirol, sondern um eine dalmatinische Besitzung).

Auf dreifache Weise war die Familie der Andechs in den Mord verstrickt. Zunächst hatte an dem Mordtage die Hochzeit eines Herzogs von Meran, also auch eines Andechs, mit der Nichte Königs Philipps stattgefunden. Dann war der Mord im Hause des Bischofs Ekbert von Andechs geschehen. Und schließlich sollte auch der wahre Grund des Mörders in die Familie der Andechs führen.

Otto von Wittelsbach war zunächst die Hand der Königstochter selbst versprochen gewesen, oder er war, wie damals die Sitte erlaubte, mit ihr verlobt, obwohl es sich um ein Kind handelte, das erst vier Jahre alt war. Dann aber hatte der König diese „Verlobung" von sich aus aufgehoben. Als nach der blutigen Tat die Persönlichkeit des Mörders Mittelpunkt unzähliger Gespräche war, verbreiteten sich die unsinnigsten Gerüchte. Einige sagten, der König habe die Verlobung aufgehoben, weil der Pfalzgraf sich als ein sehr brutaler und gewalttätiger Mann gezeigt habe. Es hieß, er hätte seine Untergebenen wegen der geringsten Vergehen töten lassen. Das ist wahrscheinlich übertrieben; nur ein Totschlag ist mit einiger Wahrscheinlichkeit bekannt, der Tod eines Bauern durch Ottos Hand. Allein es ist kaum anzunehmen, daß Kaiser Philipp aus solchen Beweggründen handelte. Vielmehr scheint er tatsächlich seine Tochter für politisch zweckmäßigere Verbindungen ausersehen zu haben.

Ob darüber nun der abgewiesene Pfalzgraf so in Wut geraten ist? Es gibt noch eine andere Erklärung, die wahrscheinlicher klingt. Der König soll dem Pfalzgrafen nach der Auflösung der Verlobung anheimgegeben haben, sich um eine andere deutsche Fürstentochter zu bewerben, und ihm seine Fürsprache in Aussicht gestellt haben. Die Wahl des Wittelsbachers sei nun auf Gertrud von Schlesien gefallen, die Tochter der heiligen Hedwig und so auch eine Andechs. Auf Verlangen des Wittelsbachers hätte der König diesem einen Brief an den Herzog von Schlesien mitgegeben. In dem versiegelten Schriftstücke aber habe nicht, wie der Pfalzgraf annehmen mußte, eine Empfehlung, sondern eine Warnung vor dem Freier gestanden. Aus Wut über diesen Uriasbrief habe der Pfalzgraf beschlossen, König Philipp zu töten.

Auch diese Erklärung klingt nicht überzeugend. Aber sie ist immer noch annehmbarer als alle anderen Gerüchte, welche sich um die Beziehungen des Mörders zum Ermordeten bildeten. Vielleicht aber ist das alles nicht richtig, und irgendein Geheimnis, das der Gemordete und der Mörder mit ins Grab nahmen, war die Ursache der in Deutschland unerhörten Tat.

„A Teutonicis saeculis scelus inauditum" — schrieb ein Chronist über die Tat: Sie sei seit Menschengedenken unerhört bei den Deutschen gewesen.

Der Mörder war verloren. Vom Kaiser und den deutschen Fürsten geächtet, von seinen Verwandten verfolgt, und von allem Volk als Königsmörder gehaßt — König Philipp war so beliebt wie vielleicht kein anderer Staufe; wir haben den Niederschlag dieser Volkstümlichkeit in vielen Liedern Walthers von der Vogelweide noch vor Augen. Unstet und flüchtig trieb sich der Pfalzgraf verkleidet in Bayern umher. Der Truchseß suchte nach ihm und fand ihn schließlich in der Gegend von Regensburg. Ein Bauer verriet dem Truchseß den Aufenthalt Ottos — eine armselige Scheuer. Dort wurde Otto von Wittelsbach, Mörder Philipps von Staufen, vom Truchseß niedergestochen. Jener Bauer aber, der den Königs-

mörder verriet und seinem Rächer überantwortete, hatte für seinen Verrat gute Gründe. Er war der Sohn jenes Bauern, den vor Jahren der Pfalzgraf selbst ermordet hatte.

Allmählich wurde es stiller um die Tat, und andere Ereignisse drängten sich in den Vordergrund. Otto IV. geriet in die größten politischen Schwierigkeiten. Wie er der Gegenkönig Philipps gewesen war, so erhob sich auch gegen ihn ein Gegenkönig, wieder ein Staufe, der nachmalige Friedrich II. Vergebens versuchte der Welfe, durch eine politische Heirat seine Lage zu verbessern. Er heiratete nämlich die Tochter Philipps, die ältere Beatrix, dieselbe, welche auf dem Reichstag als Klägerin aufgetreten war. Die Hochzeit fand im Juli des Jahres 1212 in Nordhausen statt. Die vierzehnjährige Kaiserin überlebte diesen Tag nur um drei Wochen. Sie starb am 11. August des Jahres 1212.

Seitdem war es mit dem Glücke Ottos aus. 1214 konnte er sich kaum noch deutscher König nennen, und 1218 starb er fast vergessen auf der Harzburg.

Die anderen Königstöchter wurden noch von Otto IV., der als Nachfolger ihres ermordeten Vaters der Vormund war, mit anderen Fürsten verlobt oder verheiratet. Eine ging nach Brabant, eine andere nach Böhmen, Beatrix, die jüngere aber, derentwegen der Mord angeblich geschehen war, heiratete Ferdinand III. von Kastilien und wurde so die Ahnfrau einer mächtigen spanischen Dynastie.

*

Albrecht I.

Genau hundert Jahre nach dem Tode Philipps von Schwaben geschah der andere Königsmord der deutschen Geschichte.

Der Sohn Rudolfs von Habsburg, Albrecht I., war nicht ohne Schwierigkeiten zur deutschen Kaiserkrone gelangt. Nach dem Tode seines Vaters war Adolph von Nassau deutscher König geworden. Albrecht beging sogleich Hochverrat und empörte sich gegen König Adolph. Adolph von Nassau wurde bei Mainz besiegt; und vielleicht

ist es wahr, daß in jener Schlacht Albrecht von Habsburg mit eigener Hand den König erschlug. Genau zehn Jahre später aber wurde er selbst ermordet, freilich nicht in offener Schlacht, sondern meuchlings von einem Verwandten.

Die Habsburger sind ein Schweizer Geschlecht. Ihre Burg, die Habsburg, steht in der Nordschweiz im Kanton Aargau. Schon im Jahre 1111 ist hier ein Habsburger ermordet worden.

Die Habsburger besuchten auch als Könige noch oft ihre Stammburg. 1308 hielt Albrecht dort Hof. Zu seinem Gefolge gehörten nicht nur seine Söhne, sondern auch entferntere Verwandte. Unter ihnen war Johann, des Königs neunzehnjähriger Neffe. Bei einem Spazierritt stieß dieser Jüngling dem achtundfünfzigjährigen Kaiser das Schwert in die Brust. Drei weitere Adlige vollendeten das Mordwerk. Die Tat geschah an den Ufern der Aare und Reuß in einem Getreidefeld. Später gründete man hier zur Buße das Kloster Königsfelden.

Warum hat dieser neunzehnjährige Johann seinen königlichen Oheim umgebracht? Das Motiv ist ebenso rätselhaft wie die Beweggründe, die einst Otto von Wittelsbach zum Morde trieben. Angeblich fühlte sich der Neffe von seinem Kaiser benachteiligt. Er habe ihm das Erbe vorenthalten. Die Mutter Johanns war eine böhmische Königstochter. Vielleicht wollte Johann die böhmische Königskrone. Doch ein Mord war die schlechteste Art, die Krone zu erwerben. Der Mörder mußte wissen, daß er seines Erbes verlustig ging. Die Tat war ebensowenig wie die Ermordung des Staufen hundert Jahre vorher politisch vorbereitet gewesen, d. h. die Mörder hatten sich keine Gedanken darüber gemacht, was nach der Tat geschehen sollte. Beide, Otto von Wittelsbach und Johann von Habsburg, dachten nur an die Tat. Sie handelten aus Rache oder — aus Haß.

Rache allein aber könnte als Motiv die Tat nicht erklären, wenigstens nicht, wenn die überlieferten Motive der Mörder richtig sind. Johann von Habsburg im Gefolge des deutschen

Kaisers ging es gut. Der Kaiser bevorzugte den Jüngling vor allen anderen Adelssöhnen seines Reiches. Warum haßte er den kaiserlichen Wohltäter? Wir wissen es nicht.

Das Schicksal der Mörder bleibt zu berichten. Außer Johann von Habsburg waren an dem Mord beteiligt ein Herr von Eschenbach, ein Rudolph von der Balm und ein Herr von Wart. Alle Mörder flohen. Der Eschenbacher soll sich, wenn die Zeitberichte recht haben, nach Schwaben geflüchtet haben, soll dort Viehhirt gewesen sein und fünfunddreißig Jahre unerkannt unter Bauern gelebt haben. Erst auf seinem Sterbebette habe er seine Tat gestanden. Es muß sehr schwer gewesen sein, in solcher Verkleidung die Umwelt zu täuschen. Der Nachfolger des ermordeten Albrecht, Heinrich VII. von Luxemburg, ächtete die Mörder, sie waren vogelfrei. Doch auch Rudolph von der Balm entging dem Strafgericht. Er habe sich, sagt die Chronik, in einem Nonnenkloster zu Basel verborgen gehalten und sei dort eines natürlichen Todes gestorben. Der von Wart flüchtete nach Avignon, warf sich dem Papst zu Füßen, wurde aber dem Herzog Albrecht von Österreich ausgeliefert, der ihn auf dem Mordplatz aufs Rad flechten ließ.

Mysteriös ist das Schicksal des eigentlichen Mörders Johann von Habsburg. Man erinnert sich des angsterfüllten Flüchtlings Parricida aus Schillers Tell. Manche sagen, er sei nach Italien entkommen und habe dort in einem Kloster Schutz gesucht, die Verzeihung des deutschen Kaisers erlangt und sei in der Verborgenheit eines natürlichen Todes gestorben. Andere wollen wissen, daß er als Gefangener in einem Kerker zu Pisa hinsiechte. Keiner der Berichte ist indessen zweifelsfrei und verbürgt.

*

Rätselhaft und ungeklärt bleiben diese beiden Kaisermorde der deutschen Geschichte. Man kann aber mit Recht zweifeln, ob es sich bei ihnen überhaupt um politische Morde im Sinne des Wortes handelt.

6. In Frankreich

Heinrich III.

Heinrich III., dessen Leben unter dem Dolche eines Mörders erlosch, hatte selbst viele Meuchelmorde auf dem Gewissen. Die Tragödie seines Lebens schließt an die Bartholomäusnacht, jene politischen Massenmorde, von denen wir an anderer Stelle erzählen.

Die Mutter dieses Heinrichs war die berühmte oder berüchtigte Katharina von Medici. Sein Vater war Heinrich II., der im Jahre 1559 starb; sein Großvater Franz I., der große Gegner des deutschen Kaisers Karl V. Selten stand eine königliche Familie so in dem Mittelpunkt historischer Ereignisse wie diese Kinder der Katharina von Medici. Sie ist die Mutter dreier Könige und die Mutter zweier Königinnen. Die drei Könige sind Heinrich III. (von dem im folgenden die Rede ist), Franz II. (der erste Gemahl der Maria Stuart) und Karl IX., der zwei Jahre nach der Bartholomäusnacht starb. Die Königinnen sind: Elisabeth von Spanien, die Gattin Philipps II., und Margarethe von Frankreich, die Gattin Heinrich IV. (des Nachfolgers Heinrichs III.).

Die ersten Regierungsjahre Heinrichs III. waren vom sogenannten „Kriege der drei Heinriche" ausgefüllt. Diese drei Heinriche sind: Heinrich III. selbst, sein Nachfolger Heinrich IV., damals noch König von Navarra und schließlich Heinrich von Guise, der Führer der katholischen Partei, welche sich in der „Heiligen Liga" organisiert hatte.

Wir werden an einer anderen Stelle erzählen, wie König Heinrich III. den Heinrich von Guise und dessen Bruder, den Kardinal Guise, umbringen ließ. Dieser Mord, geschehen im Schlosse Blois im Jahre 1588, befreite den König zwar von zwei Feinden, aber nicht von der feindlichen Partei. Als die Kunde der Bluttat nach Paris gelangte, schloß die Hauptstadt Frankreichs ihre Tore. Paris war katholisch. Auch der König war katholisch, aber er kämpfte gegen die

katholische Partei und hatte eben die Führer der katholischen Partei meuchlerisch beseitigen lassen. Die Pariser Universität, die Sorbonne, exkommunizierte den königlichen Mörder. Es war eine ziemlich unsinnige Amtshandlung, aber bezeichnend für die Selbstherrlichkeit der damaligen französischen katholischen Kirche; natürlich gebührte nur dem Papste das Recht, zu exkommunizieren. Trotzdem hatte diese angemaßte Amtshandlung eine große und für den König verhängnisvolle Wirkung. Die Theologen der Sorbonne lehrten, das französische Volk sei vom Treueide, den es dem König geleistet, entbunden, weil dieser König die katholische Religion bekämpfte; das französische Volk sei berechtigt, sich gegen den König zu erheben und zu bewaffnen. Heinrich III. sei nicht mehr König und maße sich diesen Titel nur noch an. Paris weigerte sich, die Herolde des Königs zu empfangen.

Nicht nur Paris handelte so. Amiens, Abbéville, Le Havre, Rouen, Troyes, Reims, Toulouse, Orléans und Lyon taten wie Paris getan. Ja, ganze Provinzen kündigten den Gehorsam: Das Languedoc, die Bretagne und die Provence.

Paris ging weiter. Der spanische Gesandte beeinflußte dort den Lauf der Ereignisse. Unter seinen Auspizien trat im Rathaus eine Konferenz zusammen, welche sich merkwürdig zusammensetzte. Nicht nur Bischöfe gehörten zu ihr, nicht nur die Prinzen des königlichen Hauses, die sich katholisch nannten, nicht nur die berühmtesten Theologen der Sorbonne, sondern auch Deputierte des Adels und der Bürgerschaft. Der Bruder des ermordeten Heinrich von Guise, ein Herzog von Mayenne, stellte sich an die Spitze einer neuen Regierung, die aus dieser Konferenz hervorging. Heinrich III. versuchte seine Lage durch direkte Verhandlungen mit diesem Herzog von Mayenne zu retten. Mittelsmann war merkwürdigerweise der päpstliche Nuntius. Der Herzog wies alle Angebote entrüstet zurück und nannte den König nicht mehr König, sondern erklärte feierlich und im Angesichte von ganz Frankreich, daß mit diesem Heinrich III. kein Ver-

trag mehr möglich sei, weil er alle Verträge durch den Meuchelmord gebrochen habe.

Es gab wieder Krieg. Der König hatte nicht mehr viele Bundesgenossen und Untertanen. Blois, Tours und einige andere Festungen hielten mehr notgedrungen als freiwillig zu ihm. Wäre nicht Heinrich IV. als Bundesgenosse in freilich sehr egoistischer Absicht zu ihm gestoßen, so hätte er den Krieg mit seinem Lande Frankreich kaum aufnehmen können.

Heinrich IV., damals König von Navarra, war Protestant. Beide Fürsten schlossen einen Vertrag miteinander und trafen sich im April 1589 im Park von Plessis-Le-Tours. Damit hatte der katholische König Frankreichs die Hilfe der französischen Hugenotten für seine Sache gewonnen. So kam es, daß der König bald wieder ein Heer von 40 000 Mann zusammenbrachte. Er zog nach Paris, nachdem er Senlis und Pontoise genommen hatte. Aber noch war Paris zu erobern, und der König war zu schwach, es einzukreisen. Er schlug sein Lager in St. Cloud auf.

Die Hauptstadt dachte nicht daran, sich zu ergeben. Durch die Straßen zogen Prozessionen mit den Reliquien der Stadtheiligen. Von den Kanzeln wurde gegen den mörderischen König gepredigt. Unzählige Pamphlete forderten Rache für die beiden Guise. Vielerorts in Paris wurde die Ermordung dieses verbrecherischen Königs als ein verdienstliches Werk im voraus gelobt.

Es war nicht umsonst: der politische Mord geschah wirklich. Ein Dominikaner aus dem Kloster der Jakobiner, wo 200 Jahre später sich die Revolutionäre zu einem anderen Königsmorde organisieren werden, machte sich zum Werkzeug so viel fanatischen Hasses. Er hieß Jacob Clément und soll ein schwacher und einfältiger Mönch gewesen sein. Die Lehre der Sorbonne, mehr noch die Pamphlete und vor allem die herrschende Meinung, daß dieser Königsmord nicht nur erlaubt, sondern verdienstlich sei, hatten ihn den Sinn verwirrt. Jacob Clément beschloß, den König umzubringen.

Mit einem Brief an den König und einem großen Messer,

das er in ein Kräuterelixier getaucht hatte, um den Stich auf jeden Fall tödlich zu gestalten, schlich er sich aus einem Tor der Hauptstadt. Er frug sich zum Lager des Königs durch. Dort begehrte er, vor den König selbst geführt zu werden, dem er einen Brief zu übergeben wünschte. Der König war auf jeden dieser Briefe sehr erpicht, da ihm an Informationen aus der Hauptstadt naturgemäß viel gelegen sein mußte. Man führte also den Mönch zum König, der auf dem Nachtstuhl (sagt der Mordbericht) saß und den Mönch vorließ. Während er sich noch die Kleider festmachte, stieß ihm der Mönch das lange Messer in den Unterleib. Soldaten eilten herbei, machten den Mörder nieder. Zwar meinte Heinrich: „Es ist weiter nichts" und schrieb am Abend noch ein paar Briefe, daß der Schurkenstreich mißglückt sei, aber am nächsten Morgen war er tot, tot wie der Balafré, tot wie der Kardinal von Guise, tot wie Maria Stuart, tot wie sein Bruder, Herzog Franz, den man kurz vorher vergiftet hatte. Eine Königsdynastie war im Blute umgekommen — Heinrich III. war der letzte der Valois.

Kurz vorher war Katharina von Medici, seine Mutter, gestorben. Sie hatte noch den Mord im Schlosse Blois erlebt, aber Zeuge der Ermordung ihres mörderischen Sohnes brauchte sie nicht mehr zu sein.

Heinrich IV.

Der Bundesgenosse Heinrichs III., König von Navarra, wurde der Nachfolger des Ermordeten. Die Dynastie der Valois war erloschen. Heinrich von Navarra entstammte der Dynastie Bourbon, welche ihren Ursprung ebenso wie die Valois auf Ludwig den Frommen zurückführte. Überdies hatte der Bourbon die Schwester Heinrichs III., Margarethe von Valois, geheiratet.

Stärker als diese verwandtschaftlichen Beziehungen kam dem Thronprätendenten die Tatsache zustatten, daß er im Augenblick des Mordes im Lager von Paris anwesend war

und sofort die Dinge energisch in die Hand nehmen konnte. Eigentlich war sein Plan, König von Frankreich zu werden, Wahnwitz. Hatte sich dieses katholische Frankreich doch schon vorher gegen seinen katholischen König aufgelehnt, welcher der alten Dynastie entstammte, nur weil er nach Pariser Ansicht nicht tatkräftig genug gegen die Hugenotten vorging — wie sollte dieses selbe Frankreich den Führer der Hugenotten, den hugenottischen König, als rechtmäßigen Herrscher anerkennen. Doch Heinrich von Navarra setzte seinen Plan durch und wurde König Heinrich IV. von Frankreich. Freilich kostete es ihm ebenso wie seinem Vorgänger das Leben.

Es ist nicht unsere Aufgabe zu berichten, wie Heinrich König wurde. Nur an sein berühmtes Wort: „Paris ist eine Messe wert" — sei erinnert, jenes sarkastische und zynische Wort, mit dem der protestantische König zum Katholizismus übertrat, um die französische Krone zu erlangen. Er zwang das Schicksal, ihm zu dienen. Nachdem Heinrich seinen Übertritt zur katholischen Kirche erklärt hatte, öffneten sich ihm die Tore der Stadt Paris, der Papst hob seinen Bann auf, Philipp II. schloß mit ihm Frieden. Das Edikt von Nantes beendete den Religionskrieg.

Heinrich der IV. ist einer der tüchtigsten französischen Könige gewesen. Das Volk liebte ihn jedoch nicht. Schon kurz nach dem Einzuge des neuen Königs in Paris wurde ein Attentat gegen sein Leben unternommen. Jean Chastel drang in den Torweg des Louvre, drängte sich zu dem Könige, der inmitten eines großen Gefolges gerade seinen Palast verließ und wollte ihn erstechen. Der König wich indessen aus und verwundete den Mörder selbst. Chastel büßte seinen Mordversuch auf dem Schaffott. Er wurde gevierteilt, ein Jesuit, angeblich sein Anstifter, gehenkt. Die übrigen Jesuiten vertrieb man, weil sie bezichtigt wurden, die geistigen Urheber des Mordversuches gewesen zu sein. Aber viele dachten damals in Frankreich wie Chastel, daß die Ermordung Heinrichs IV. ein Gott gefälliges Werk sei. Diese Lehre wurde nie völlig unterdrückt, auch nicht, nachdem sich der Papst, die

Stände und die hohen kirchlichen Würdenträger Frankreichs mit dem Hugenottenkönig ausgesöhnt hatten.

Es kam hinzu, daß sich bald aus anderen als religiösen Gründen eine Opposition gegen den König bildete. Heinrich IV. ging nämlich entschlossen an die Befestigung der Monarchie. Daran nahmen selbst seine früheren Anhänger Anstoß. Der Marschall Biron, einst vertrauter Waffengefährte Heinrichs, zettelte eine Verschwörung gegen das Leben des Königs an. Aber auch diese Verschwörung wurde entdeckt. Der König brachte es fertig, den Marschall in heuchlerischer Freundschaft nach Fontainebleau einzuladen, dort mit ihm zu essen und zu spielen, und sich aufs beste mit ihm zu unterhalten. Heinrich IV. scheint gehofft zu haben, daß Biron ihm selbst die Verschwörung entdecken und um Verzeihung bitten würde. Als er dies nicht tat, auch auf Andeutungen des Königs nicht tat, wurde er noch während des Festes verhaftet und in die Bastille gebracht. Das Parlament verurteilte den achtunddreißigjährigen Marschall zum Tode. Man enthauptete ihn am 31. Juli 1602 im Hofe der Bastille. Dieser Staatsprozeß trug nicht wenig dazu bei, den König noch unbeliebter als vorher zu machen. Die Volksstimmung wurde immer bedrohlicher. In unzähligen Pamphleten hatte man das Privatleben des Königs als eines katholischen Herrschers unwürdig angegriffen. In den Straßen und auf den Plätzen der Hauptstadt nannte man ihn einen Ehebrecher; es war ja allgemein bekannt, daß Heinrich IV. in Unfrieden mit der Königin Margarethe lebte, und es war ebenso bekannt, daß er nacheinander vierzehn Maitressen hatte. Ganz Frankreich wußte ihre Namen: die vierzehnjährige Fosseuse, die Gräfin Diana Guiche, die Marquise von Guercheville, die sechzehnjährige Marie von Beauvilliers (die der König dem Kloster auf dem Montmartre entführte, wo sie Novize war, und die er wieder zurückschickte, als er ihrer überdrüssig wurde), die Gabrielle d'Estrées (ihr blieb der König bis zu ihrem frühen Tode treu), die Marquise Verneuil und noch sieben andere. 1601 ließ der Bourbon sich überdies von Margarethe von Valois mit Ein-

willigung des Papſtes ſcheiden, weil die Ehe kinderlos war. Er heiratete die Nichte des Papſtes, eine Medici, die zweite Medici unter den franzöſiſchen Königinnen, die ſpäter ſo mächtige und ſchließlich ſo unglückliche Maria von Medici. Aber auch dies wurde eine zänkiſche Ehe, und die Medici nahm ſich, dem Beiſpiel des Königs folgend, auch ihrerſeits Geliebte. Aber ſie gebar dem königlichen Gemahl einen Sohn — es iſt der kränkliche, grämliche Ludwig XIII., der ſpäter ſeine Mutter auf Wunſch des Kardinals Richelieu aus Frankreich verjagen wird. Alle dieſe Dinge trugen nicht zum Anſehen der Krone bei. In der Achtung, die der franzöſiſche Adel der geſchiedenen Königin Margarethe von Valois zollte, kam die Unzufriedenheit mit dem erſten Bourbon deutlich zum Ausdruck.

Aus dieſem Haß des Volkes entſtand die Kataſtrophe. Es war das Jahr 1610. Der König wollte als Verbündeter der proteſtantiſchen Union mit ſeiner Armee in den Jüliſch-Cleviſchen Erbſtreit eingreifen; es war alles vorbereitet, das Datum der Abreiſe des Königs ins Feld auf den 18. Mai feſtgeſetzt. Vier Tage vorher wurde er ermordet.

Der Mörder hieß Ravaillac. Ihn erfüllte der gleiche phantaſtiſche Geiſt, der dem Jacob Clément und dem Chaſtel den Dolch in die Hand gedrückt hatte. Ravaillac war früher in Dienſten des hingerichteten Marſchalls Biron geweſen, er gehörte zu den Franzoſen, welche in dem Könige ein nationales Unglück ſahen, weil er mit den Hugenotten Frieden geſchloſſen hatte. Dieſes nationale Unglück zu vertilgen, hielt er für ſeine Pflicht. Wahrſcheinlich hat er keine Helfer, nicht einmal Mitwiſſer gehabt.

Ravaillac wählte eine Ausfahrt des Königs für ſeine Tat. Der Wagen des Königs mußte in den engen Straßen der Stadt langſam fahren und oft halten. Einen ſolchen Augenblick nutzte der Mörder aus. Er ſprang auf ein Rad des Wagens und ſtieß dem König zweimal das Meſſer in den Leib.

Man zerriß den Mörder mit wilden Pferden — aber der

König Heinrich IV. blieb tot. Frankreich billigte den Mord nicht und verurteilte den Mörder auch moraliſch. Manche Anekdoten aber, damals im vollen Umlaufe, laſſen eine Auffaſſung erkennen, welche in dem Schickſal Heinrichs IV. ein Strafgericht Gottes ſahen. Papſt Paul V. erklärte den Mord für eine Gotteszüchtigung. Ähnlich dachten die alten Feinde der Franzoſen, die Spanier. Im Staatsrat Spaniens ſprach der Kardinal von Toledo im Hinblick auf die Todesnachricht: „Wenn Gott für uns iſt, wer iſt wider uns?“

7. Die Hinrichtung Karl I. von England

Unter den Königsmorden der europäiſchen Geſchichte ragen die beiden merkwürdigen Gerichtsverfahren hervor, mit denen ſich Frankreich und England ihre mißliebigen Könige vom Halſe ſchafften, indem ſie ihnen auf Staatskoſten die Köpfe abſchlagen ließen.

Am 20. Januar 1649 brachte man den gefangenen König Karl I. von England aus dem St. James - Palaſt in London in die Weſtminſterhalle, wo ſich ein Gerichtshof gebildet hatte. Der König entblößte ſein Haupt nicht, als er vor die Männer trat, die ſich vermaßen, über ihn Recht zu ſprechen. Aber auch die Richter, Puritaner und von ſich außerordentlich überzeugte Männer, hielten es beim Erſcheinen des Königs nicht für notwendig, ihre Hüte abzunehmen. Einer der Männer, mit gewaltiger Perrücke, erhob ſich, um umſtändlich die Anklage vorzuleſen; der König fiel ihm gleich ins Wort und fragte, mit welchem Rechte die Herren über ihrem Könige zu Gericht ſäßen; er habe nicht, wie der Ankläger ſage, ſeine Gewalt vom Volke, ſondern durch das Erbrecht.

Die Perrückenmänner fuhren in ihrem Gerichte fort; der König weigerte ſich, ihre Fragen zu beantworten, da er dieſes Gericht nicht anerkenne. Man führte ihn ab; er kam an dem mit ſchwarzem Tuche gedeckten Tiſch vorbei, auf dem das Gerichtszeichen, ein bloßes Schwert, lag. Man hörte ihn ſagen, daß er es nicht fürchte.

Am 25. Januar waren die sechs Gerichtstage der Puritaner über ihren König zu Ende; sie verurteilten ihn, den „Wüterich, Verräter, Mörder und öffentlichen Feind des Gemeinwesens“ zum Tode.

Karl I. war der Enkel der Maria Stuart, welche auf Veranlassung der Königin Elisabeth hingerichtet worden war. Maria Stuarts Sohn, der König Jakob, hatte nach Elisabeths Tode den englischen Thron bestiegen. Schon unter ihm war der Krieg zwischen dem Parlamente und der Krone ausgebrochen, der zu vielen politischen Prozessen und Hinrichtungen geführt hatte. Völlig in Konflikt mit dem Parlament geriet Karl I. Sein Minister und Feldherr, der Herzog von Buckingham, wurde in Portmouth meuchlings ermordet. Später verurteilte das Parlament den königlichen Minister Strafford und den Erzbischof Land zum Tode.

Der König regierte einmal mit seinem Parlamente, ein andermal ohne es, diktatorisch, wie man heute sagen würde. Es bildete sich, eigentlich zum ersten Male in der englischen, vielleicht in der Weltgeschichte, im Parlament eine feste Oppositionsgruppe; man bezeichnete sie als Rundköpfe, während die Anhänger der unumschränkten Königsgewalt sich Kavaliere nannten — die Urbilder der beiden großen britischen traditionellen Parteien. Die Rundköpfe fingen an, ihre Opposition gegen diesen König und gegen seine königlichen Ansprüche zu einer grundsätzlichen und weltanschaulich begründeten Opposition gegen das Königtum überhaupt und zu einer republikanischen Staatsgesinnung auszubauen.

Trotzdem wären die Dinge nicht zum äußersten eines nur schlecht durch eine Justizkomödie maskierten Königsmordes gekommen, wenn nicht die Waffen entschieden hätten. König Karl hatte in der Verteidigung seines königlichen Anspruches viele unklugen Maßnahmen getroffen. Dabei war er nicht etwa blutdürstig oder tyrannisch; gerade dieser Monarch, dem sie den Kopf abschlugen, hat wenig Todesurteile unterzeichnet, nicht aus Zufall, sondern weil er ungern Blut vergoß. Immerhin ließ er einem vornehmen Manne wegen Majestätsbeleidi-

gung die Ohren abschneiden. Die Rebellion kam aber erst offen zum Ausbruch, als der König so weit ging, sich an den Parlamentsmitgliedern zu vergreifen und den Versuch machte, aus der Sitzung heraus fünf Abgeordnete persönlich zu verhaften. Das war in diesem Parlament (man nennt es das „lange Parlament") nicht mehr möglich, denn ihm gehörte schon der Gegenspieler der Krone an: Oliver Cromwell.

Aus Bedford, dem heutigen Sitz einer berühmten Eisenindustrie, war dieser Cromwell gebürtig: Sproß eines alten Geschlechtes, das schon einen Lordkanzler gestellt hatte. Nach einer wilden Jugend warf er sich den Puritanern in die Arme, welche damals den Kampf gegen die anglikanische Kirche führten; diese bekannte sich zum Königtum, während die Puritaner republikanisch und durchaus protestantisch dachten. Cromwell kam ins Parlament. Aber in dem Unterhause hätte er wohl nie eine Rolle gespielt, wenn es auf Klugheit und Überredungsgabe angekommen wäre. Doch die Zeiten waren andere geworden; Kühnheit, nicht Klugheit, Mut zur Gewalttat und Revolution, nicht Taktik und Überzeugungskunst waren jetzt ausschlaggebend. Cromwell war damals schon über vierzig Jahre alt. Ranke vergleicht ihn mit Wallenstein, dem er in der Tat ähnlich ist — nur, daß in diesem englischen Wallensteindrama der Monarch umgebracht und der Hochverräter siegreich wird. Sein außerordentlicher Ehrgeiz mochte auf seinen Urgroßvater zurückgehen, der schon im englischen Staatswesen eine so große Rolle gespielt, die Mönche vertrieben, aber schließlich seinen Kopf als Hochverräter auf dem Richtblock verloren hatte. Das war nun gerade hundert Jahre her, als Oliver Cromwell seine blutige und gewalttätige, aber siegende Laufbahn begann.

Zunächst bewog Cromwell durch Intrigen den König zum Einschreiten gegen das Parlament und setzte ihn dadurch von vornherein ins Unrecht. Dann begann er, an der Spitze einer Freischar, gegen das bessere Gewissen Englands den Bürgerkrieg. Der religiöse Fanatismus der in ihrer Überzeugung

von den Königlichen bis aufs Blut gekränkten, gepeinigten Puritaner half ihm dabei. Mit einem Pſalm ging es in die Schlacht, „im Namen des Allerhöchſten“ hieben ſie den letzten Feind nieder, ſie gaben kein Pardon.

Die Eiſenmänner Cromwells ſiegten alſo über die reguläre Truppe des engliſchen Königs. Der König ward gefangen und ihm der Prozeß gemacht. Das Oberhaus weigerte ſich, an dieſem Hochverrat und Verfaſſungsbruch teilzuhaben — nun, ſo wurden die Lords eben aufgelöſt. Dem König ward ſein Todesurteil verleſen. Er nahm es ruhig hin. Mit königlicher Würde betrat er das Schaffott, das die Bosheit der britiſchen Revolutionäre dort errichten ließ, wo ſonſt der König die Huldigung vom Volke erhielt. Auch Karl I. ſprach zu ſeinem Volke von dieſer Stätte aus ein letztes Mal. Er behauptete, als Märtyrer des konſervativen Gedankens gegen den Umſturz zu ſterben; doch gab er zu, daß er ſeinen Tod vielleicht verdient hätte: empfand er doch Skrupel wegen ungerechter Urteile, die er früher unterzeichnet haben mochte. „Als die Engländer das abgeſchlagene Haupt erblickten, brachen ſie in einen Schrei aus, allgemein, unwillkürlich, in dem ſich das Gefühl der Schuld und der Ohnmacht mit dem Schrecken durchdrang, wie in einem Naturlaut, deſſen grauenhaften Eindruck die, welche ihn vernahmen, niemals wieder haben verwinden können“ (Ranke).

An die Stelle des ermordeten Königs trat Cromwell als Diktator. Er hatte geſiegt, wurde aber des Sieges nie froh. Englands Macht hat er vergrößert, denn er war, allein der Macht vertrauend, gegen den äußeren Feind ebenſo brutal und ohne Rechtsgefühl, wie im innerpolitiſchen Kampfe. Man erzählte ſich ſpäter, er habe an Gewiſſensbiſſen gelitten; oder vielleicht grämte er ſich nur über den Tod ſeiner geliebten Tochter (Lady Claypole), die im Todeskampf laute Phantaſien vor ſich hinweinte, erſchütternd für jedes Herz: ſah ſie doch das abgeſchlagene Haupt des von ihrem Vater gemordeten Königs, und drohte doch aus dem verwirrten Munde der ſterbenden Tochter die Rache... Kurz darauf ſtarb auch

Oliver Cromwell (1658); man hatte den Todkranken in das Schloß Whitehall gebracht, vor dessen Tor Karl I. getötet worden war. Das Volk entsetzte sich; in der Nacht, bevor er starb, wütete ein furchtbares Gewitter über London. „Der Teufel ist nun tot", sagten die Menschen am nächsten Abend.

Zwei Jahre später kehrte der Sohn des enthaupteten Königs zurück. Er ließ die Leiche Cromwells ausgraben und an einen Galgen hängen. Alle diejenigen, welche dem Todesurteil zugestimmt hatten, wurden hingerichtet.

Der andere große europäische Königsmord der republikanischen Revolutionen geschah in Frankreich während der französischen Revolution. In dem schaurigen Massenmord der Pariser tritt er nicht so deutlich hervor; in einer wilden Zeit geschehen, wirkt er anders, als die feierliche, vom falschen Pathos des britischen cant begleitete Justizheuchelei des großen Cromwell.

8. Moderne Königsdramen

Belgrad 1903

Die Tragödie, welche sich im Juli 1903 in Belgrad ereignete, erinnert an manche grauenhafte Szene in einem Shakespeareschen Königsdrama.

Wie in dem großen Bürgerkriege im englischen Mittelalter kämpfen zwei Königsdynastien gegeneinander: die Obrenowitsch und die Karageorgewitsch. Die Obrenowitsch waren die Nachkommen Miloschs, die Karageorgewitsch die Nachkommen des schwarzen Georg. Beide Männer spielten in den serbischen Freiheitskriegen gegen die Türkei eine Rolle. Milosch trägt die Schuld an dem Tod des schwarzen Georg, denn er verriet dessen Versteck dem türkischen Pascha. Und dieser Schuld wegen haben dann die Karageorgewitsch, also die Nachkommen des schwarzen Georg, fast alle Obrenowitsch umgebracht, zuerst den Fürst Michael Obrenowitsch im Jahre 1868 und schließlich auch den sechsundzwanzigjährigen König Alexander Obrenowitsch in der

berühmten Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1903. Damit kamen die Karageorgewitsch zur Regierung, deren erster König Peter wurde.

Der Mord ging so vor sich: In der Nacht drangen Offiziere ins Königsschloß und in das Schlafzimmer des Fürsten. Sie hieben König Alexander und Königin Draga mit Säbeln nieder und warfen die Leichen aus dem Fenster. Die Leiche der Königin wurde verstümmelt, die Arme und Beine abgehackt. Zu gleicher Zeit ermordeten andere Offiziere die Brüder der Königin Draga. Noch in der Nacht wurde der Mord im blutbesudelten Schlosse von der Mörderbande durch ein Weingelage gefeiert. In dem Kommuniqué, das der Öffentlichkeit mitgeteilt wurde, hieß es lakonisch: „Verschiedene Zwistigkeiten, die sich am Hofe ereigneten, haben die Intervention der Armee und einen Konflikt hervorgerufen, in dem König Alexander und Königin Draga den Tod gefunden haben." Die Bevölkerung stand auf Seiten der Mörder und veranstaltete feierliche Umzüge. Die Anhänger des neuen Königs veröffentlichten Pamphlete, worin der Ermordete auf das gemeinste beschimpft und das Vorleben der Königin „enthüllt" wurde. Man behauptete, sie sei eine Prostituierte gewesen, die es verstanden hätte, den König zu umgarnen und die Heirat zu erzwingen. Ungestraft gingen die Mörder aus, und der eigentlich Schuldige, König Peter, wurde nach einiger Zeit feierlich vom russischen Zaren empfangen.

*

Lissabon 1908

Nicht so dramatisch, aber nicht weniger tragisch war der Tod des portugiesischen Königs Karl im Jahre 1908.

Noch schneller als Spanien hatte Portugal seine welthistorische Rolle ausgespielt. 1580 wurde aus Portugal eine spanische Provinz. Die Holländer nahmen die ehemals portugiesischen Kolonien in Besitz. Freilich gelang es den Portugiesen 1640, das spanische Joch abzuschütteln und sich wieder

eine eigene Dynastie zu geben; aber die frühere Weltgeltung konnte diese Dynastie, das Haus Braganza, nicht wieder erringen.

Das Haus Braganza wußte Brasilien zu behaupten, begab sich aber außenpolitisch in die Abhängigkeit von England. Napoleon vertrieb die Dynastie, welche nach Brasilien entkam. So wurde Brasilien unter einem Prinzen des Hauses Braganza ein eigenes Kaiserreich. Der Vater dieses Kaisers von Brasilien kehrte nach der napoleonischen Zeit wieder nach Portugal zurück, doch war seitdem die Stellung der Dynastie erschüttert. Fast das ganze neunzehnte Jahrhundert Portugals ist von revolutionären Kämpfen ausgefüllt. Um die Jahrhundertwende folgte eine Zeit scheinbarer Ruhe, bis die Schüsse am 1. Februar 1908 das portugiesische Königstum vernichteten.

König Karl hatte einige Zeit auf einem Landsitze zugebracht und kehrte am 1. Februar wieder nach Lissabon zurück. Die gesamte Königsfamilie fuhr im offenen Wagen zum Stadtschloß Lissabons: Der König, die Königin und die beiden Prinzen Ludwig Philipp und Manuel. Die Extremen der republikanischen Partei hatten diese Gelegenheit gewählt, durch Königsmord zur Macht zu gelangen. Als der Wagen des Königs unweit des Schlosses um eine Straßenecke bog, gab es einen regelrechten Feuerüberfall. Drei Kugeln trafen den König, drei andere den Kronprinzen. Beide waren tot. Die Königin und der jüngere Sohn Manuel wurden gerettet.

Manuel hat dann als König zwei Jahre lang regiert, wurde aber im Oktober 1910 durch einen abermaligen, diesmal unblutigen Putsch vertrieben und lebt seitdem in England.

*

Monza 1900

Einem Anarchisten fiel König Humbert von Italien 1900 zum Opfer. Der König hatte in Monza bei Mailand einem Turnfest beigewohnt und stand nun aufrecht im Wagen, um die Huldigung der begeisterten Menge entgegenzunehmen.

In diesem Augenblick schlich sich der Mörder, ein Mann namens Gaetano Bresci, an den Wagen heran und feuerte aus einer Pistole mehrere Schüsse auf den König. Die erschrockenen Pferde bäumten sich auf und gingen mit dem Wagen durch. Der Kutscher bekam sie erst nach einigen hundert Metern wieder in die Gewalt und jagte nun in wildem Galopp zum Schloß. In dem Augenblick, als er vor dem Schloßportal mit einem Ruck anhielt, starb der König.

Bei der Vernehmung sagte der Mörder zu seiner Rechtfertigung: „Ich habe das Haupt des Staates angegriffen, weil er, der König, meiner Ansicht nach für alle blutigen Opfer dieses Regierungssystems verantwortlich ist."

III.

Papstmorde

9. Das dunkelste Jahrhundert

Dieser Abschnitt beginnt in einer der dunkelsten Epochen der Menschheitsgeschichte. Vielleicht ist es dem Leser schon aufgefallen, wie wenig wir auf den Schulen von der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends lernten. Wenn man von Karl dem Großen absieht, so sind jene fünf Jahrhunderte von einer merkwürdigen Leere. Natürlich waren sie nicht leer, und natürlich geschah zwischen 500 und 1000 nicht weniger als in anderen Epochen. Aber es liegt wie ein Schleier über jener Vergangenheit. Aus dem Halbdunkel heben sich zwar einige Gestalten heraus, wie Karl der Große oder Mohammed oder Otto der Große; aber was ist das gegen das klare Licht, in dem die griechische Zeit, die altrömische Zeit, das römische Kaisertum vor unseren zurückschauenden Augen liegt!

Der Ursachen dieser verhältnismäßen Leere sind viele. Zunächst haben wir in der Tat recht wenig Quellen. Man denke,

wie unbestimmt wir über die Merowinger unterrichtet sind. Da ist zwar der Geschichtsschreiber Gregor, Bischof von Tours; aber auch seine Chroniken sind mit Legenden untermischt; desto höher ist es zu schätzen, daß dieser ausgezeichnete Mann in jenen dunklen Jahren überhaupt einigen kritischen Verstand und einige historische Urteilsfähigkeit aufbrachte.

Aber vielleicht ist diese Quellenarmut nicht der einzige Grund der Leere jener Jahrhunderte. Der Schleier, welcher über jenen Epochen liegt, deckt zu viel Grauen, zu viel Zerstörung. Man muß immer daran denken: es war vorher eine Welt zusammengebrochen, eine Zivilisation zugrunde gegangen. Nach dem Ende dessen, was wir Antike nennen, scheint der Lauf der Zeit ein anderes Tempo gehabt zu haben, der Maßstab der Jahre scheint sich zu verändern, und es ist, als ob seltsam gebogene Spiegel die Zeiten und ihre Dinge verzerrten. Auch sind unsere Historiker noch ganz und gar im Streit darüber, wie die Gesellschaft und die Wirtschaft im damaligen West- und Mitteleuropa ausgesehen habe. Einige meinen, die Zivilisation der Antike habe im wesentlichen bis in die Jahrhunderte der Karolinger bestanden; andere dagegen können den Zustand unter den Merowingern und den ersten Karolingern nicht wild und roh genug darstellen. Wie dem auch gewesen sein mag, je mehr das Jahrtausend zur Neige ging, desto dunkler wurde es um die europäische Menschheit, desto mehr Aberglauben, Kulturlosigkeit und Brutalität breitete sich aus. Und desto mehr politische Morde geschahen.

Wir müssen den Leser schon jetzt erinnern, daß kurz nach 1000 wie durch ein Wunder eine merkwürdige und enthusiastische Erneuerung stattfand. Eine neue Geisteswelle, räumlich von Cluny in Frankreich ausgehend, in ihrer eigentlichen Entstehung aber durchaus rätselhaft, flutet über Europa, trägt die Schiffe der Kreuzfahrer nach dem Heiligen Land und erneuert den christlich-germanischen Kulturboden von Grund auf. Und als die Siegeszeichen dieser Epoche wachsen am Rhein und am Main, an der Seine und in der Champagne

die romanischen und gotischen Kathedralen aus der mütterlichen Erde des Abendlandes.

Aber noch ist es nicht so weit. Noch bedeckt eine grauenvolle Finsternis die abendländische Menschheit, durchtobt von wilden Kriegsstürmen der Wikinger und Ungarn, durchraunt vom Gerede des Weltuntergangs. Zwischen all den Greueln, Morden und Missetaten bebt die Welt in Angst, als ob das neigende Jahrtausend die Sterne vom Himmel fallen ließe, die Sonne auslösche und die Gräber öffnete: die bange Not der abendländischen Christenheit vor dem Weltgericht und dem vielleicht unmittelbar bevorstehenden Anbruch der Ewigkeit. Man muß sich vergegenwärtigen, wie angstvoll der Anbruch des Jahres 1000 vom deutschen Kaiser, vom römischen Papste, von Prälaten und Fürsten und von der ganzen Christenheit erwartet wurde. Wie mag da erst Angst, Aberglaube, Wahnsinn das Gemüt der Völker verdunkelt haben!

Und die Christenheit mag fürwahr Anlaß gehabt haben, ein Weltgericht zu fürchten. Selbst auf ihre Spitze, das römische Papsttum, hatte sich Grauen und Verderben gesenkt. Zwischen 880 und 1000 zählen wir mehr als zehn angebliche oder wirkliche Papstmorde: 120 Jahre, wie sie das christliche Rom nie gesehen hat! So voll von blutiger Untat, daß selbst die Renaissance dagegen verblaßt.

Johann VIII.

Schon im Jahre 537 war ein Papst, nämlich Sylverius, eines gewaltsamen Todes gestorben. Aber Sylverius war von der oströmischen Regierung beseitigt worden, und sein Tod nur eine Szene im Krieg zwischen Ostrom und den Goten. Zwei Menschenalter nach Karl dem Großen schien sich das Papsttum indessen selbst zu verderben. 867 war ein sehr tüchtiger Papst, Nikolaus I., gestorben. Auch sein Nachfolger, der greise Hadrian II., hatte das Ansehen des Papsttums im Kampf gegen den meineidigen Lothar gewahrt. Auf ihn folgte Johann VIII.

Damals wüteten die Kämpfe um die Kaiserkrone unter den Nachfolgern des großen Karl. Noch hatte die deutsche Linie nicht die Krone Karls des Großen für sich erworben (das geschah erst mit Otto dem Großen, drei Generationen später). Damals verlangte der französische König oder der von England oder ein italienischer Fürst die Kaiserkrone. Karl der Kahle wurde von Johann VIII. in der Peterskirche zu Rom zum Römischen Kaiser gekrönt. Aber diese Kaiserkrone war nicht erobert, auch nicht durch Verdienst erworben, sondern gekauft. In Deutschland verglich man den französischen König, den Enkel Karls des Großen, mit Jugurtha, jenem Häuptling Marokkos, der einst die römischen Senatoren bestochen hatte. Der Papst hat nicht nur die Kaiserkrone nach Gutdünken vergeben (und so das weltliche Ansehen des Papsttumes sehr gesteigert), er führte auch Kriege und wurde als großer Held gefeiert. Mit Recht. Als die Sarazenen Rom bedrohten, hatte er Bittbriefe an den Kaiser Karl den Kahlen, ja an alle Welt geschrieben, aber niemand half ihm. Rom wäre verloren gewesen ohne die gewaltige Energie dieses Papstes. Er rüstete selbst eine Flotte, begab sich als ihr Admiral auf ein Schiff und besiegte die Sarazenen draußen auf dem Meer, nahm ihnen achtzehn Schiffe ab, befreite sechshundert Christensklaven und ließ die gefangenen Sarazenen hinrichten. In jene dunklen Zeiten fällt aber ein grauenhafter politischer Mord, an dem der Papst nicht unschuldig war. Der Bischof Athanasius von Neapel hatte seinen Bruder Sergius aus irgend einem Grunde überwältigt, gefangen genommen und ihm die Augen ausstechen lassen. Dieser Sergius war Herzog von Neapel und unterstützte die Sarazenen gegen Rom. Schon zu Zeiten, da es dem Bischof von Neapel noch nicht geglückt war, seinen herzoglichen Bruder zu stürzen, hatte der Papst zweiundzwanzig Neapolitanern aus des Herzogs Garde, die in seine Hände gerieten, die Köpfe abschlagen lassen. Er belohnte die Mörder, ließ sich den kettenbeladenen und geblendeten Herzog ausliefern, warf ihn in einen seiner unterirdischen Kerker und ließ ihn dort ver-

schmachten. Wie wenig aber bei dem Sturze des Sergius religionspolitische Motive mitwirkten, zeigte sich sehr bald: der Bischof Athanasius, nun auch Herzog von Neapel, schloß ebenfalls ein Bündnis mit den Sarazenen ab. Vergebens sandte der Papst seinen Bannstrahl gegen ihn, vergebens versuchte der Papst, die Leute von Amalfi und Gaeta zu bestechen: sie nahmen das Geld, aber sie hielten weiter zu den Sarazenen. Jetzt mochte der Papst seinen Mord bereuen; doch seitdem verfolgte ihn das Unglück. Die Sarazenen ließen sich auf mancher Burg der italienischen Küste nieder. Der Markgraf von Toscana bedrängte Johann und nahm ihn schließlich gewaltsam gefangen. Dreißig Tage war er im Gefängnis, aber schließlich schreckte der Markgraf vor dem Papstmorde zurück und zog sich aus Rom zurück.

Nach dem Abmarsch seiner Feinde begab sich der Papst nach St. Peter. Die Schätze dieser Kirche wurden nach dem Lateran geschafft, der Hochaltar mit einer hölzernen Decke verhüllt und die Kirche geschlossen. Dann ritt er nach der Basilika St. Paul vor den Toren und sprach von dem Hochaltar dieser alten Kirche den Fluch über den Markgrafen aus. Sodann floh der Papst nach Frankreich. Aber auch dort hatte er keinen Erfolg, man fand sich nicht bereit, ihn zu unterstützen. Verbittert kehrte Johann nach Rom zurück und war bald darauf genötigt, Karl den Dicken, als Nachfolger Karls des Kahlen, zum Kaiser zu krönen.

Papst Johann VIII. starb tief gedemütigt, wie man sagt, als Opfer eines Verbrechens (882): Verwandte hätten ihm Gift gereicht und ihm, da das Gift zu langsam gewirkt habe, mit einem Hammer den Schädel eingeschlagen. Die Nachricht ist aber nicht verbürgt.

*

Formosus

Einer der nächsten Nachfolger Johanns VIII. soll ebenfalls durch Gift gestorben sein: Papst Formosus. Er hat den deutschen Kaiser Arnulf von Kärnten gekrönt, der fast zur

gleichen Zeit starb; und so sprach man auch bei dem Kaiser von Gift.

Nun aber folgt eine furchtbare, in der Papstgeschichte einzig dastehende Szene. Wir dürfen, um sie zu beurteilen, nicht die Umgebung vergessen und nicht den Hintergrund übersehen, vor dem sie sich abspielt. Die finsterste und entsetzlichste Zeit Roms ist angebrochen. Wenn ein Papst stirbt, darf der Pöbel Roms die päpstlichen Paläste plündern; so will es der Brauch, und der neue Papst muß mit reichen Geschenken den Pöbel „versöhnen"; auch dies ist Brauch. Der Adel Roms besteht nur noch aus Raubrittern. Auf dem Grabmal des Hadrian erhebt sich die mittelalterliche Veste, deren Besitz über das Schicksal der Peterskirche und des Vatikans entscheidet: die nachmals so berühmte Engelsburg. „Eine Finsternis unheimlicher Art breitet sich über Rom aus, kaum erhellt durch zweifelhafte Schimmer, die hier und da aus alten Chroniken auf diese Periode fallen — ein schreckliches Schauspiel, worin erkennbar sind gewalttätige Barone, die sich Konsul oder Senatoren nennen, unselige Päpste, die aus ihrer Mitte emporkommen, schöne, wilde und verbuhlte Weiber, schattenhafte Kaiser, welche kommen, kämpfen und verschwinden — und all diese Erscheinungen jagen in tumultarischer Hast am Blick vorüber." So schildert Gregorovius, der deutsche Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Rom, die Epoche. Papst war Stephan VI., ein Feind des verstorbenen Papst Formosus. Er veranstaltete die grauenhafte Szene. Hören wir die Schilderung bei Gregorovius: „Ein feierliches Gericht sollte über Formosus gehalten werden: der Tote wurde in Person vor eine Synode geladen. Die Kardinäle und Bischöfe und viele andere geistliche Würdenträger versammelten sich. Die Leiche des Papstes, ihrer Gruft entrissen, worin sie schon mehrere Monate geruht hatte, wurde mit den pontifikalen Gewändern bekleidet und im Konzilienſaal (des Lateran) auf einen Thron niedergesetzt. Der Advokat des Papstes Stephanus erhob sich, richtete sich gegen diese schauerliche Mumie, welcher ein bebender Diakonus als Anwalt zur Seite stand, hielt ihr die

Klagepunkte entgegen, und der lebende Papst fragte den Toten in irrsinniger Wut, warum hast du den apostolischen Stuhl usurpiert? Der Anwalt des Formosus brachte seine Verteidigung vor, wenn ihm der Schauder zu reden erlaubte; der Tote ward überführt und verurteilt; die Synode unterschrieb sein Absetzungsdekret und sprach das Verdammungsurteil über ihn aus. Die päpstlichen Gewänder wurden der Mumie abgerissen, die drei Finger der rechten Hand (womit der Papst den Segen erteilt) abgeschnitten, und man schleppte den Toten mit barbarischem Geschrei aus dem Saal, schleifte ihn durch die Straßen und stürzte ihn unter dem Zulauf des heulenden Pöbels in den Tiberfluß." In dieser Zeit brach die altersschwache Basilika des Laterans zusammen.

Jener Papst Stephan VI. ist noch im gleichen Jahre (897) ermordet worden. Seine Gegner überfielen ihn, warfen ihn in einen Kerker und erwürgten ihn dort. Schnell wechseln die Päpste. Der nächste regiert nur dreiundzwanzig, der darauffolgende zwanzig Tage. In diesen zwanzig Tagen aber hat dieser die geschändete Leiche des Papstes Formosus wieder aus dem Tiber holen und in St. Peter feierlich bestatten lassen. Die Legende erzählt, daß die heiligen Bilder der Kapelle, in welche die Leiche gebracht wurde, sich ehrfurchtsvoll verneigt hätten. Der nächste Papst Johann IX. regierte nur zwei Jahre. Er benutzte ebenfalls seine Zeit, den Frevel wieder gutzumachen. Die Bischöfe, welche an jenem Gerichte teilgenommen hatten, wurden in St. Peter geladen. Sie behaupteten, von Stephan VI. zur Teilnahme gezwungen worden zu sein und warfen sich vor dem Papste nieder, um Verzeihung und Gnade flehend. Es wurde ihnen verziehen. Aber die Akten jener Leichensynode wurden verdammt und für die Zukunft jedes Gericht über einen Toten untersagt.

*

„Päpstin Johanna"

Doch noch einmal kam ein Mann aus der Partei jener Leichenschänder auf den Papstthron: Sergius. Leo V., der nur siebenundfünfzig Tage regierte, war zuvor von einem

Gegenpapst Christophorus gestürzt und ermordet worden (903). Aber auch der Gegenpapst ist von jenem Sergius ermordet worden. Sergius war der Sohn eines römischen Raubritters. Haupt dieser Raubritter-Sippe aber war eine Frau: Theodora, und sie machte Sergius zum Papst.

Die Geschichtsschreiber, besonders die kirchlichen, haben das Andenken auch dieses Papstes verflucht: mit gutem Grunde. Er hatte eine Geliebte, Marozia, die Tochter jener Theodora. Von seiner Regierungszeit ist nichts weiter bekannt, als daß er die Lateran-Kirche wieder aufgebaut habe. Er starb im Jahre 911 — man weiß nicht wie.

Theodora verhalf darauf wieder einem römischen Adligen, Johann X., zur Papstkrone. Unter seiner Regierung verwüsteten die Sarazenen die unmittelbare Umgebung Roms. Der Papst krönte Berengar, den tatsächlichen Herrscher Norditaliens, zum römischen Kaiser. Als dieser Berengar gestürzt wurde (in Verona ermordet), war es auch mit dem Glücke Johanns X. zu Ende. Zunächst wurde sein Bruder Petrus vor den Augen des Papstes im Lateran erschlagen. Marozia, die Tochter der Theodora, die Geliebte des Papstes Sergius, wandte sich gegen den Papst Johann X. Sie ließ ihn in der Engelsburg einkerkern und dort ermorden (931).

Der Sohn Marozias (und vielleicht des Papstes Sergius) wurde Papst: Johann XI. Die wirkliche Herrscherin in Rom blieb jenes Weib (auf sie bezieht sich die Legende von der Päpstin Johanna). Marozia heiratete den König Hugo von Italien. Die Vermählung wurde in einem antiken Grabmal, der Engelsburg, gefeiert, in der damals noch der porphyrne Sarkophag des römischen Kaisers Hadrian stand. Während der Hochzeitsfeier gelang es dem jungen Bruder des Papstes, die Stadt Rom zum Aufruhr gegen seine Mutter und seinen Stiefvater Hugo aufzurufen. Unter dem Geläute der Sturmglocken wurde die Engelsburg angegriffen und eingeschlossen. König Hugo ergriff bei Nacht schmählich die Flucht, indem er sich an einem Seil von der Burg her-

unterließ und davonlief. Sein ihm gerade angetrautes Weib wurde eingekerkert. Ihr Sohn, der Papst, lebte noch fünf Jahre im Lateran, tatsächlich ein Gefangener des römischen Adels.

Trotz allem wurde wiederum ein Enkel jener verruchten Marozia Papst, Johann XII. (er ist der erste Papst, der nach seiner Papstwahl seinen Namen ablegte und einen Papstnamen annahm). Dieser Johann XII. erwarb sich den traurigen Ruhm, der sittenloseste aller Päpste gewesen zu sein. In den Gemächern des Laterans vollzog sich ein wildes, lasterhaftes Treiben. Kirchen wurden geschändet und Sakrilegien begangen. Johann XII. war größenwahnsinnig wie Caligula, ausschweifend wie Nero. Damals erschien der deutsche König Otto der Große in Rom, um sich die Kaiserkrone zu holen. Johann XII. krönte ihn zum Kaiser. Kaum war Otto I. aus Rom abgezogen, beging der Papst Verrat; er, der dem Kaiser den Treueid geschworen, verhandelte mit dessen Feinden. Daraufhin kehrte der Kaiser zurück, besetzte Rom und berief eine Synode. Vor dieser Synode erhob er Anklage gegen den Papst: „Weltliche und Geistliche haben Euch angeklagt des Mordes, des Meineids, der Tempelschändung, der Blutschande. Sie erklärten noch anderes, wovor das Ohr sich sträubt, daß Ihr dem Teufel zugetrunken und daß Ihr beim Würfeln den Zeus, die Venus und andere Dämonen angerufen habt." Der Papst wurde abgesetzt. Seine Anhänger überfielen den Kaiser im Vatikan. Aber der Überfall war vergebens und der Kaiser verließ Rom nicht, ohne Geiseln der unterworfenen Partei mitzunehmen. Dennoch gelang es Johann XII., sich wieder in den Besitz der Papstwürde zu setzen. Johann XII. rächte sich furchtbar. Einem Kardinal, der gegen ihn gestimmt hatte, ließ er Nase, Zunge und zwei Finger abschneiden. Noch ehe Otto der Große die Stadt Rom wieder erreichte, war Johann XII. tot (964) — wahrscheinlich ermordet von einem Römer, mit dessen Frau er Ehebruch begangen hatte.

*

Auch der nächſte Papſt mit dem Namen Johann ſtarb eines gewaltſamen Todes. Dieſer Johann XIII. hatte zu den Feinden Johanns XII. gehört, welche deſſen ſchändlichen Lebenswandel vor dem Kaiſer Otto anklagten. Er konnte ſich jedoch in Rom nicht lange halten. Otto der Große mußte ihn zurückführen. Kaiſer und Papſt nahmen an den Aufrührern blutige Rache. Die Adligen Roms wurden gehängt, der Stadtpräfekt vor dem Lateran an der Reiterſtatue des Marc Aurel an den Haaren aufgehängt. Der Papſt vermählte ſodann den Sohn Ottos des Großen, Otto II., mit der oſtrömiſchen Kaiſertochter Theophano. Kurz darauf ſtarb der Papſt, wie man ſagt, durch Mord (972).

Der nächſte Papſt war Benedikt VI., ein Anhänger des Kaiſers. Gegen ihn erhob ſich auf die Nachricht vom Tode Ottos der römiſche Adel, von Creſcentius geführt. Creſcentius nahm Benedikt VI. gefangen, warf ihn in die Engelsburg und ließ ihn in deren Verließen erwürgen.

Ein Verwandter des Creſcentius wurde nun Papſt: Bonifaz VII., den aber die Papſtliſte nicht anerkennt. Gegen ihn wurde Benedikt VII. aufgeſtellt, der als rechtmäßiger Papſt betrachtet wird. Wir wiſſen nichts näheres über die damaligen Kämpfe. Sicher iſt nur, daß Bonifaz VII. aus Rom vertrieben wurde und nach Konſtantinopel floh. Benedikt VII. ließ auf einem Konzil den flüchtigen Papſt verdammen; er ſelbſt war ein ausgezeichneter Mann und gab ſich alle Mühe, das moraliſche Anſehen der Kirche und des Papſttums wieder zu heben. Aber ſein Nachfolger Johann XIV. wurde ſofort geſtürzt. Der Gegenpapſt Bonifaz VII. kehrte aus Konſtantinopel zurück, überfiel Rom und ließ den Papſt in der Engelsburg verhungern. Aber ein Jahr ſpäter iſt auch Bonifaz VII. ſelbſt ermordet worden (984); ſeine Leiche wurde durch die Straßen Roms geſchleift und vor das Reiterſtandbild Marc Aurels geworfen. Dieſer Gegenpapſt Bonifaz iſt der Mörder zweier rechtmäßiger Päpſte geweſen.

Die Bemühungen Benedikts VII., die verwüstete Kirche zu reformieren, hatten so ein furchtbares Ende gefunden. Ehe der Aufstieg kam, dessen gewaltige Zeugen die großen Päpste Gregor, Urban und Innocenz wurden, versank das Papsttum noch einmal in alle Greuel. Wieder wird ein Johannes Papst, der fünfzehnte seines Namens. Er soll ein habsüchtiger Herrscher gewesen sein; man vertrieb ihn einmal aus Rom, er starb jedoch eines natürlichen Todes.

Der jugendliche deutsche Kaiser Otto III., erst fünfzehn Jahre alt, machte nun seinen Vetter, den vierundzwanzigjährigen Bruno, zum Papst, der sich Gregor V. nannte. Er ist der erste deutsche Papst, eine Zierde der Papstliste, voll der höchsten Ideale, wahrhaft würdig, auf dem Stuhle des Heiligen Petrus zu sitzen.

Otto III. unterwarf Rom. Die beiden wohlmeinenden Deutschen, Kaiser und Papst, amnestierten ihre Gegner; es wurde ihnen zum Verhängnis. Denn wieder empörte sich der römische Adel, und wieder stand ein Crescentius an seiner Spitze. Rom war bereit zum Aufruhr, denn es war davon überzeugt, daß nur ein Römer Papst sein dürfe. Der Papst mußte fliehen. Er begab sich nach Pavia, von wo er Boten zu seinem Freunde, dem Kaiser, schickte. Crescentius setzte unterdessen einen Byzantiner als Papst ein, der sich Johann XVI. nannte, aber nicht als rechtmäßiger Papst anerkannt wird. Otto III. kehrte zurück, besiegte Rom und übte entsetzliche Rache (998). Der falsche Papst war geflohen, wurde aber in der Campagne in einem Turm verborgen gefunden. Man schnitt ihm Nase, Zunge und Ohren ab, stach ihm die Augen aus und führte ihn auf einem räudigen Esel durch Rom, wobei ein Herold vor ihm ausrief, dies sei Johannes, der sich erfrecht habe, den Papst zu spielen. Sodann verschwand der Unglückliche in einem Kerker, wo er bald umkam. Crescentius wurde ergriffen, gefoltert und gehenkt. Doch bald starb auch der rechtmäßige Papst.

Nachfolger wurde ein Franzose, Sylvester II., ein sehr würdiger Mann und nicht mit den Römern zu vergleichen,

welche vor ihm die Tiara getragen hatten. Doch für die Pläne dieses Papstes reichte ebenfalls die Zeit nicht aus: ein Jahr, nachdem in seinen Armen der Kaiser Otto III. den letzten Seufzer getan, starb auch der Papst im Lateran. Das verderbte Rom, dem seine Tugend und Weisheit mißfiel, haßte ihn und hat ihn vielleicht ermordet.

*

Damit endet die Reihe der ermordeten Päpste. Noch einmal, im Jahre 1145, ist ein Papst eines gewaltsamen Todes gestorben (von Alexander VI. berichten wir später). Es ist der Papst Lucius II. Er ist bei Straßenkämpfen in Rom von einem Steinwurf getroffen worden und an den Folgen nach wenigen Tagen im Kloster St. Gregor gestorben. Aber dies blieb ein einzelner Zwischenfall. Sonst wagte sich der Mord nicht mehr an den Papst. Selbst die Gegenpäpste starben eines natürlichen Todes. Denn es ist nicht bewiesen, daß Alexander V. (Gegenpapst gegen Gregor XII.) vergiftet worden ist (1410).

Noch sehr oft ist freilich nach dem Tode eines Papstes das Gerücht aufgetaucht, er sei vergiftet worden.

So hieß es zum Beispiel, als der Renaissancepapst Leo X. starb. Man hatte auf ihn allerdings im Jahre 1517 bereits einen Mordanschlag gemacht. Es handelte sich um eine Verschwörung, in die sogar Kardinäle verwickelt waren. Im Mittelpunkt stand ein Adliger aus Siena namens Petrucci. Dieser hatte einen Arzt bestochen, doch der Anschlag wurde verraten, und so wurde der Arzt wie Petrucci hingerichtet. Schließlich aber ist Leo X. eines natürlichen Todes gestorben.

Ebenso unbegründet ist der Verdacht, daß Hadrian VI., der Nachfolger Leos X., an Gift starb (1523). Das Gerücht fand deshalb Glauben, weil der Papst, der letzte deutscher Abstammung, sich durch seine Reformabsichten in Rom sehr verhaßt gemacht hatte.

Auch Papst Clemens VII. ist nicht, wie es hieß, durch

den Rauch einer Fackel vergiftet worden (1534). Ebenso unbewiesen ist der Giftod des Papstes Marcellus II. (1555). Sixtus V. starb in seinem neunundsechzigsten Lebensjahre, und die Freude seiner spanischen Feinde war so groß, daß sie in Verdacht gerieten, seine Mörder zu sein. Sicherlich mit Unrecht. Ein Giftmordversuch wurde tatsächlich gegen Urban VIII. unternommen, Anstifter war der Vizekönig von Neapel. Der Anschlag wurde jedoch entdeckt und die Verbrecher gehenkt — allerdings nicht der Anstifter.

Sogar die Jesuiten gerieten einmal in den Verdacht, einen Papst, nämlich Clemens XIV., durch Gift beseitigt zu haben. Dieser Papst hatte den Jesuitenorden aufgehoben: der Jesuitengeneral Ricci starb als Gefangener des Papstes in der Engelsburg; die Beschreibung der letzten Krankheit des Papstes ist uns aber so genau überliefert, daß man mit Sicherheit die Vergiftung verneinen kann. Der Papst litt an Krebs, und daran dürfte er auch gestorben sein (1774).

Die Zeit der wirklichen Papstmorde liegt also weit zurück und füllt eine verhältnismäßig kurze Epoche. Wenden wir unseren Blick noch einmal in jenes Jahrhundert des Zerfalls, aus dem ergreifende Klagen der Zeitgenossen auf uns gekommen sind.

Wir besitzen den Text einer Rede, welche der französische Bischof Arnulf von Orléans in jener Zeit hielt und die eine Antwort an einen Geistlichen darstellt, seine Angelegenheit bis vor den Papst zu bringen. „O beklagenswerte Roma, unseren Vorfahren brachtest du das Licht der Kirchenväter, aber unsere Gegenwart hast du mit so schrecklicher Nacht geschwärzt, daß noch zukünftige Zeiten davor schaudern werden. Einst empfingen wir den herrlichen Leo, den großen Gregor; was erleben wir aber jetzt? Wir sahen Johannes XII. sich im Schlamm der Lüste wälzen und sich gegen Otto verschwören, den er gekrönt hatte. Er wurde vertrieben und Leo zum Papst gemacht. Der Kaiser Otto verließ Rom, Johannes kehrte zurück, schnitt einem Diakonus die Nase, Finger und Zunge ab, mordete mit wollüstiger Wut viele Große der

Stadt und starb bald darauf. An seine Stelle setzten die Römer den Benedikt. Ihn griff Leo an, setzte ihn ab und schickte ihn nach Deutschland in ein ewiges Exil. Dem Kaiser folgte Otto II., der in unserer Zeit alle Fürsten in den Waffen, im Rat und in der Wissenschaft übertraf. In Rom aber bestieg den Stuhl Petri, noch vom Blute seines Vorgängers triefend, ein entsetzliches Ungeheuer, Bonifaz (Gegenpapst), welcher alle menschliche Frevel überbot. Vertrieben kehrte er doch zurück, warf einen ausgezeichneten Mann, den Papst Johannes XIV. trotz eidlicher Zusage vom Gipfel der Stadt herab, entsetzte ihn und ermordete ihn nach gräßlicher Kerkerqual."

Und trotz dieser furchtbaren Zustände in Rom war das Institut des Papsttums doch so sehr im Bewußtsein der damaligen Christenheit verankert, daß das Abendland die Zustände wohl beklagte, aber mit den unwürdigen Päpsten nicht das Papsttum selbst verwechselte. Man mochte manchen der Päpste verfluchen, aber man verehrte nach wie vor den Stuhl Petri. Diese gewaltige Autorität, welche in der Weltgeschichte einzig dasteht, hat es ermöglicht, daß die christliche Kirche aus der grauenvollen Nacht des zehnten Jahrhunderts sich in das glaubensstarke und enthusiastische Zeitalter der Kreuzzüge erhebt.

IV.

Mord auf Befehl

10. Kaiser Tiberius

Bisher war die Rede von den Morden, so an den Großen dieser Erde begangen wurden. In diesem Abschnitte werden einige der Großen selbst sich als Mörder enthüllen.

Unter dem römischen Kaiser Tiberius geschah der größte aller politischen Morde, welche die Weltgeschichte kennt. Aber nicht deshalb steht diese Überschrift über dem Kapitel.

Der Kreuzestod Christi war zwar auch ein politischer Mord, begangen aus politischen Motiven, zugelassen aus politischen Erwägungen, angestiftet aus politischem Haß — aber der Kreuzestod ist nicht nur ein politischer Mord; ja, vor der religiösen Bedeutung der Passion tritt die politische Seite ganz in den Hintergrund, so in den Hintergrund, daß Golgatha in einem solchen Buch seinen Platz und seine Schilderung nicht finden darf.

Auch geschah die Ermordung Christi nicht auf die Initiative des Kaisers Tiberius, der auf der Insel Capri, wohin er sich in seinem Menschenhaß zurückgezogen hatte, vielleicht gar keine Kunde von den Vorfällen in Palästina, oder doch höchstens erst nachträglich davon erfuhr. Inzwischen aber war der römische Kaiser selbst zum vielfachen Mörder geworden.

Die Morde richteten sich zunächst nur gegen Angehörige der Kaiserfamilie selbst. Dann gegen alle, welche dem Kaiser verdächtig waren. Hatte Augustus ebenso wie Cäsar seine Herrschaft im Römischen Weltreiche mit friedlichen Mitteln aufrechterhalten, so fand es Tiberius aus irgendeinem Grunde nicht anders möglich als mit den Mitteln des Henkers.

Am Rande des märchenhaft schönen Golfes von Neapel liegt die kleine felsige Insel Capri, von weitem im Nebelglanze des südlichen Meeres anzuschauen, wie eine große, aus dem Meere tauchende Sphinx. Dort, damals viel abgeschiedener als heute, hatte sich der römische Kaiser ein Dutzend prunkvoller Villen gebaut, in denen er abwechselnd lebte. Die Zeitgenossen erzählten sich von wüsten Orgien, die Tiberius auf Capri feierte; und heute noch haben sich unter der Bevölkerung der Insel viele und schreckliche Anekdoten erhalten, die von dem furchtbaren und verderbten Wandel des Kaisers erzählen. An all das erinnern die Ruinen, deren gewaltige Gewölbe noch immer Zeugnis von der Pracht der Kaiservillen des Tiberius auf Capri ablegen.

Warum zog sich der Kaiser soweit von Rom zurück? Sonst pflegten die römischen Großen sich nach Bajä bei dem mo-

dernen Neapel zu begeben, wenn sie des großstädtischen Treibens in Rom müde waren. Sulla, Cicero, Lucullus hatten bei Neapel ihre Landsitze. Auf den Gedanken, sich auf einer Insel anzusiedeln, waren nur Flüchtlinge und Verbannte verfallen. Warum wurde Tiberius ein freiwilliger Flüchtling?

Eine Art von Verfolgungswahn scheint ihn in die Einsamkeit des Meeres getrieben zu haben. Er witterte um sich herum Verrat und Meuchelmord, Verschwörungen und Anschläge. Vielleicht zitterte er vor dem Lose Cäsars, dem er doch nicht entgehen sollte.

Schon als Kronprinz hatte Tiberius solche Charakterseiten gezeigt. In dieser Vergangenheit liegt etwas wie ein Milderungsgrund für sein späteres, verbrecherisches Verhalten, und deshalb müssen wir davon erzählen.

Gehen wir in die Zeit des Kaisers Augustus zurück. Dem alten Kaiser waren die besten Mitarbeiter durch Unglücksfälle und durch Krankheit entrissen worden. Schließlich hatte er die Claudier adoptiert und von ihnen Tiberius zum Nachfolger bestimmt. Um diesen an sich zu fesseln, ließ er ihn seine Tochter Julia heiraten. (Julias Gatte Agrippa war früh gestorben).

An dieser Julia, nur gezwungen geheiratet, hatte Tiberius wenig Freude. Wir können zwar annehmen, daß nicht alles der Wahrheit entspricht, was man an Ehebruch, Schamlosigkeit und Unzucht von der Kaisertochter und Kronprinzessin erzählte. Jedenfalls aber war sie der Mittelpunkt unzähliger Skandale. Tiberius hatte sich überdies nur ungern von seiner ersten Frau scheiden lassen, um die Julia zu heiraten. Allmählich sah der alte Augustus selbst ein, was für ein Mißgriff diese politische Ehe war. Übrigens wurde nicht allein von Julia schlecht geredet; ihre Töchter hatten keinen besseren Ruf.

Tiberius, von gänzlich anderem Charakter als seine Gattin, litt unter den fortgesetzten Skandalen so sehr, daß er eines Tages beschloß, dem allen ein Ende zu machen, indem er Rom verließ, seine Stellung als Kaisererbe aufgab und nach Rho-

dos in freiwillige Verbannung ging. Er kehrte erst nach Rom zurück, nachdem Kaiser Augustus alle drei Prinzessinnen entfernt hatte. Der alte Kaiser, dessen moralische Anschauungen sehr streng waren, hatte ebenfalls eines Tages die Geduld verloren und gegen seine Tochter ein Gerichtsverfahren wegen Ehebruchs eingeleitet. Die drei Frauen wurden verbannt, die Mutter Julia auf eine Insel in der Nähe von Neapel, ihre Tochter Julia auf eine süditalienische Insel. Die andere Tochter, Agrippina („die Ältere"), wurde lebenslänglich eingekerkert. Seitdem sprach Augustus von seinem weiblichen Nachwuchs nur noch als von seinen drei Eiterbeulen.

Diese unglückliche Ehe soll also aus Tiberius jenen Menschenfeind gemacht haben. Daß es ihm, ebensowenig wie seinem Vorgänger Augustus, nicht gelang, trotz aller strengen Gesetze der Sittenlosigkeit in Rom entgegenzuwirken, mag seinen Menschenhaß und seine Verachtung noch weiter gesteigert haben. Dreizehn Jahre nach seinem Amtsantritt zog sich Tiberius zum zweiten Male aus Rom zurück, dieses Mal freilich als Kaiser und ohne seine Stellung aufzugeben. Er wählte Capri zum Aufenthalt. Hier in der Einsamkeit verstand es Sejan, den Kaiser vollständig zu umgarnen und sein Mißtrauen gegen alle Welt noch weiter zu steigern, um seinem eigenen Ehrgeiz die Wege zu bahnen. Seit 30 häuften sich die politischen Morde. Zu Mißtrauen gesellte sich Habgier. Reiche römische Familien lebten in der beständigen Gefahr, aus irgendeiner nichtigen Ursache angeklagt und verurteilt zu werden, nur, damit der Kaiser ihr Vermögen beschlagnahmen konnte. Ein persischer Prinz, namens Vonones, der als politischer Flüchtling mit sehr vielen Schätzen nach Antiochia gekommen war, wurde auf Befehl des Tiberius getötet.

Viele behaupteten, daß der erste politische Mord des Kaisers die Beseitigung seines Neffen, des berühmten Germanicus, gewesen sei. Der Bruder des Tiberius, Drusus mit Namen, war schon vor dem Tode des Augustus in einem Feldzuge gegen die Germanen bei Mainz tödlich verunglückt.

Er hinterließ einen Sohn, den berühmten Germanicus, welcher unter Tiberius der Generalissimus des Römischen Reiches wurde, aber in Antiochia (Syrien) sehr plötzlich starb, so plötzlich, daß man von einem politischen Morde sprach. Urheber soll Tiberius gewesen sein, sein Motiv Neid auf den sehr populären Neffen. Gefährlich war, daß die Witwe des Germanicus, Agrippina, diese Ansicht teilte. Heute hält man jenes Gerücht für unbegründet. Der Agrippina aber kostete es das Leben. Sie scheint den Verdacht, daß der Kaiser der Mörder ihres Gatten gewesen sei, sehr auffällig betont zu haben, zum Beispiel dadurch, daß sie an der kaiserlichen Tafel keine Früchte nahm, wenn der Kaiser selbst sie reichte. Tiberius sah darin mit Recht den Vorwurf, daß er auch sie, ihrer Meinung nach, vergiften wolle. Sie wurde verbannt und kam in der Verbannung um, durch Selbstmord, wenn nicht auf Veranlassung des Kaisers.

Übrigens wurde um die gleiche Zeit in Deutschland Arminius, der Sieger vom Teutoburger Walde, von seinen Verwandten durch Meuchelmord beseitigt.

Tiberius aber begann nach dem Tode der Agrippina, seine gesamte Familie auszurotten. Von Agrippinas Kindern wurden auf seinen Befehl zwei Knaben ermordet. Davon ist der eine, Drusus mit Namen, im Keller des Kaiserschlosses erwürgt worden. Nur ein dritter blieb übrig, und das war sehr schlimm, denn gerade dieser hieß Caligula.

Die Geschichtsschreiber Roms berichten, daß der wahre Urheber dieser Morde nicht der Kaiser selbst, sondern der erwähnte Sejan gewesen sei. Dieser Sejan soll nach der Kaiserwürde gestrebt haben; er verstand es jedenfalls, dem mißtrauischen Tiberius so viel Furcht vor angeblichen Mordplänen zu suggerieren, daß der Kaiser fast alle seine Verwandten ermorden ließ bis auf die, welche wegen ihrer geistigen Minderwertigkeit ungefährlich schienen. Aber gerade darin hatte sich Tiberius erheblich geirrt, mit seinen politischen Morden eine Auslese der Schlechten getroffen

und so das größte Unheil für die nächsten Jahrzehnte heraufbeschworen.

Die krankhafte Neigung des Tiberius, überall um sich herum Mordpläne zu wittern und ihnen mit eigenen Mordbefehlen zuvorzukommen, steigerte sich zum furchtbarsten Verfolgungswahn, als es einer Frau seiner Umgebung gelang, ihn davon überzeugen, daß sein Minister Sejan selbst ihn hinterging und nach der Kaiserwürde strebte. Sejan aber war der einzige gewesen, dem der Kaiser Vertrauen geschenkt hatte. Ein großer Hochverratsprozeß enthüllte tatsächlich die ehrgeizigen Pläne des Ministers. Er wurde hingerichtet, seine Familie bis zum jüngsten Kind ermordet, seine Töchter vor der Hinrichtung geschändet, und alle seine Freunde sind ebenfalls umgebracht worden. Seitdem gab es kein Halten mehr. Fast die gesamte Umgebung des Kaisers erlag seinem Mißtrauen. Rom und das Reich atmeten auf, als Tiberius in Bajae bei Neapel plötzlich starb.

Trotz seines schrecklichen Rufes als Mörder ist Tiberius doch von allen Geschichtsschreibern mit Achtung behandelt worden; es ist in diesem Kaiser noch nicht der Cäsarenwahnsinn Caligulas, noch nicht die Gemeinheit Neros. Etwas wie Tragik umwittert den griesgrämigen Greis, dessen merkwürdiges Antlitz uns noch aus vielen Marmorbüsten anblickt. Sicherlich war er nicht so lasterhaft, wie es ihm seine Feinde nachsagten. Zu seinem Unglücke aber gehören die großen Chronisten der ersten römischen Kaiserzeit zu des Tiberius Gegnern. Sie haben eher seine schlechten, als seine guten Taten aufgezeichnet. Desto gewichtiger freilich ist, daß auch in den Monographien eines Tacitus und eines Sueton noch das Genie des Tiberius zu erkennen ist.

Man sagt, Tiberius sei nie jung gewesen. Schon dem Jüngling galt der Spitzname: der Alte. Erst mit sechsundfünfzig Jahren kam er auf den Thron. Seine ersten Regierungsjahre werden von allen gerühmt. Es war dieser Kaiser, der an einen habsüchtigen und ungerechten Statthalter schrieb: „Ein guter Hirt schert seine Schafe, aber zieht ihnen nicht das

Fell ab." Es war auch dieser Kaiser, der einmal im römischen Senate das Wort sprach: „Ich will, daß auch die Nachkommen nicht vergessen, daß ich ein sterblicher Mensch bin, der nur Menschenwerk ausführte, und daß ich zufrieden bin, wenn ich meine Herrscherpflichten ausführen kann, ohne Haß fürchten zu müssen." Aber das eben war es. Das scheint das Grundmotiv dieses Kaiserlebens: Haß und Furcht. Schließlich haßten ihn alle und er haßte alle; dann sorgte er dafür, daß ihn auch alle fürchteten, und die Frucht davon wiederum war, daß auch er alle fürchten mußte. Und die anderen blieben doch stärker, denn sie brachten ihn um.

„Was ich euch schreiben soll — mögen die Götter mich noch elender sterben lassen, als ich mich täglich hinsterben fühle, wenn ich das alles weiß." So heißt es in einem kaiserlichen Briefe an den Senat. Das „alles wissen" bezieht sich auf die Gerüchte von Verschwörungen und Verrätereien. Diese Briefstelle hat ein Geschichtsschreiber den Notschrei aus dem Vorhofe der Hölle genannt.

Seinen Tod aber schildert uns Tacitus wie folgt: Die Körperkräfte nahmen ab, doch nicht die Kraft der Verstellung. Er begann immer häufiger seinen Aufenthaltsort zu wechseln. Anscheinend hielt er es jetzt auch nicht mehr auf Capri aus, sondern er begab sich öfters aufs Festland, wo er bei Neapel am Kap Misenum eine Villa besaß. Dort teilte eines Tages der kaiserliche Arzt Charikles dem Kanzler Macro mit, daß der Kaiser bald sterben würde; sein Puls sei so schwach, daß er ihm nur noch wenige Tage gebe. Macro, um seine Zukunft besorgt, begann seine Intrigen mit dem Nachfolger; Boten gingen hin und her, Politiker und Hofbeamte kamen an. Tiberius aber merkte, was vor sich ging. Aus einem Schwächezustand erwacht, befiehlt er Wein und Speise. Die Kräfte kehren dem Greise zurück. Macro und die anderen sind vor Schrecken über die Wendung wie gebannt. Doch Macro weiß sich Rat, er läßt den Kaiser unter Kissen ersticken. Tiberius starb achtundsiebzig Jahre alt.

Bis zuletzt hatte der Kaiser eine abergläubische Furcht vor

Gewittern. Die Insel Capri ist gewitterarm; nach einem, höchstens zwei Donnerschlägen pflegen sich Gewitter aufzulösen. Das war sicherlich damals schon so. Vielleicht war auch das eine der Ursachen, daß der Kaiser auf Capri leben wollte. Bei jedem Gewitter aber legte er einen Lorbeerkranz auf seinen Kopf, weil Lorbeer angeblich vor Blitzen schütze.

Auf der Ostspitze der Insel Capri, dort wo die größte Villa des Kaisers noch heute in ihren Trümmern zu bewundern ist, sieht man auch noch die Reste des großen Leuchtturmes, den Tiberius errichten ließ. Dieser Leuchtturm stürzte drei Tage vor der Ermordung des Tiberius ein.

11. Ermordete Feldherren

Der Mord von oben, der Entschluß des Souverains, sich unbequemer Personen durch den Meuchelmord zu entledigen, traf naturgemäß sehr oft die Feldherren. Denn der Feldherr an der Spitze seines Heeres konnte in politisch bewegten Zeiten der gefährlichste Nebenbuhler des Königs oder Kaisers werden. Unzählige Generäle wurden aus diesem Grunde geopfert, oft völlig unschuldig, manchmal auf Grund eines bloßen und unbegründeten Verdachtes.

Stilicho

Besonders schwache Herrscher haben sich dieses politischen Meuchelmordes bedient. Eines der größten Beispiele für kaiserliche Untreue ist das tragische Schicksal Stilichos. Stilicho war der Generalissimus des weströmischen Kaiserreiches, dessen erster Kaiser nach der Teilung Honorius wurde. Honorius hatte im Jahre 403, also mitten in den Stürmen der Völkerwanderung, seinen Einzug in Rom gehalten und seine Residenz in dem alten Cäsarenpalaste auf dem Palatin aufgeschlagen. Aber die Zeiten waren schon so unsicher, daß dem Kaiser die entvölkerte Stadt Rom kein genügender Schutz mehr schien. Wohl umgaben noch gewaltige Mauern die Hauptstadt. Aber sicherlich genügte die dem Kaiser zur Ver-

fügung stehende Garnison nicht mehr, den sehr umfangreichen Mauergürtel besetzt zu halten. Der Hof begab sich also nach Ravenna, welches in früheren Jahrhunderten der erste Kriegshafen des Imperiums gewesen war. Jetzt aber spielte die Stellung Ravennas als Hafen nur noch eine untergeordnete Rolle, obwohl die Möglichkeit, zur See im Fall der Not nach Konstantinopel zu entkommen, von den Kaisern sicherlich nicht unterschätzt wurde. Aber was Ravenna als Zufluchtsort empfahl, war etwas anderes. Landeinwärts ist diese Stadt von gewaltigen Sümpfen umgeben gewesen. Dieser natürliche Schutzgürtel schien dem Kaiser Honorius besser als die gewaltigen Mauern Roms.

Es ist das Jahrhundert Alarichs. Der Gotenkönig hatte das oströmische Reich verwüstet und war mit seinen Scharen durch die Balkanhalbinsel bis ins südliche Griechenland gezogen. Damals trat ihm Stilicho entgegen. Es ist nicht klar, ob Stilicho absichtlich Alarichs Heere schonte oder ob der Gotenkönig sich den Abzug aus Arkadien erzwingen konnte. Jedenfalls bedrohte von nun ab Alarich nicht mehr das oströmische, sondern das weströmische Reich. Durch Dalmatien zog er nach Norditalien. Hier trat ihm abermals Stilicho entgegen und zwang ihn durch zwei Schlachten, bei Pollentia und bei Verona, zum Abzuge nach Dalmatien.

Dies war jetzt vier Jahre her. Alarichs Macht war nicht gebrochen. Er stand in Dalmatien, und jedermann wußte, daß er sich zu einem neuen Einfall in die norditalienische Ebene rüstete. Es spricht für die völlige Zerfahrenheit der kaiserlichen Politik, daß in diesem historischen Augenblick im Gesichtsfeld des Kaisers Hofintrigen alles andere überwogen.

Der Kaiser war erst siebenundzwanzig Jahre alt. Die Frauen des Hofes beherrschten ihn, und von ihnen ging wahrscheinlich der Gedanke aus, den unbequemen Feldherrn ermorden zu lassen. Die Frauen des Hofes hatten im Senat einen Bundesgenossen. Auch den Senatoren mißfiel die Machtstellung des kaiserlichen Generalissimus. Man benutzte in den Intrigen gegen den General dessen Verhandlungen mit Alarich. Die

Frage ist wohl damals wieder diskutiert worden, warum er seinerzeit den Gotenkönig aus Griechenland habe wieder abziehen lassen — obwohl es eine sehr unzeitgemäße Frage war, denn jetzt handelte es sich darum, einen neuen Vorstoß der Goten selbst nach Italien zu verhüten. Stilicho war anscheinend der Ansicht, daß die militärischen Kräfte Roms nicht mehr ausreichten, mit Gewalt den Plan Alarichs zu verhindern. Er ließ sich deshalb auf Verhandlungen ein. Alarich forderte Entschädigungen in Gold. Diese Verhandlungen führte Stilicho von Ravenna aus; der Kaiser befand sich damals vorübergehend in Rom. Dorthin begab sich auch Alarich, weil der Hof Schwierigkeiten machte, die Entschädigung zu bewilligen. Im Laufe einer Senatssitzung, die auf dem Palatin abgehalten wurde, setzte es jedenfalls der Feldherr durch, daß dem Gotenkönig 4000 Pfund Gold gewährt wurden. Ein Senator protestierte. Sein Name ist uns überliefert, er hieß Lampadius. Er kleidete seinen Protest in die Worte: „Dies ist kein Frieden, sondern erkaufte Sklaverei." Noch aber war der Feldherr so mächtig, daß Lampadius es daraufhin vorzog, in einer Kirche ein Asyl aufzusuchen.

Abermals begannen von allen Seiten die Intrigen gegen Stilicho, als er sich wieder nach Ravenna zurückbegeben hatte. Man wußte dem Kaiser den Verdacht beizubringen, daß Stilicho ihn vom Throne stoßen wolle, und daß der General im geheimen Einvernehmen mit Alarich handele. Daraufhin gab der Kaiser den Befehl, Stilicho zu ermorden. „Der letzte Held Roms umfaßte als schutzflehender Flüchtling den Altar einer Kirche in Ravenna; von dort verräterisch herausgelockt, bot er dann ruhig seinen Nacken dem Schwert des Henkers dar. Die Römer vernahmen den Fall des großen Feldherrn, dem sie ihre Rettung vor den Goten schuldig waren, zum Teil mit Befriedigung. Die Standbilder Stilichos wurden umgestürzt, aber während die Eunuchen des Palastes den blutigen Kopf seines Sohnes den Römern zur Schau stellten, erfahren diese selbst schon ihr eigenes Schicksal." (Gregorovius.)

Alarich nahte, überschwemmte Italien, plünderte die Städte

und eroberte an einem heißen Augusttage auch die Ewige Stadt, deren Einwohnerzahl damals auf dreihunderttausend gesunken war. Noch wirkte die Ehrfurcht der Goten vor diesem größten Platz Europas so stark, daß sie Rom kaum plünderten; aber trotzdem wurde Alarichs plötzlicher Tod kurz nach der Eroberung Roms allgemein als Strafe des Himmels betrachtet.

Kaiser Honorius hatte Rom nicht zu schützen vermocht. Vergeblich hatten auch die Römer Alarich durch einen ihm zu Gefallen verübten politischen Mord milde zu stimmen versucht. Sie hatten nämlich die Witwe des ermordeten Stilicho umgebracht, angeblich, weil sie Hochverrat begangen habe. Kaiser Honorius selbst starb nach seiner sehr ruhmlosen Regierung im neununddreißigsten Lebensjahre zu Ravenna eines natürlichen Todes und wurde, wohl als erster Kaiser, in den unterirdischen Gewölben der alten Peterskirche zu Rom beigesetzt.

*

Aëtius

Fast die gleiche Tragödie wiederholte sich ein Menschenalter später. Wieder wurde der Reichsfeldherr den Palastintrigen geopfert. Dieses Mal hieß der Generalissimus Aëtius, und dieses Mal stand ein noch gefährlicherer Feind an den Grenzen Italiens: Attila.

Nach dem Tode des Kaisers Honorius übernahm dessen Schwester Placidia die Regentschaft für ihren noch unmündigen Sohn Valentinian. Diese merkwürdige Frau hatte damals schon ein abenteuerliches Leben hinter sich. Sie war im Alter von einundzwanzig Jahren Alarich in die Hände gefallen, der sie mit sich nach Süditalien entführte. Als Alarich gestorben, begehrte sie sein Nachfolger, der neue Gotenkönig, Ataulf, zur Gattin. Die Hochzeit fand in Narbonne in Südfrankreich statt. Sie begleitete in den nächsten Jahren den König auf seinen Kriegszügen, in Wirklichkeit auf seiner Flucht vor dem römischen Feldherrn Konstantius. Der Gotenkönig wurde plötzlich in Barcelona meuchlings ermordet.

Die Mörder jagten die junge Witwe davon, nachdem sie dem Gotenheer zum Spott hinter dem Pferd des neuen Königs tagelang hatte laufen müssen. Sie kehrte nach Ravenna zurück und heiratete den kaiserlichen General Konstantius, dem sie einen Sohn, den späteren Kaiser Valentinian III., und eine Tochter, Honoria, gebar. Auch diese Honoria steht, wie wir noch sehen werden, im Mittelpunkt politischer Morde. Konstantius, der zweite Gatte der Placidia, starb sehr plötzlich. Man scheint seiner Frau einen Giftmord zugetraut zu haben. Nun aber, da Kaiser Honorius, der sie damals hatte verbannen müssen, gestorben war, kehrte sie mit oströmischer Hilfe nach Ravenna zurück, um die fünfundzwanzigjährige Regentschaft über das Römische Reich anzutreten.

Ihre schon genannte Tochter Honoria wurde zu ihrem Unglück, und zum Unglücke des Römischen Reichs, noch als junges Mädchen in einen Liebesroman verstrickt. Jedenfalls entdeckte Placidia eines Tages, daß ihre siebzehnjährige Tochter die Geliebte eines Hofbeamten war. Sie wurde nach Konstantinopel gesandt und hier in einem Kloster eingekerkert. Die Gefangene dachte sich einen furchtbaren Racheplan aus; es gelang ihr, aus ihrer Gefangenschaft einen Brief zu schmuggeln, der an den Hunnenkönig Attila ging, und ihn, dessen Namen im ganzen Abendland nur mit Schrecken genannt wurde, herbeizurufen, sie zu retten, sie, die römische Prinzessin, zur Gattin zu nehmen und sich dadurch den Anspruch auf den Thron zu erwerben. In der Tat wurde Attila Brief und Ring der Honoria übergeben. Attila zögerte nicht. Der Hof Konstantinopels beeilte sich, die furchtbare Prinzessin wieder nach Italien zurückzusenden aus Furcht, Attila möchte sie gewaltsam in Konstantinopel befreien. In Ravenna jedoch zwang man sie, eine Scheinehe mit einem Hofbeamten einzugehen (damit Attila kein Rechtstitel blieb); und dann ließ man sie im Gefängnis langsam verhungern.

Aber Attila wandte sich dennoch nach Italien. Die Städte Norditaliens gingen in Flammen auf. Kaiser Valentinian III. (seine Mutter war seit drei Jahren tot) wurde von dem

Reichsfeldherrn, dem tüchtigen Aëtius, nach Rom gebracht. Attila zog indes durch Mittelitalien und ſtand im Juli 452 vor den Mauern Roms. Doch er belagerte die Stadt nicht, ſondern zog auf Bitten des Papſtes gegen einen Tribut wieder ab. Aber er drohte, ein Jahr ſpäter wiederzukommen, um ſich dann ſeine Braut Honoria und das Reich zu holen (Honoria dürfte aber damals ſchon tot geweſen ſein). So war es für Rom ein Glück, daß Attila bald darauf jenen rätſelhaften Tod ſtarb, wahrſcheinlich vergiftet im Brautbett eines ſchönen Weibes.

Und doch entging Rom, das der Gote Alarich vor vier Jahrzehnten leidlich geſchont, nicht der furchtbaren Plünderung. Statt der Hunnen taten es die Vandalen. Vorher wiederholte ſich die Tragödie Stilichos. Der Reichsfeldherr Aëtius verlangte die Kaiſertochter zur Frau. Sie wurde ihm von Valentinian III. nicht nur verweigert, ſondern es gelang den Höflingen auch, dem Kaiſer einen angeblichen Hochverrat des Feldherrn einzureden. Aëtius erſchien in Rom, wo auch der Kaiſer war; es gab eine ſtürmiſche Ausſprache, im Verlauf deren der Kaiſer ſeinem General einen Dolchſtich verſetzte. Die Höflinge vollendeten den Mord. Alle Anhänger des Generals wurden umgebracht.

So war das Reich wehrlos einer neuen furchtbaren Gefahr anheimgegeben, die übrigens abermals aus einem Palaſtroman erwuchs. Die Gattin des vornehmen Römers und Senators Maximus war vom Kaiſer vergewaltigt worden. Maximus ſoll im Spiel mit dem Kaiſer ſeinen Ring eingeſetzt und verloren haben. Mit dieſem Ring wurde die Frau in den Palaſt gelockt, dort zum Kaiſer gebracht und ihm ausgeliefert. Dem Kaiſer koſtete dieſes ſchmähliche Abenteuer das Leben. Maximus dang Mörder, die Valentinian III. bei einer Truppenparade niederſtießen. Maximus wurde zum Kaiſer ausgerufen. Aber damit nicht zufrieden, übte er noch ſchlimmere Rache. Seine vom Kaiſer Valentinian entehrte Gattin war geſtorben, und er zwang nun die Witwe des von ihm gemordeten Kaiſers mit Gewalt, ſein Weib zu werden,

um, wie er öffentlich beteuerte, seine tote Gattin nochmals an ihr zu rächen. Diese Kaiserin war Eudoxia, eine oströmische Prinzessin. Sie wiederholte aus Wut die Tat der Honoria und rief die Vandalen herbei. Die Vandalen kamen, und noch vor ihrer Ankunft wurde Maximus ermordet, wahrscheinlich von der Kaiserin. Die Römer warfen seine Leiche in den Tiber. Vierzehn Tage lang plünderten die Vandalen Rom. Als sie abzogen, führten sie die Kaiserin mit nach Nordafrika; deren Tochter, ebenfalls Eudoxia mit Namen, heiratete den Königssohn der Vandalen. Sie soll später nach Palästina entflohen sein.

Noch mancher Feldherr hat das Schicksal des Stilicho und des Aëtius geteilt. Nicht alle waren so unschuldig des Hochverrats wie diese beiden Paladine des untergehenden römischen Reiches.

Im folgenden Kapitel soll von einem Feldherrn die Rede sein, den der Meuchelmord daran hinderte, Hochverrat an seinem Kaiser zu begehen. Es ist Wallenstein.

12. Wallensteins Tod

Am späten Abend des 25. Februar 1634, gegen zehn, springt Wallenstein, so schnell es ihm die Gicht gestattet, aus dem Bett und ans Fenster, um zu sehen, was da für ein Lärm sei. Er unterscheidet in dem Sturme, der über Eger braust, die schreiende Stimme der Gräfin Tržka, und dann auch das Jammern der Gräfin Kinsky; beider Männer sind seine hohen Offiziere, sind die treuesten, die er hat, sind sie doch entschlossen, mit ihm zu den Sachsen, ja zu den Schweden, und, wie noch der Tržka gestern gesagt, auch zum Teufel überzugehen, wie er es nun will. Was weinen die Frauen — betrifft es die Männer? Der Astrologe Senno, der eben vor einer Viertelstunde wegging, und mit dem er die Planeten berechnete, sagte, die Stunde der Gefahr sei noch nicht vorüber. Und nun ist da Krach auf der Gasse; waren das nicht Schüsse? Aber schon ist auf der Treppe Gepolter; da wird

einer erstochen, man hört es genau. Aber man kann nicht darüber nachdenken, daß es ja der Kammerdiener gewesen ist, der den Todesschrei getan. Denn schon stoßen Soldatenstiefel die Türen auf, ein Kerl von einem Wachtmeister steht im Zimmer, hinter ihm Landsknechte. Der Wachtmeister, es ist ein Irländer, brüllt Wallenstein, den Generalissimus aller kaiserlichen Heere, an: „Bist Du der Schelm, der das kaiserliche Volk zum Feind führen will, der dem Kaiser seine Krone vom Haupt reißen will? Und deswegen muß Du jetzt sterben." Ja — das hat er wahrhaftig gewollt; und hier ist der Tod. Es fährt ihm auch durch den Kopf, daß ihm die Ärzte sowieso nur noch zwei Jahre geben. Und, ein Kriegsmann wie er — er breitet die Arme aus, schon sitzt die eiserne Spitze der Hellebarde in seiner Brust — und zerreißt des Wallenstein Herz.

Die Figuren desjenigen Dramas „Wallenstein", das die Weltgeschichte gedichtet hat, sind samt und sonders unsympathisch. Schiller hat alle sympathischen Menschen dazu erfinden müssen, sonst hätte es nicht auf die Bühne gepaßt. Aber in der Wirklichkeit war kein holdes Mädchen Thekla und kein edler Jüngling Max da. Der General, das Opfer des Mordes, stellt sich uns in den überkommenen Urkunden als Verräter vor; schon lange hatte er mit den Schweden und den anderen Feinden des Kaisers, dessen Feldherr er sein sollte, verhandelt. Im Augenblicke seines Mordes war er entschlossen, den Verrat zu begehen. Der Kaiser, welchem er die Treue brach, mag er nun den Mord ausdrücklich befohlen haben oder nicht (worüber die Ansichten der Forscher immer noch uneins sind), war ein feiger Monarch und unfähig, gegen Wallenstein auf anständige Art vorzugehen. Seine Werkzeuge: der italienische Adlige Piccolomini, Oberst der Leibgarde Wallensteins; der Italiener Gallas, von dem Generalissimus zu seinem Stellvertreter gemacht; sein Schwager, der Aldringen, in der Armee Tillys Nachfolger. Und die zweite Garnitur der Mörder: der Irländer Butler, der Schotte Gordon, der Wachtmeister

Deveroux, welcher schließlich den tödlichen Stoß tat, ebenfalls ein Ire. Dann noch ein notorischer Schuft, ein italienischer Marchese del Caretto, Spion des Kaisers, der nach dem Verbrechen die Verwirrung dazu benutzt, möglichst viel aus der Habe der Ermordeten zu stehlen.

Denn nicht allein Wallenstein war an jenem Februartage, da der Sturmwind über das böhmische Eger fuhr, der Furcht der kaiserlichen Majestät zum Opfer gefallen. Auch die anderen, welche mit dem Generalissimus gemeinsame Sache machen wollten, und welche die berühmten „Reverse" unterschreiben ließen, daß man dem Herzog Friedland, wie der Wallenstein hieß, und nicht dem deutschen Kaiser gehorchen wollte, auch diese Getreuesten Wallensteins und Ungetreuesten des Kaisers wurden niedergemacht. Nach einem altbewährten politischen Mörderrezept — denn der Habsburger und seine Ratgeber waren noch nicht einmal originell — wurde ein Gastmahl veranstaltet. Der Schotte Gordon schickte einen seiner Offiziere, namens Leslie, zu den Generälen Wallensteins und lud sie zum Bankett. Derweil versprach Butler seinen hundert Dragonern ein Extrageld in der Höhe ihres Monatssoldes, wenn sie an diesem Winternachmittag allen seinen Befehlen ganz genau gehorchten. Bei dem Trinkgelage brachen die zum Morde gedungenen Iren und Schotten einen Streit vom Zaune, gaben das verabredete Zeichen, stießen die Tische um, und während die Bedienten die Kerzen hochhielten, stachen die Dragoner auf Kinsky ein; das war ein tschechischer Adliger und unbedingter Anhänger Wallensteins, den er sich zum böhmischen König wünschte. Kinsky fiel brüllend über die Schemel und verblutete. Dann sank Illow um, von drei Degen durchbohrt, ein Freiherr aus der Neumark, Spezialist in Erpressungen; er hoffte, durch den Verrat Wallensteins ein reicher und großmächtiger Herr zu werden. Aber der Tscheche Tržka, mit seinen fünfunddreißig Jahren jünger und kräftiger als die anderen, hat seinen Degen ergriffen, stellt sich in eine Ecke und verteidigt sich, indem er gleichzeitig auf den Schuft Gordon schimpft

und ihn einen Verräter heißt. Ein spanischer Soldat will ihm ans Leder; der Tržka haut ihn nieder; ein anderer versucht an ihn heranzukommen, muß das auch mit dem Leben büßen. Aber dann wird auch der Tscheche, Wallensteins vertrautester Freund, niedergeschlagen. Immer sind noch nicht alle tot, auf die es abgesehen ist: der Rittmeister Niemann ist aus dem Saale entwischt, springt aus dem niedrigen Fenster, aber da hält ihm eine Dragonerwache die Hellebarde vors Gesicht: „Losungswort"? — „Sankt Jakob"; worauf sie ihn totstachen, denn das Losungswort der Mörder hieß nicht nach einem Heiligen, sondern nach dem Anstifter: Österreich. Inzwischen war Leslie noch weiter tätig und hatte sorgsam alle Vorbereitungen zur Ermordung Wallensteins selbst getroffen; Wallenstein starb am gleichen Abend, wenige Stunden später als seine Freunde. Die Leichen wurden mit weißen Hemden bekleidet, einige Tage später auf einem verdeckten Wagen über Pilsen nach Mies gebracht und hier in einem Franziskanerkloster verwahrt. Der Kaiser war so huldvoll, sie nach einiger Zeit freizugeben; 1636, zwei Jahre nach dem Meuchelmord, wurde Wallenstein in seine Gruft gebettet; 1785 wieder ausgegraben und mit Erlaubnis des Kaisers Joseph II. in Münchengrätz neben seiner ersten Gattin Lucrezia beigesetzt. Auch Tržka, Kinsky und Illow werden „ehrlich" begraben, nur Niemanns Leiche auf dem Schindanger verscharrt. Wäre es nach dem falschen Piccolomini, dem italienischen Grafen, gegangen, so wäre der tote Wallenstein ebenfalls am Hochgericht vergraben worden.

Dem Morde folgte der große Prozeß. Man würde das Gerechtigkeitsgefühl eines Barockkaisers verkennen, wollte man meinen, der Prozeß sei gegen die Mörder geführt worden. Der Prozeß ging gegen die noch nicht ermordeten Anhänger Wallensteins. Der Hausastrologe Senno wurde zwar freigesprochen (er fand trotzdem ein blutiges Ende; 1643 erstach ihn ein Pole in Wien). Der Oberst Schaffgotsch, ein tschechischer Baron und Wallensteins Vertrauter, wurde gefoltert und am 23. Juli 1635 in Regensburg vor dem Rat-

hause enthauptet, nachdem ihm die rechte Hand abgehackt worden war. Vier andere Wallensteinsche Offiziere wurden zu lebenslänglicher Haft verurteilt, aber bald begnadigt.

Die Gnade des Kaisers traf auch die Hinterbliebenen. Der Habsburger wollte auf jeden Fall ein großmütiger Monarch sein. Isabella von Harrach, Wallensteins zweite Frau und überlebende Witwe, bekam reichliche Renten und Entschädigungen. Die Fülle des kaiserlichen Lohnes aber überschüttete die Mörder. Die erste Garnitur, wie Piccolomini und Gallas, beerbten ihre Opfer: Graf Gallas durfte sich das Haus Kinskys in Prag nehmen und Herr von Friedland und Reichenberg werden. Piccolomini fand seine Hoffnung, ein gutes Geschäft zu machen, nicht enttäuscht: der gute Kaiser gab ihm aus dem Besitze des Trzka die Herrschaft Nachod und befördert ihn zum Reichsfürsten. Aldringen erhielt Teplitz. Auch die Mörder der zweiten Garnitur gingen nicht leer aus: Gordon bekam zwei große Güter: Skrivon und Smidar, dazu ein kaiserliches Schreiben, daß er den Mord so gut und mit „sonderbarer Dexterität durch göttlichen Beistand vollbringen geholfen". Butler wurde Herr von Hirschberg (dazu gehörten einundzwanzig Güter!) und bekam auf dem Wege über den Bischof von Wien eine kostbare Kette mit dem Bilde des Kaisers und einen Kammerherrnschlüssel. Der Mörder Wallensteins Deveroux erhielt zweitausend Reichsthaler in bar. Den zwölf Soldaten, die am meisten geholfen, wurden je fünfhundert Reichsthaler ausbezahlt, zwei Hauptleuten, welche sich besonders im Totstechen beim Bankett hervorgetan hatten, je eintausend Thaler.

Aber, merkwürdig genug, die Mordgesellen wurden fortan von einem unglücklichen Geschick verfolgt. Deveroux ist nach fünf Jahren tot: eine Pestleiche. Gallas und Leslie sterben am Wechselfieber. Aldringen kann sein Teplitz nicht genießen: noch im Jahre der Ermordung Wallensteins fällt er in einem Gefecht. Butler überlebt ebenfalls den Wallenstein kein Jahr. Gordon aber wird bei einem Streit erstochen, just der gleiche Tod, den er den Freunden

Wallensteins bereitet hatte. Und Piccolomini fällt, wenn auch erst nach zwanzig Jahren, vom Pferde und bricht sich das Genick.

Der Kaiser aber ließ sich von allen Gerichten und Fürsten bestätigen, daß Wallenstein zu Recht beseitigt sei, weil er Verrat begangen hatte. Doch befahl er gleichzeitig, daß dem Toten dreitausend Seelenmessen gelesen wurden. Auch er überlebte sein Opfer nur vier Jahre.

Im Horoskope, das sich Wallenstein zweimal von dem berühmten Kepler hatte stellen lassen, beherrscht der kriegerische Mars das Haus des Todes; im Aufgange aber steht Saturn, der wie Kepler schrieb, „melancholische, allzeit wachende Gedanken, Verachtung menschlicher Gebote" gebe, der alles „argwöhnisch und verdächtig mache". Und weil „der Mond verworfen stehe, wird er ohne brüderliche Liebe sein, niemand achtend, betrüglich". Als der große Astronom und Astrologe dem Feldherrn zum andern Male das Horoskop deutet, weist er darauf hin, daß ein Vergleich der Geburtsfiguren des Kaisers und seines Generals verkünde: „daß zwischen beiden keine sonderliche Zuneigung, wohl aber allerhand ‚laesiones' zu erwarten seien." Das schrieb Kepler zehn Jahre vor Wallensteins Tode.

Unter dem Bilde des Ermordeten in seinem Prager Hause steht noch heutigen Tages der Satz: „Zu Eger kam er elendiglich um" auf Lateinisch — ein Wortspiel, wie es der Barock liebte:

„Egrae obiit aegre".

13. Blois 1588 — La Quartarella 1924

Die Ermordung des Balafré

Man muß dem deutschen Kaiser, der Wallenstein hat umbringen lassen, zugute halten, daß er sich dadurch tatsächlich vor dem Hochverrat des mächtigen Generals schützte. Die Staatsmacht fühlte sich nicht stark genug, gesetzlich vorzugehen und griff deshalb zum Mord. Das Ansehen des deutschen

Kaiſertums im 17. Jahrhundert iſt aber auf dieſe Weiſe ſicherlich nicht geſtärkt worden.

Ganz ähnlich iſt der Sachverhalt, der Heinrich III. von Frankreich bewog, den Balafré zu beſeitigen. Auch er fühlte ſeine Königsmacht zu ſchwach, um auf ordentlichem Wege gegen den gefährlichen Mann vorzugehen. Er wählte den Meuchelmord. Seine, des franzöſiſchen Königs, Tat will uns abſcheulicher ſcheinen, als der Mordbefehl des Wiener Habsburgers. Der König ließ den Mord in ſeinem Schloſſe während ſeiner Anweſenheit geſchehen.

Der Leſer hat in dieſem Buche den Namen des Balafré ſchon geleſen, dort, wo wir das Ende dieſes Königs ſchilderten. Der Balafré iſt nämlich niemand anders als der Herzog Heinrich von Guiſe, das Haupt der katholiſchen Liga in den franzöſiſchen Religionskriegen des ſechzehnten Jahrhunderts. Und der Leſer wird noch einmal an ſpäterer Stelle von dem Balafré leſen; denn er, der Herzog von Guiſe, iſt einer der vornehmſten und ſchuldigſten Akteure der Bartholomäusnacht.

Die Perſonen des blutigen Dramas auf Schloß Blois im Jahre 1588 waren: König Heinrich III., der damals ſiebenunddreißigjährige Sohn der Katharina von Medici und Heinrichs II.; der Balafré (d. h. der Mann mit der Narbe), wie man den Herzog Heinrich von Guiſe nannte; er war, als er ſtarb, ebenſo alt wie ſein Mörder, der König. Dann der Kardinal Ludwig von Lothringen, des Balafré Bruder, der gemeinſam mit dem Balafré umkam. Schließlich als Zuſchauerin die Königin-Mutter Katharina von Frankreich.

Der Balafré hatte ſchon den Vater durch Mord verloren. Seine furchtbare Rache an den Hugenotten war die Bartholomäusnacht geweſen. Dann hatte er die Liga gegründet, den politiſchen und militäriſchen Zuſammenſchluß des katholiſchen Adels gegen den Proteſtantismus. Der König aber, obwohl ſelbſt Katholik, fürchtete, wohl mit Recht, daß der Balafré dieſen Religionskrieg dazu benutzen wollte, ſeinem Hauſe, dem

Hauſe Guiſe (das ſeinen Urſprung ebenfalls auf Karl den Großen zurückführte) die franzöſiſche Krone zu ſichern. Die Möglichkeit war gegeben: der König hatte keine Erben, er war der letzte Valois, und ſein nächſter Verwandter, ein Bourbone, war Proteſtant.

Die politiſche Lage war alſo merkwürdig kompliziert. Der Balafré an der Spitze des katholiſchen Frankreich führt eigentlich die Sache des katholiſchen Königs von Frankreich gegen den proteſtantiſchen Adel. Aber der König findet den Eifer des Guiſe verdächtig und unbequem und beſchließt, ſich dieſes gewaltigen und gefährlichen Mannes zu entledigen. Da er viel zu ſchwach iſt, dem Balafré offen entgegenzutreten, wählt er die feige, aber für ihn faſt riſikoloſe Politik des Meuchelmordes.

Es iſt um Weihnacht. Neue Religionskriege drohen. Im Lager der Katholiken iſt man uneins: es gibt Royaliſten, es gibt Anhänger der Guiſe; der Hof ſelbſt iſt geteilter Meinung. Der König hat keine Luſt, die Hugenotten zu bekämpfen, wenn er dadurch die Sache der Guiſe ſtärkt. Die Königin-Mutter gibt andere Ratſchläge. Schließlich weiß niemand mehr, was der andere wirklich denkt. „Das Mißtrauen iſt im Rate, im Schloſſe, im Kabinett des Königs zu Hauſe; man verläßt ſich auf niemandem. Jeder ſucht den anderen zu überliſten und lacht den Überliſteten dann aus.“ So heißt es in einem diplomatiſchen Berichte des Nuntius. Der König war ſchon einmal von dem Balafré überliſtet worden. Im letzten Mai hatte er vor der Übermacht des Guiſe Paris verlaſſen müſſen. Das Volk erklärte ſich damals ziemlich offen für den Guiſe und gegen den König. Jetzt aber ſaß König Heinrich auf dem feſten Schloſſe Blois. Und hierher lud er den Herzog von Guiſe, ſeinen Bruder, den Kardinal, und viele andere adlige Herren. Es ſollte eine Ständeverſammlung ſtattfinden.

Die Verſammlung fand ſtatt. Die Beſchlüſſe waren nicht nach des Königs Sinn. Die Ständeverſammlung wollte die Gelegenheit königlicher Verlegenheit benutzen, ſich parlamentariſche Rechte zu ſichern, wie es ſeit Jahrhunderten die bri-

tischen Stände taten. Der König war am Unterliegen. Er „fürchtete, gezwungen zu werden, in der Mitte seiner Rebellen nach Paris zurückzukehren. Schon kam es zu außerordentlichen Szenen. Eines Nachmittags war ein blutiges Gerauf im Schloßhofe zwischen den Pagen der beiden Parteien. Guise war gerade bei der Königin-Mutter; indem das Getümmel das Schloß erreichte, erschienen einige seiner Freunde, um seine Befehle zu empfangen. Er saß auf einem Schemel am Kamine, veränderte keine Miene, sah sich nach niemandem um; seine Augen blieben unverwandt nach dem Feuer gerichtet. Indessen wappnete sich der König in seinen Zimmern mit dem Panzer; er glaubte nicht anders, als daß der Nebenbuhler ihn ans Leben wollte." (Ranke.) So war die Atmosphäre auf dem Königsschlosse Blois, das einst bessere Tage gesehen. Hier hatte Heinrichs Vater mit seiner Geliebten Diana heitere Feste gefeiert, ehe er das Schloß seiner italienischen Gattin, Katharina von Medici, überließ, um selbst mit Diana einige Meilen weiter in das Lustschloß Amboise überzusiedeln. Dem Könige ist es jetzt nicht nach solchen Abenteuern zu Mute. In ihren Zimmern sitzt und liegt die alte Königin-Mutter herum, spricht mit niemand, und keiner weiß, was sie von den Dingen unten im Schlosse hält. Eines Tages aber sagt der König zu seinen Höflingen: „Ich habe mich entschlossen, lieber ihn töten zu lassen, als zu erwarten, daß er mich umbringe."

Guise war sorglos. In einem Briefe dieser seiner letzten Tage schrieb er auf gewisse Warnungen: „Und sollte man es versuchen, so werde ich meine Sachen noch gewaltiger und furchtbarer führen als damals in Paris. Sie sollen sich vor mir hüten."

Der König hatte fünfundvierzig Leibwächter, starke, ihm auf Tod und Leben ergebene Männer um sich. Er gab ihnen Befehle. Das war zwei Tage vor Weihnachten, am 22. Dezember 1588.

Am nächsten Morgen soll ein Geheimer Rat in den Gemächern des Königs stattfinden. Der Guise, der voller Trotz

mit seinem Gefolge noch immer im Schlosse Blois in unmittelbarer Nähe seines königlichen Todfeindes haust, ist eingeladen. Die Freunde warnen, die Mutter weint, der Bruder, ein Kardinal, rät dringend ab, die Geliebte, die schöne Marquise de Noirmontiers, wirft sich ihm zu Füßen. Nein, er will sich nicht fürchten, er will gehen. Am nächsten Morgen tritt er ins Kabinett des Königs Heinrich, da stößt ihm schon einer an der Türe den Dolch in den Leib, die anderen fallen über ihn her, und schließlich verbrennen sie den Leichnam und werfen die Asche in die Loire — alle französischen Flüsse haben eine grauenvolle Geschichte. Mittlerweile ist der Bruder, der Kardinal, auch festgenommen, und bald auch er getötet.

Ranke, der diese Szene erzählt, erinnert an das Schicksal des Aëtius, der auch, „weil er zu mächtig geworden, aus Furcht und Haß in dem Palaste zu Ravenna von seinem Kaiser und dessen Umgebung getötet ward." Und wir erinnern unsere Leser an die anderen politischen „Morde auf Befehl", an das Schicksal des Stilicho, an Wallenstein, an die Opfer des Tiberius. Aber noch eine andere, zeitlich näher liegende Episode drängt sich uns in solchem Zusammenhange auf: das Schicksal Matteottis.

*

Matteotti

Am 10. Juni 1924 wurde der italienische Sozialistenführer Giacomo Matteotti gewaltsam im Automobil aus Rom in eine besonders einsame Gegend der Campagne entführt, nämlich nach La Quartarella (hinter der Tiberbrücke Ponte Flaminio). Dort ist Matteotti ermordet worden. Es ist nicht bekannt, auf welche Weise. Man fand später die notdürftig verscharrte Leiche mit abgeschlagenem Kopf, bzw. man fand den Kopf und den Rumpf einer Leiche. Nur der Kopf soll Matteotti gehört haben, die Leiche dagegen sei aus dem Dorffriedhof ausgegraben.

Die Ermordung Matteottis machte besonders im Auslande ein ungeheures Aufsehen. Sie scheint auch in Italien eine

Krise hervorgerufen zu haben, denn die an der Ermordung unzweifelhaft Schuldigen, nämlich Cesare Rossi, Filippo Filipelli, Marinelli und Amerigo Dumini wurden verhaftet. Freilich bald wieder nach einer formellen Verurteilung freigelassen. Rossi ist später geflohen und zu den Antifaschisten übergegangen; er hat in seinen Enthüllungen die Schuld am Mord auf das direkte Eingreifen Mussolinis geschoben. Es gelang der italienischen Geheimpolizei durch eine List (mit Hilfe schöner Frauen!), diesen Rossi über die Schweizer Grenze zu locken und zu verhaften. Er befindet sich im Zuchthause. Der Matteotti-Mord wurde dadurch nicht aufgeklärt.

Die Gegner des Faschismus behaupten, daß auch Italien seine Tscheka habe. Zweifellos existiert eine Geheimpolizei der faschistischen Partei. Ob die faschistische Tscheka, wie Nitti behauptet, ein besonderes Organ unter dem unmittelbaren Oberbefehl Mussolinis ist, muß dahingestellt bleiben. Die Gegner beschuldigen diese Tscheka, die Ermordung eines antifaschistischen Geistlichen namens Don Minzoni und die Ermordung Matteottis auf dem Gewissen zu haben.

Matteotti hatte sich durch eine Broschüre über erste Jahre des Faschismus den Haß der Faschisten zugezogen. Die Ermordung Matteottis liegt uns freilich zeitlich zu nahe, als daß wir ihre Zusammenhänge voll und ganz beurteilen können. So paradox es klingt, wir sind über die Beweggründe und die Schuldmomente des französischen Königs Heinrichs III. und des Kaisers Ferdinand besser unterrichtet, als über Schuld oder Unschuld Mussolinis. Wie dem auch sei — Matteotti ist, ob nun mit oder ohne Einverständnis des Duce, aus demselben Grunde von dem herrschenden System beseitigt worden, aus dem Wallenstein, der Balafré und unzählige andere den Regierenden unbequeme Männer den Tod erleiden mußten.

14. Blutbesudelte Kronen

Ferdinand, der Wallenstein umbringen ließ, war vielleicht ein Heuchler, aber kein Scheusal. Heinrich III., der Mörder

des Balafré, mag wenig wähleriſch in ſeinen politiſchen Mitteln geweſen ſein, er mordete nicht aus Luſt am Morde, ſondern aus Angſt vor ſeinem Opfer. Tiberius litt an Verfolgungswahnſinn; er iſt ein gehetzter Kaiſer, deſſen blutiger Weg einer Flucht vor eingebildeten Feinden ähnlich ſieht. Und nicht anders iſt es mit Honorius und Valerian und vielen, vielen anderen Fürſten, die ihre Hände mit politiſchem Morde befleckt haben. Jene anderen aber, denen der Mord ein Bedürfnis ihrer ſadiſtiſchen Unnatur iſt, die zügellos und grauſam, trunken von Macht, ihren Thron in der ſchauerlichſten Weiſe mißbrauchen, die, wie Nero, Heliogabal, Caligula, nichts andres als gekrönte Verbrecher ſind — mit dieſen haben wir uns nicht zu beſchäftigen. Es ſind keine politiſchen, ſondern nur laſterhafte Mörder.

Aber da gibt es noch eine andere Gruppe des „Mordes von oben", noch eine andere Gruppe der erlauchten, gekrönten Mörder: es ſind diejenigen, die den Mord, und zwar den politiſchen Mord, von vornherein in ihr Regierungsgeſchäft, in ihre Politik einkalkuliert haben; die alſo nicht, wie Ferdinand oder Heinrich III., den Mord nur im Notfall gebrauchen, ſondern die leichten Herzens die Menſchen, welche ihnen im Wege ſtehen oder irgendwie unbequem ſind, aus dem Wege räumen, denen ein Menſchenleben nichts iſt, die es leichtfertig zertreten und das Blut verſpritzen wie die Tinte ihrer ſiegelüberladenen Urkunden.

Die Geſchichte aller Länder (außer der deutſchen, dürfen wir mit dem Stolze des geſitteten Volkes einſchränkend ſagen), die Staatengeſchichten ſind überaus reich an ſolchen Geſtalten, an ſolchen gekrönten Unholden, an ſolchen geſalbten Henkern. Italien im Altertum, in der Renaiſſance, im Mittelalter; Ludwig XI. von Frankreich und Karl der Böſe von Navarra, Peter der Grauſame von Spanien; Richard III. von England; und erſt die orientaliſchen Länder, Bagdad, Damaskus, Stambul, Teheran, Delhi, Agra, Peking, und wie die blutigen Reſidenzen der Völker alle heißen. Der Kreml, der Tower, die Baſtille, die Engelsburg, die unterirdiſchen Ver-

ließe Mailands und Ravennas, Konstantinopels und Sevillas, all das legt Zeugnis von blutbefuldeten Kronen ab — von den Königen, deren vertrautester Freund der Henker war.

Greifen wir drei dieser schrecklichen Beispiele heraus: Harun al Raschid, Iwan den Schrecklichen und Heinrich VIII. von England.

*

Harun al Raschid

Harun al Raschid, der Zeitgenosse Karls des Großen, lebt in der Tradition als ein großer, weiser und menschenfreundlicher Fürst. In Wirklichkeit war er ein grausamer Despot. Er hat die Dynastie der Abassiden, die das Kalifat den Omajaden abgenommen hatten, endgültig ruiniert. Denn seit Harun al Raschid nehmen die Palastkämpfe und die Haremsintrigen in einem erschrecklichen Maße zu.

Der Vater Haruns war Machdi. Machdi geriet mit vierzig Jahren in die Hörigkeit einer Frau, wie wir heute nüchtern zu sagen pflegen; in jener Zeit und in jener Stadt — es ist die Zeit und die Stadt der Märchen von 1001 Nacht — hieß es anders; da war diese Sklavin seine Kaiserin und er, der Kalif und Kaiser, der Sklave seiner Sklavin. Sie hieß Cheisuran. Es gelang der klugen und schönen, aber auch skrupellosen und verbrecherischen Frau, die anderen Frauen des Harems zurückzudrängen; so wurden ihre beiden Kinder, die sie dem Kalifen geboren hatte, die rechtmäßigen Prinzen: Hadi und Harun (al Raschid). Hadi war älter und wurde zum Nachfolger bestimmt. Aber diese merkwürdige Mutter haßte ihren ältesten Sohn und liebte nur den jüngeren, den Harun. Der Kalif starb sehr plötzlich, wahrscheinlich versehentlich vergiftet von einer anderen Frau seines Harems (diese soll es nicht auf ihn, sondern auf ihre Nebenbuhlerin abgesehen gehabt haben).

Hadi war nur kurze Zeit Kalif. Da ließ die furchtbare Kalifen-Mutter Cheisuran ihren Sohn von zwei Sklavinnen nachts unter seidenen Kissen ersticken; die unmenschliche Mutter lief, nachdem sie sich von dem Tode ihres ältesten Sohnes

überzeugt hatte, zu Harun, ihrem Lieblingskind, um ihm den Vorfall mitzuteilen. So wurde Harun al Raschid Kalif. Während der ersten Zeit seiner dreiundzwanzigjährigen Regierung konnte der junge, mit einundzwanzig Jahren Kalif gewordene Harun durch Energie und Grausamkeit seine Stellung und seine Macht behaupten. Aber um welchen Preis! Während der ersten drei Jahre scheint seine Mutter, die seinen Bruder, ihr eigenes Kind, umgebracht hatte, für ihn regiert zu haben. Der erste große Mord, den er nach ihrem Tode beging, betraf seinen Neffen Dschafra. Über dieses Ereignis sind nur Legenden zu uns gedrungen. Nach einer solchen war eine Liebesgeschichte der Anlaß zum Mord. Der Prinz soll sich wider den Willen des Kalifen mit dessen Schwester Abbasa verheiratet haben, bzw. er soll die Ehe, deren formalen Abschluß der Kalif unter der Bedingung, daß sie formal bleibe, gestattet hatte, wirklich vollzogen haben. Durch eine verräterische Sklavin kam diese seltsame Liebesgeschichte heraus, und der Kalif hätte sich auf jene Weise gerächt. In Wirklichkeit dürfte der Grund politisch gewesen sein, anders wie es die Anekdote will. Der Sohn des ermordeten Kalifen Hadi mußte dem regierenden Kalifen immer verdächtig sein.

Harun al Raschid regelte die Thronfolge durch ein ausführliches Testament, das sein Reich zwischen seine Söhne aufteilte; ähnlich wie es ein Menschenalter später im Abendlande Ludwig der Fromme mit dem Frankenreiche tat. Es scheint, der politisch ziemlich unfähige Herrscher tat dies unter dem Einfluß einer Frau, der aus dem Märchenbuch Tausendundeine Nacht bekannten Sobeide.

Sobeides Sohn Emin wurde Kalif, aber nach einigen Jahren von den mit seinem Bruder Mamun verbündeten Persern besiegt, auf der Flucht eingeholt und ermordet. Mamun, nun alleiniger Kalif, war nicht der Sohn Sobeides, sondern der Sohn einer persischen Sklavin des Harems. Daher seine Zuneigung zu den Persern. Er begann sein Kalifat damit, daß er den Marschall des Reiches im Kerker

verhungern ließ. Schließlich wurde ein dritter Sohn Harun al Raschids Kalif, der leibliche Bruder Mamuns, Motassim.

Motassim untergrub das Kalifat durch die Bildung der türkischen Garde, welche von nun ab in Bagdad eine ähnliche Rolle spielte, wie früher die Prätorianer in Rom. Schließlich hatten die Offiziere, und vor allen Dingen der General dieser Garde, mehr Macht als der Kalif selbst.

So versank das Kalifat in politischen Mord und in — Vergessenheit. Der Mantel des Propheten, von Anfang an blutbefleckt, wurde in späteren Jahrhunderten von anderen islamischen Sultanen getragen und immer wieder mit Blut besudelt. Der politische Mord ist in Kairo, Damaskus, Bagdad und Stambul eine so gewöhnliche, fast möchte man sagen, normale Erscheinung, daß eine selbst kurze Aufzählung den Leser ermüden würde.

Überspringen wir also lieber ein Jahrtausend und wenden wir unseren Blick nördlicher, nach Moskau, das in vielen den orientalischen Höfen ähnlich ist.

*

Iwan der Schreckliche

Wie den großen, schrecklichen Zaren dem Leser begreiflich machen? Müßten wir nicht seine Jugend in ihren tausend Einzelheiten erzählen, diese Jugend des mit drei Jahren Zar gewordenen Kindes, das in den Hofintrigen und Bürgerkriegen heranwächst, heute in goldbestickten schweren Gewändern auf den Thron gesetzt wird, um die Audienzen der fremden Gesandten mit seiner Gegenwart zu verherrlichen und morgen wieder unbeaufsichtigt und vernachläßigt, oft hungernd und ohne Kleidung, in Moskau herumirrt — müßten wir nicht auch die Geschichte seiner Mutter Helene berichten, der ehebrecherischen Zarin, deren Verwandte um den Zarenthron herumlungern — müßten wir nicht die Namen der Kirchenfürsten aufzählen, die das Zarenkind bald in Frömmigkeit erziehen wollen, bald beiseite stoßen und bald das gleiche Kind mit dem ganzen Hochmut seiner künftigen

Macht zu erfüllen trachten? In manchen ähnelt die Jugend des unmündigen Kaisers der Kindheit des deutschen Kaisers Heinrichs IV. Auch er war ein Spielball der Großen und Adligen, der Erzbischöfe und Herzöge. Der Knabe Iwan in Moskau jedoch wurde sich sehr bald seiner Stellung, der Gefahren und der Möglichkeiten seines Zarentums bewußt. Und in den unzähligen Demütigungen, denen er als Kind ausgesetzt war, scheint sich der rachsüchtige und grausame Charakter herangebildet zu haben, dem er seinen Beinamen „der Schreckliche" verdankt.

Im Jahre 1547 wird der siebzehnjährige Iwan feierlich in Moskau gekrönt: „heiliger, von Gott gekrönter Zar und Selbstherrscher von ganz Rußland". Im selben Jahre werden dem Jüngling die vornehmsten Mädchen des russischen Hochadels vorgeführt, damit er sich aus ihnen seine Gattin wähle. Diese Frauenwahl wird für Rußland schicksalhaft: er wählt eine Romanow: Anastasia Romanowna, wählt sie aus Liebe; also keine politische, sondern eine Liebesheirat, aber eine Heirat mit unermeßlichen politischen Folgen.

Und als gäbe das Schicksal ein großes Vorzeichen, geschieht in diesem ersten Zarenjahre etwas Furchtbares: Moskau gerät in Brand, das gewaltige Feuer verzehrt die gesamte Stadt bis auf wenige Ausnahmen, siebzehnhundert Menschen kommen in den Flammen um. Dann bricht ein Aufstand los; der Oheim des Zaren wird erschlagen.

Der russische Hochadel bestand aus den Bojaren; der junge Zar haßte die Bojaren, obwohl seine eben erwählte Frau selbst eine Bojarentochter war; aber in seiner Jugend hatte er soviel Unverschämtheiten dieser Bojaren gesehen, daß sein Entschluß, sie auszurotten, schon in frühen Jahren feststand. War es Heuchelei, war es eine vorübergehende Sinnesänderung, als Iwan neunzehnjährig auf dem Platz vor dem Kreml die Bojaren zusammenrief und von einer Steinkanzel herab eine merkwürdige Ansprache hielt? Er klagte sie vor allem Volke an, er schilderte in leidenschaftlicher Rede die Kränkungen seiner Jugend, aber dann verbeugte er sich nach allen

Seiten, bat alle, an Gott zu glauben und ihn, den Zaren, zu lieben, und er flehte sie an, von aller Feindschaft abzulassen. Und ein späteres Dokument wiederholt diese feierliche Versöhnung: „Es demütigte sich und besänftigte sich mein Geist, und ich erkannte meine Sünden."

Der Zar brauchte freilich die Bojaren. Es gab Kriege, Krieg gegen das tatarisch-islamische Kasan, Krieg gegen die tatarische Krim, Krieg gegen das christliche Baltenland, in dem damals noch der Deutsche Orden seine freilich schon morsche Macht hielt. Der zweiundzwanzigjährige Zar eroberte Kasan; von den Moscheen verschwand der Halbmond und mußte dem russischen Kreuze weichen. Der Vierundzwanzigjährige eroberte Astrachan, der Fünfundzwanzigjährige zog siegreich nach der Krim, der Siebenundzwanzigjährige verwüstete das Baltenland. So wurde das russische Zarenreich unter diesem mächtigen Fürsten vergrößert und in seiner modernen Macht eigentlich erst begründet. Iwan der Schreckliche ist Rußlands bedeutsamster Herrscher vor Peter dem Großen.

In die Zeit dieser Kriege aber fielen zwei Vorfälle, ohne die man die späteren Greueltaten und die Verwilderung des Zaren Iwan nicht verstehen kann. Als Iwan von seinem Kriegszuge nach Kasan in den Moskauer Kreml zurückkehrte, wurde er sterbenskrank. Er glaubte an sein Ende und machte ein Testament: Zar sollte sein unmündiger Sohn Dmitri unter der Regentschaft der Zarin Anastasia werden. Die Bojaren aber weigerten sich, dem Kinde am Krankenbette Iwans die Treue zu schwören. Die beiden Ratgeber des Zaren, ein Erzbischof und ein Fürst, stellten sich auf die Seite der Bojaren. Da trat das Unerwartete ein: der Zar genas. Zunächst tat er so, als sei nichts weiter vorgefallen, die Ratgeber blieben im Amte, den Bojaren geschah kein Leid. Als aber die Kriege vorbei und der Zar dreißig Jahre alt war, starb die von Iwan vergötterte Zarin Anastasia. Wenige Wochen vor der Mutter war schon das Zarenkind Dmitri gestorben. Man raunte dem Zaren ins Ohr, die beiden Ratgeber und die Bojaren hätten

seine Gattin und seinen Sohn vergiftet. Der Zar selbst raunte es allen zu, die sein Vertrauen genossen.

Nun brach das Strafgericht herein: der Erzbischof wurde ans weiße Meer verbannt, wo er nach kurzer Zeit starb. Der Fürst verschmachtete im Kerker zu Dorpat.

Aus dem Zaren aber wurde nach dem Tode Anastasias ein grausamer Despot, eine blutige Bestie, ein verlierter, lasterhafter Mensch. Er nahm eine Frau nach der andern; zunächst eine Tscherkessin, dann rasch hintereinander drei andere Frauen, und als sechste Gattin Maria Nagaja, die ihn kurze Zeit überlebte. Die Frauen wurden wohl von dem Zaren selbst durch Gift beseitigt, wenn er ihrer überdrüssig war und ein neues Weib zur Zarin machen wollte.

Der ersten Ehe Iwans mit Anastasia entstammten zwei Söhne: der älteste hieß wie der Vater Iwan, der jüngere Feodor.

Die Widerstände in der Geistlichkeit, welche das wilde Leben Iwans mißbilligte, wurden brutal aber wirksam gebrochen. Ein Fürst Repnin weigerte sich, mit dem betrunkenen Zaren zu tanzen und an den Orgien des Hofes teilzunehmen. Der Zar schickte ihm einen Mann in die Kirche nach, wohin jener sich begeben hatte und ließ ihn in der Kirche erstechen. Der angesehenste Abt des Reiches wurde von einem anderen Diener des Zaren auf dessen Befehl erwürgt. Mord häufte sich auf Mord.

Aber nicht von diesen einzelnen Bluttaten führt der Zar seinen Beinamen, sondern von den großen politischen Massenmorden, durch die er seine Politik zu stützen versuchte. Es sind ihrer in der Hauptsache drei.

Zunächst die Vernichtung der ihm feindlich gesinnten oder ihm als feindlich verdächtigen Bojaren. Eine Komödie leitete diese blutige Aktion ein. Der Zar verschwand plötzlich aus dem Kreml; niemand wußte zunächst, wohin er sich begeben hatte. Dann hieß es, der Zar sei in einem sehr einsam gelegenen Kloster, etwa einhundert Kilometer nordöstlich der Hauptstadt. In der Tat kamen bald von jenem Kloster kaiser-

liche Boten mit außergewöhnlichen Erlassen. Darin stand, der Zar trauere über die Schandtaten der Bojaren, er könne das Unglück und die Unbill seiner Kindheit nicht vergessen, er habe Nachricht von Verrat, der ihn in Moskau umgebe, und aus allen diesen Gründen wolle er, Zar Iwan, der Krone entsagen. Dieses Manöver hatte die beabsichtigte Wirkung: die Bauern und die Bürger in den Städten verlangten in feierlichen Wallfahrten zu jenem Kloster, daß der Zar zurückkehre. Er stellte Bedingungen: unumschränkte Vollmachten gegen alle, die er für seine Feinde erachte.

Nach der Rückkehr begann der Zar seine Bedingungen zu verwirklichen. Er teilte den Adel in zwei Teile, und bildete aus dem einen Teile seine Leibgarde, die Opritschnina. Diese Opritschnina erfüllte den Wunsch des Zaren. In schwarzen Uniformen ritten sie durch das Land, am Sattel ihr Abzeichen: Hundekopf und Besen. Sie durften morden, wen sie wollten. Die Namen der Ermordeten wurden in Kirchenregister eingetragen, die teilweise noch erhalten sind; aber nicht alle Namen waren festzustellen, dafür steht am Anfang dieser merkwürdigen Listen: „Du, o Herr Gott, kennst selbst ihre Namen."

Der zweite große Massenmord Iwans ist die Vertilgung einer ganzen Stadt. Es war das unglückliche Nowgorod, eine alte, wenn nicht die älteste Stadt Rußlands. Als der Zar vierzig Jahre alt war, gab er den furchtbaren Befehl, Nowgorod zur Strafe für (angeblichen) Hochverrat zu vertilgen. Fünf Wochen lang wurde gemordet; sechzigtausend Menschen kamen um. Die Umgebung wurde ebenfalls geplündert und ihre Bauern hingemetzelt.

Der dritte Massenmord fand in Moskau selbst statt, im Angesichte des Zaren, vor dem Kreml, auf dem berühmten Roten Platz, noch im selben Jahre. Der Zar behauptete, es gäbe eine Verschwörung gegen sein Leben. Er suchte sich einige tausend Opfer aus, die er auf dem erwähnten Platze foltern und unter den grauenhaftesten Martern hinrichten ließ. Die Zeitgenossen berichten, der Zar sei nie fröhlicher gewesen, als

während dieſer Martern. Noch über zehn Jahre ſtand Rußland unter dem Terror Iwans des Schrecklichen. Zweiundfünfzigjährig ermordete er im Jähzorn ſeinen eigenen Sohn Iwan, den Thronfolger, indem er ihm mit einem Eiſenſtabe den Schädel zerſchmetterte. Seit dieſer Untat aber ging es mit ihm zu Ende. Er hatte Phantaſien, litt an Gewiſſensbiſſen, ſah Geiſter und die Geſpenſter der Ermordeten; er ließ in allen Klöſtern für ſich beten, damit der Himmel ihn „von ſeinen ruchloſen Sünden reinige". In den Kreml wurden alle möglichen Hexen und Wahrſager berufen. Schließlich ließ ſich der Zar täglich in ſein Schatzhaus tragen, weil man ihm geſagt hatte, daß ihm die Juwelen und Edelſteine neue Lebenskraft geben würden.

Aber die Lebenskraft blieb aus. Unter lauten Beteuerungen ſeiner Schandtaten ſtarb er im März 1584.

*

Heinrich VIII.

Nur wenn man dem ruſſiſchen Zaren die aſiatiſche Wildheit zugute hält und als mildernden Umſtand anrechnet, kann man mit ihm den engliſchen König Heinrich VIII. vergleichen, der ſtarb, als Iwan ſich zum Zaren krönen ließ. Denn die Taten Heinrichs des Achten wiegen nicht minder ſchwer als die Iwans, wenn man bedenkt, daß ſie nicht im ruſſiſchen, ſondern im engliſchen Milieu, nicht in einer faſt aſiatiſchen, ſondern in weſteuropäiſcher Atmoſphäre geſchahen.

Heinrich VIII. iſt auch, wie Iwan der Schreckliche, in ſehr jugendlichem Alter zur Krone gekommen. Sein Vater Heinrich VII. hinterließ eine ſtarke, faſt abſolutiſtiſche Stellung der Krone. Der achtzehnjährige König war unumſchränkter Herrſcher und ſcheute ſich nicht, ſeine königliche Macht zum Ehebruch und Juſtizmord zu mißbrauchen.

Der Ehebruch des Königs von England wäre nicht erwähnenswert, wenn er nicht die bekannten Folgen für die Geſchichte Englands gehabt hätte: nicht nur den Bruch mit Rom (der wahrſcheinlich auch ohne die beſondere Ehepolitik

des Königs gekommen wäre), sondern auch die Streitigkeiten um die Thronfolge, die in Glaubenskämpfe ausarteten.

Heinrich VIII. hatte die spanische Prinzessin Katharina geheiratet, die fünf Jahre älter als er selbst war. Sie schenkte ihm fünf Kinder, von denen nur eins am Leben blieb: die spätere Königin Maria. Der König fand, daß die Spanierin schnell alterte. Mit achtundzwanzig Jahren verliebte er sich in eine Elisabeth Blount, mit dreißig Jahren in die achtzehnjährige Maria Boleyn. Als er vierunddreißig Jahre alt war, tat es ihm die Schwester dieser Maria an; sie ist die berühmte Anna Boleyn. Damals zählte sie zweiundzwanzig Jahre. Sie gewährte sich dem König nicht ohne weiteres; er mußte sie heiraten. Das führte zur Ehescheidung, in die bekanntlich Rom nicht willigte. Dieser Prozeß hatte den Sturz des bis dahin allmächtigen Kanzlers zur Folge, des Kardinals Wolsey. Wolsey wurde verhaftet. An ihm hätte der König wohl seinen ersten Justizmord begangen, wenn der unglückliche Kardinal nicht im Gefängnis gestorben wäre.

Anna Boleyn erreichte ihr Ziel (oder war es nur das Ziel ihrer Verwandten?), Königin von England zu werden, im Jahre 1533; sie war inzwischen dreißig Jahre alt geworden. Drei Jahre blieb sie Königin, dann fiel sie der Skrupellosigkeit ihres königlichen Gatten zum Opfer. Heinrich VIII. fand sich nämlich auch von dieser Ehe enttäuscht. Vielleicht um nicht nochmals die Scherereien eines Ehescheidungsprozesses zu haben, griff er zum Strafrecht. Unter falscher Anklage wurde die unglückliche Anna Boleyn vor ein Gericht gestellt, wegen Ehebruchs zum Tode verurteilt und im Tower geköpft. Der Witwer (welcher selbst Straffreiheit für seinen Ehebruch beanspruchte — er war ja König) blieb nur elf Tage Witwer. Sodann heiratete er Johanna Seymour; diese starb zu schnell, als daß der königliche Ritter Blaubart sie hätte aufs Schaffott bringen können. Eine dritte Ehe wurde (wegen Häßlichkeit der Frau) geschieden. Neunundvierzigjährig nahm sich Heinrich VIII. wieder eine junge und hübsche Frau: die

zwanzigjährige Katharina Howard. Nach zwei Jahren fand es der König an der Zeit, auch diese Frau aufs Schafott zu schicken. Die nächste Frau, die einunddreißigjährige Katharina Parr überlebte den König.

Die Frauen sind nicht die einzigen Opfer des Königs gewesen. Heinrich VIII. hatte es nicht nötig, wie Iwan der Schreckliche, Meuchelmörder zu dingen, oder gar selbst mit eigener Hand totzuschlagen: er konnte sich auf seine Richter verlassen, die ihm zu Liebe jeden Justizmord begingen, an dem der König Gefallen fand.

Die politischen Morde des Königs begannen im großen Umfange im Jahre 1535. Drei Londoner Äbte machten den Anfang: sie wurden nach furchtbaren Martern hingerichtet. Kurz darauf ließ der König im Tower den siebenundsechzigjährigen Kardinal John Fisher enthaupten, seinen Leichnam nackt ausstellen und den Kopf an der London Bridge aufspießen. Eine Woche später fiel, ebenfalls im Tower, der Kopf des berühmten Humanisten und englischen Reichskanzlers Thomas Morus, des Verfassers der Utopia. Auch dieser Kopf wurde an der genannten Brücke aufgespießt.

Der König starb in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre 1547 im Westminsterschlosse. Dachte er sterbend an den Tower, wo seine Frauen und seine Feinde unter den Beilen der Henker verblutet waren? Seine Tochter von der im Tower getöteten Anna Boleyn, die spätere Königin Elisabeth, war dort vier Jahre gefangen; diejenige, die sie einkerkerte, war die andere Tochter Heinrichs, die Tochter der ersten Gattin, Maria.

Mußte nicht in die Träume aller britischen Könige der blutige Tower ragen — Anklage, Furcht oder Drohung? Es gibt in Europa keine Burg, die so viel von politischen Morden erzählen könnte, wie dieses graue Schloß im östlichen London. Es ist wie das Symbol der furchtbar blutigen Geschichte Englands. Es war im Jahrhundert vor Heinrich VIII., da Richard III. hier seine jungen Verwandten hatte töten lassen. Richard III., Eduard IV., Heinrich IV. — alle haben

sie gemordet. Richard III. den Eduard V., Eduard IV. den Heinrich VI., Heinrich IV. den Richard II. Seit Eduard II., der 1328 ermordet wurde, ist bis auf den Heinrich VIII. keine Generation im englischen Königshause, in dem nicht ein Glied umgebracht wurde. Soviel blutige Schatten standen hinter dem Mörder seiner Frauen.

Von all diesem kündet der Tower. Begreiflich, daß die Könige später sich scheuten, wie ihre Vorgänger, im Tower zu wohnen. Aber sie haben auch nach Heinrich VIII. noch im Tower ihre Gegner töten lassen.

In der Nordwestecke des Towers ist eine kleine Kapelle, neben ihr ein kleiner Friedhof. Macaulay, der britische Geschichtsschreiber, hat diesen Friedhof den traurigsten, erschütterndsten Platz auf der Erde genannt. Auf diesem Friedhofe liegen der Kardinal Fisher und der Kanzler Morus, Anna Boleyn, Katharina Howard, ferner Thomas Cromwell, Lady Jane Grey, der Graf von Essex (der gestürzte und hingerichtete Günstling der Königin Elisabeth) und viele andere berühmte Opfer politischer Justizmorde, begangen auf königlichen Befehl. Bis in die jüngste Vergangenheit geht seine blutige Geschichte; denn noch im Weltkriege sind hier im Tower Deutsche erschossen worden, die unter der Anklage der Spionage gestanden hatten.

So möge diesen Abschnitt, wie eine Vignette, der Tower beschließen, dieses grauenvolle Denkmal politischen Unsinns und menschlichen Unglücks. Umgeben von der größten Stadt der Welt, inmitten des Lärms der Fabriken, der Dampfer, der Millionen Menschen liegt, von vier hohen, fast zierlichen Türmen eingerahmt, der Tower — ein steinernes Buch des Grauens.

15. Die Borgia

Unter allen Fürstengeschlechtern, die ihren Namen mit Blut besudelten, werden immer die Borgia an erster Stelle genannt werden. Cesare Borgia, der Sohn des Papstes Alexanders VI., ist der berüchtigste Mörder der Renaissance,

einer Epoche, die wahrhaftig nicht arm an Musterbeispielen des „Mordes auf Befehl" ist.

Durch diesen furchtbaren Menschen ist der päpstliche Hof in Rom ein zweites Mal verunheiligt worden. Und wenn auch die Greuel um 1500 nicht an die Greuel um 1000 heranreichen, von denen wir in dem Kapitel der Papstmorde sprachen, so sind doch diese Begebenheiten in Dichtung und Geschichtsschreibung so oft unterstrichen worden, daß der Name Cesare Borgia zu den ganz bekannten Typen historischer Menschen überhaupt gehört.

Die Borgia sind durch den Papst Calixtus III. aus Spanien nach Rom gekommen, der selber ein Borgia war. Alfons Borgia, Erzbischof von Valencia, wurde in seinem siebenundsiebzigsten Lebensjahre zum Papst gewählt: Calixtus III. Er regierte nur drei Jahre, aber diese Zeitspanne genügte der ehrgeizigen Familie des Papstes, daß sie in Rom an der Kurie festen Fuß fassen konnte. Vor allem kam der Neffe des greisen Papstes, der Sohn seiner Schwester Isabella, mit Namen Rodrigo, ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling, in Rom zu großem Einfluß. Er wurde mit einem anderen Neffen des Papstes, namens Luis Juan, schon im nächsten Jahre zum Kardinal erhoben.

Sofort nach dem Tode seines Onkels begann der Kardinal Rodrigo seinen in der Geschichte so oft getadelten Lebenswandel. Der nächste Papst, Pius II. (der Piccolomini), äußerte sich sehr mißbilligend: „Unser Mißfallen ist namenlos. Denn dies gereicht dem geistlichen Stande zur Schmach." Als Sixtus IV. starb, bemühte sich der junge Borgia bereits um die Papstkrone. Trotz der gewaltigsten Versprechungen und der höchsten Protektion besaß das Kardinalkollegium damals noch genug Besonnenheit, den lasterhaften Spanier abzulehnen. Doch sein Einfluß, der nicht nur auf seinem unermeßlichen Reichtume, sondern auch auf außerordentlichen Fähigkeiten beruhte, stieg weiter. Die Abneigung gegen ihn beruhte andererseits nicht alleine auf seinem lasterhaften Lebenswandel, sondern vielleicht noch mehr auf dem Ruf der Treu-

losigkeit, der ihn begleitete. Rodrigo Borgia war jetzt ein festes Verhältnis mit einer schönen Römerin eingegangen, mit der Vanozza de Cataneis. Das geschah vor seiner Priesterweihe, die er erst mit vierzig Jahren, nachdem er längst Kardinal war, erhielt (die Kardinaldiakone jener Zeit waren sehr häufig noch nicht im Besitze aller Weihen); aber auch als Priester gab er seine weltlichen, schon damals schweres Ärgernis erregenden Neigungen nicht auf. Die Geliebte Rodrigos war zwölf Jahre jünger als er. Sie gebar dem Kardinal vier Kinder: Cesare, Juan, Jofré und Lucrezia. Es sind dieses zugleich die Personen in dem blutigen Drama, das die Kirche um 1500 an den Rand des Abgrundes brachte. Vanozza überlebte ihren Geliebten, der nie ein Hehl aus seinem Verhältnis zu ihr machte; sie starb sechsundsiebzigjährig in Rom, nachdem sie noch versucht hatte, ihr so verhängnisvolles Leben durch mannigfache Stiftungen im Sinne der Kirche zu sühnen. (Übrigens war sie nicht die einzige Geliebte des Borgia: er hatte noch von anderen Frauen uneheliche Kinder: Pedro-Luis und Jeronima; der erstere starb mit zwanzig Jahren, das Schicksal der Jeronima ist nicht bekannt.) Der Historiker Pastor hat in den Archiven des Vatikans drei Briefe der Vanozza an Rodrigo Borgia gefunden, die sie an ihn schrieb, als er schon der Papst Alexander VI. war. Sie sind durch den offiziellen, wenn auch naiven Stil sehr interessant. In dem einen unterzeichnet sie mit: „Quella che di et notte prega per la vita de Vostra Santità". (Die, welche bei Tag und Nacht für das Leben Eurer Heiligkeit betet.) Inhaltlich geben diese drei kurzen Billete freilich keinen Aufschluß über die Persönlichkeit jener Frau, von der wir gern näheres wüßten: die Mutter des großen Mörders Cesare Borgia, die Urahne des Heiligen Franz Borgia.

Über Alexander VI. darf man nicht so hart urteilen, wie es die Geschichtsschreiber oft getan haben. Die Laster, denen er ergeben war, sind damals weit verbreitet gewesen; daß sie freilich den Träger des Papsttums mehr befleckten als einen weltlichen Fürsten, ist richtig. Immerhin hatte auch der vor-

hergehende Papſt Innozens VIII. zwei uneheliche Kinder. Aber der Unterſchied bleibt dennoch groß genug: Auch andere Päpſte hatten ein Vorleben, das nicht gerade vorbildlich war, zum Beiſpiel Julius II. Doch als Päpſte führten ſie einen untadelhaften Wandel (auch der mit achtunddreißig Jahren Papſt gewordene Leo X.). Ferner hat Alexander VI. ſeine Papſtwahl durch Beſtechungen durchgeſetzt. („Keinem Zweifel kann es unterliegen, daß dabei ſimoniſtiſche Umtriebe mitwirkten" — Paſtor). Aber nur ein ganz naiver Menſch wird die über dieſen Borgia-Papſt verbreiteten Skandalgeſchichten reſtlos glauben. Die Schlechtigkeit Alexander VI., ſo groß ſie auch geweſen iſt, wurde ins Diaboliſche, Teufliſche übertrieben. Das mag für den Mörder-Sohn gelten — für den Vater gilt es keineswegs. Das Laſter Alexanders war Schwäche; Ceſares Laſter war die Brutalität des Berufsverbrechers.

Vielleicht iſt es übertrieben, wenn dem Ceſare alle Morde der Großen jener Jahre zugeſchrieben werden. Der plötzliche Tod eines ſeiner Vettern, eines Kardinals Borgia, mag kein Giftmord, ſondern ein Malariafall geweſen ſein. Bedenklicher iſt ſchon der Tod ſeines Bruders Juan, des zweiten Sohnes Alexanders VI.

An einem heißen Juninachmittage des Jahres 1497 waren die beiden Brüder mit anderen Kardinälen und Prinzen bei ihrer Mutter Vanozza in einem Gartenhauſe vor Rom zu Gaſt. Als es dunkel wurde, ritten die Herren zur Stadt zurück. Den Herzog Juan begleitete ein vermummter Mann (oder war es ſeine Geliebte?); eine merkwürdige Begleitung — noch merkwürdiger dadurch, daß dieſe Maske ihn einen Monat hindurch ſchon tagtäglich beſucht hatte. An einer Ecke ſagte Juan, die Herren möchten ihn entſchuldigen, er habe noch „zu ſeinem Vergnügen einen Gang allein zu machen". Er nahm den Vermummten und einen Reitknecht mit; aber auch dieſen ließ er an einer anderen Straßenecke zurück mit der Weiſung, zu warten, bis er wiederkäme. Den

Vermummten aber setzte er hinter sich auf sein Maultier, und so verschwand er im Dunkel der Nacht. Seitdem hat ihn niemand mehr gesehen. Der Papst geriet über das Verschwinden seines Lieblingssohnes in die höchste Aufregung. Der Reitknecht war schwer verwundet in der Gasse gefunden worden. Die Nachforschungen ergaben, daß ein Mann folgendes gesehen hatte. „Ich sah", so sagte der Mann, ein Holzarbeiter, „gegen ein Uhr nachts zwei Männer aus der Gasse zum Tiber kommen, sich vorsichtig umsehen und wieder umkehren. Dann erschienen zwei andere, sahen sich ebenfalls vorsichtig um, und sie gaben in die Gasse hinein ein Zeichen. Hierauf kam ein Reiter auf einem Schimmel; hinter seinem Sattel lag quer über das Pferd eine Leiche. Er ritt nahe ans Ufer, wo schon die anderen warteten. Diese nahmen die Leiche und warfen sie mit einem gewaltigen Schwunge ins Wasser — dort, wo man den Schmutz und Kot der Gassen in den Fluß zu werfen pflegt. Der Reiter aber fragte: habt ihr ihn gut hineingeworfen, und sie antworteten: ja, Herr, wir haben ihn gut hineingeworfen. Der Herr ritt etwas an dem Ufer entlang und sah wohl den Mantel der Leiche, worauf die Männer mit Steinen danach warfen, damit der Mantel untergehen sollte." So sagte jener Mann; als man ihn fragte, warum er es nicht angezeigt habe, antwortete er: „Verehrte Herren, ich habe an dieser Stelle in meinem Leben wohl an die hundert Leichen in den Tiber werfen sehen — und nie hat man sich darum gekümmert."

Diesmal aber kümmerte man sich darum: der Fluß wurde von einer Fischerflottille abgesucht: und man fand den toten Sohn des Papstes mit gebundenen Händen und neun Dolchstichen. Nach einem Tage wurde er des Nachts beim Scheine von zweihundert Fackeln in die Marienkirche del Popolo zu Grabe getragen. Er war nur vierundzwanzig Jahre alt geworden. Der Ermordete war verheiratet mit einer Spanierin, die aber nicht in Rom lebte, sondern mit ihren Kindern in Spanien geblieben war. Eines dieser Kinder ist der Vater des Heiligen Franz Borgia geworden, des dritten Generals

der Jesuiten, dessen Urgroßvater also der Papst Alexander der Sechste und dessen Großvater der ermordete Herzog war.

Aber von wem oder in wessen Auftrage ermordet? Die verschiedenartigsten Gerüchte gingen damals um, und heute noch ist es nicht geklärt. Pastor bestreitet, unseres Erachtens allerdings mit unzulänglichen Gründen, die Möglichkeit, daß Cesare der Mörder seines Bruders war. Gregorovius nimmt dessen Täterschaft fast als gewiß an.

Das Motiv? Herrschsucht. Der Papst liebte den zweiten Sohn sehr; der stand also dem Cesare im Wege. Warum sollte, bei einem Cesare Borgia, dies nicht für den Mord genügen? Ein Grund spricht übrigens sehr für den Brudermord. Auf Befehl des Papstes wurde eine strenge und gründliche Untersuchung geführt; so sind alle Paläste jener Stadtgegend untersucht worden, und erst recht die einfachen Häuser. Selbst die Wohnungen der Kardinäle blieben nicht verschont. Es muß eine sehr große Macht gewesen sein, die, dem Papste zum Trotz, die Nachforschungen vereitelte, und so viel Macht hatte nur einer im damaligen Rom: Cesare Borgia.

Unmittelbar nach dem Morde begann die offene Mordtätigkeit des Cesare, dem als Plan vorschwebte, sich selbst zum Alleinherrscher nicht nur Roms, sondern Italiens zu machen. Die Kardinalswürde legte er ab und heiratete zwei Jahre nach dem Morde in Frankreich eine Prinzessin, die schöne Charlotte d'Albret, die Schwester des Königs von Navarra. Diese Ehe war keine Liebesheirat, Cesare wollte, wie später Napoleon, durch die Heirat in ein Königshaus seine Legitimität herstellen.

War ihm so seine eigene Person nur Mittel zum Zweck, so erst recht die Verwandten. Seine Schwester Lukretia wurde von ihm der Reihe nach verheiratet: erst an Johann Sforza; aber dann mußte der in die Scheidung willigen, weil Cesare sich mehr Vorteil von einem anderen versprach; von Alfons von Basceglia, welcher der uneheliche Sohn des Herzogs Alfons von Neapel war. Doch bald wurde dieser Gemahl der Lukretia auf dem Petersplatz von fünf

Meuchelmördern angefallen, schwer verwundet und nach einigen Tagen von Cesare eigenhändig umgebracht. Auch er paßte dem Cesare nicht mehr. Schließlich heiratete Lukretia den Herzog Este von Ferrara, den der freundliche Schwager dann verschonte.

Man berichtet, den Cesare habe damals ein so schrecklicher Ruf umgeben, daß selbst der Vater vor diesem Sohne sich fürchtete.

Nach der Einnahme von Faenza ließ Cesare den jungen Herzog Astorre festnehmen und in die Kerker der Engelsburg werfen und nach einiger Zeit, nebst seinem Bruder, dort töten. Rom stöhnte unter der Tyrannei des Papstsohnes. Ein Venezianer, der den Cesare beleidigt haben sollte, wurde von den Dienern Cesares erwürgt und in den Tiber geworfen. Als sich seine Generäle gegen den Borgia erhoben, versöhnte er sich zum Schein mit ihnen, ließ sie aber, sobald sie in seiner Gewalt waren, in der Burg von Sinigaglia erdrosseln. Sein Henker, ein Spanier, wie alles Gefolge des Cesare, begleitete ihn überall. Ein Kardinal Orsini wurde auf Geheiß des Cesare in den Kerkern der Engelsburg vergiftet. Kurz darauf starb der Kardinal Michiel am Gifte, weil der Cesare dessen Geld brauchte. Ob die Nachricht wahr ist, daß Cesare einen spanischen Kämmerer in Gegenwart des Papstes erstochen habe, so daß dem Heiligen Vater das Blut ins Gesicht spritzte? Ob es wahr ist, daß auch der Kardinal Ferrari vergiftet wurde, um von dem Borgia beerbt zu werden? Und ob der Papst davon wußte? Ein Günstling des Papstes, Troche, wurde wegen angeblichen Hochverrates in der Engelsburg erwürgt, wobei Cesare voller Vergnügen zusah. Rom war dem Terror des Cesare und seines Henkers, des Don Micheletto, preisgegeben.

Da starb im Jahre 1503 plötzlich der Papst; Cesare selbst lag auf den Tod darnieder und konnte die Stunde des Todes seines Vaters nicht nutzen; als er genas, war es zu spät. Er mußte aus Rom verschwinden und ist später eines ruhmlosen

Todes durch eine verirrte Kugel auf den Wällen irgendeiner belagerten Stadt in Spanien gestorben.

Die berühmt gewordene Erzählung vom Tode Alexanders VI. lautet: Cesare und der Papst hätten in einem Gartenhause einigen Kardinälen ein Fest gegeben. Einiger Wein sei vergiftet worden, weil die beiden Borgia es auf den Tod eines oder mehrerer Kardinäle absahen. Aus Versehen aber hätten die Borgia selbst vom vergifteten Wein getrunken. Alexander sei dem Arsenik erlegen, während der kräftigere Cesare das Gift überwand.

Diese Schilderung wird bestritten. Pastor hält an der Malaria als Todesursache fest. Andere Forscher erklären den Gifttod Alexander VI. für so gut wie sicher. Es gibt, wie Pastor selbst sagt, ein einziges Mittel, der Wahrheit auf den Grund zu kommen: in der Sakristei der Kirche S. Maria di Monserrato, wo das Grabmal Alexanders Borgia (und seines Onkels Calixtus III.) sich befindet, die Überreste des unglücklichen Papstes auszugraben und chemisch auf Arsen zu untersuchen.

V.

Politische Mörderinnen

16. Agrippina

Diesen Abschnitt werden wir mit einer Betrachtung über den Giftmord beschließen; wir beginnen ihn mit der Darstellung der größten Giftmörderin des Altertums.

Agrippina war aus erlauchtem römischen Geschlecht. Das Julische Blut floß in ihren Adern. Cäsars Vater war auch ihr Ahnherr. Freilich war dieses Blut gemischt; zu ihren Vorfahren gehörte Marc Anton, der lasterhafte Rivale des Kaisers Augustus; gehörte ferner der Bruder des grausamen Kaisers Tiberius. Zudem war das Blut durch Inzucht, wie im ganzen Kaiserhause, verdorben. Väterlicher- und mütter-

licherseits ging Agrippinas Stammbaum wieder bei der Schwester des großen Cäsar zusammen. Vor allem aber, und das war wohl das erblich Belastendste, war ihre Großmutter jene sittenlose Julia, des Kaisers Augustus Tochter, welche dieser unzähliger Skandale wegen hatte aus Rom entfernen müssen. Schließlich hieß ihr Bruder Caligula; ihr Sohn Nero.

Agrippina ist im Jahre 15 nach Christus in Köln geboren; ihr Vater war Oberstkommandierender im Rheinlande. Später wurde er nach Syrien versetzt und dort unter rätselhaften Umständen ermordet. Agrippinas Mutter bezichtigte offen den Kaiser Tiberius der Urheberschaft dieses Mordes, was ihr, wie wir im Kapitel über Tiberius berichtet haben, erst die Freiheit und dann das Leben kostete. So waren die beiden Eltern der Agrippina keines natürlichen Todes gestorben; auch sie sollte es nicht, ebensowenig wie ihr Sohn und alle ihre Geschwister. Ihre Brüder waren schon unter Tiberius, mit Ausnahme des schwachsinnigen Caligula, beseitigt worden.

Agrippina hatte Köln schon als dreijähriges Kind verlassen. Der Vater starb, als sie vier Jahre alt, die Mutter als sie achtzehn Jahre alt war. Sie selbst wurde vierundvierzig Jahre. Davon war sie sechs Jahre Kaiserin und fünf Jahre Kaiserin-Mutter.

Die erhaltenen Standbilder aus Marmor zeigen eine prachtvolle Erscheinung, die auch in der heutigen Zeit eine außergewöhnliche Schönheit genannt würde. Freilich eine Schönheit von strenger, majestätischer Art; anmutig war Agrippina nicht; noch weniger hübsch. So waren ihre größten Nebenbuhlerinnen (das Wort in einem sehr wörtlichen Sinne verstanden) durchweg liebliche, anmutige und auffällig hübsche Mädchen und Frauen. Agrippina hat sich nicht ohne Erfolg bemüht, möglichst viele von diesem Frauentyp, der ihrer Herrschsucht gefährlich werden konnte, aus dem Wege zu räumen. Schließlich aber ist ihr doch ein solches Weib zum

Verderben geworden: Poppäa, die hübsche und intrigante Geliebte des Nero.

Es ist schwer, eine Frau wie Agrippina zu verstehen; den berühmtesten Versuch, sie zu verstehen, hat der französische Dramatiker Racine in seinem Stück „Britannicus" gemacht. Agrippina hatte zweifellos von ihrer Großmutter, der verdorbenen Julia, die außerordentliche Sinnlichkeit geerbt, die sie ihrerseits wieder ihrem Sohne Nero vererbte. Aber größer scheint das andere Erbteil des fluchbeladenen Blutes gewesen zu sein: Herrschsucht. Sie liebte nur den, der ihr zur Macht verhalf; aber sie liebte auch jeden und gab sich jedem, der ihr das versprach. Hemmungen, sittliche Bedenken kannten die Angehörigen dieser Familie nicht; Cleopatras Geliebter Marc Anton war nicht umsonst ihr Ahne.

Ihre drei Gatten sind: Domitius, Crispus und Kaiser Claudius. Dem Domitius, der wie sie von Marc Anton abstammte, gebar sie den Nero, der ihr einziges Kind blieb. Die beiden ersten Gatten starben wohl eines natürlichen Todes. Die Witwe, entschlossen, Kaiserin zu werden, fand bald Gelegenheit, ihre Talente zu erproben.

Kaiser war Claudius, Agrippinas Onkel (Bruder ihres Vaters), Kaiserin Messalina. Diese war die dritte Frau des Cäsar, von den beiden anderen hatte er sich scheiden lassen. Der Kaiser hatte zwei Kinder von Messalina, einen Sohn, Britannicus, und eine Tochter, Octavia.

Messalina betrog den Kaiser. Man sagte von ihr, daß sie den Palatin zum Bordell gemacht habe, ja man sagte ihr nach, daß sie öfters in Roms Bordellen zu sehen sei. Agrippina versuchte ihr Fallen zu stellen und sie so zu vernichten. Messalina schüchterte ihre Feindin ein, indem sie dafür sorgte, daß deren einzige Schwester Julia ermordet wurde. Seitdem hielt Agrippina ihren Mund.

Aber Messalina stürzte sich selbst. Ihre gewöhnlichen Ausschweifungen genügten ihr nicht mehr. Sie wurde vom Cäsarinnenwahnsinn befallen. Im Alter von vierundzwanzig Jahren beging sie folgende Tollheit: als der Kaiser in Ostia,

der Hafenstadt Roms war, lud sie ihren vornehmsten Geliebten ins Kaiserschloß, gab ihm ein Fest, das von Morgen bis Mitternacht dauerte; beide trieben die Frechheit so weit, daß sie sich von Priestern trauen ließen, die Hochzeitsopfer darbrachten und bekränzt ein Hochzeitsmahl gaben, das in eine wüste Orgie ausartete. Claudius wurde jedoch durch Eilboten von dem seltsamen Fest in seinem Schlosse in Kenntnis gesetzt, kam zurück und ließ die gesamte Gesellschaft verhaften und töten. Messalina wurde mit Gewalt zum Selbstmord gezwungen.

Dies geschah im Jahre 48. Agrippinas große Gelegenheit war gekommen. Der Kaiser suchte eine andere, die vierte Frau. Er zählte achtundfünfzig Jahre, Agrippina dreiunddreißig. Der Onkel war schon lange von seiner Nichte entzückt und befolgte gerne den Rat seiner von Agrippina mit allen Mitteln bestochenen Günstlinge, sie zu heiraten. Das war nicht ganz einfach, da auch im alten Rom Verwandtenehen unerlaubt waren; es mußte ein besonderes Gesetz erlassen werden:

„une loi mit Claude dans mon lit et Rome à mes genoux“ (Racine).[1])

Es vergingen nur wenige Wochen und jedermann in Rom wußte, was die neue Herrin des Palatin wollte. Alles war klug eingefädelt. Zunächst mußte der Kaiser den Staatsmann und Philosophen Seneca zurückrufen, der auf Betreiben Messalinas verbannt worden war. Agrippina brauchte diesen klugen und geachteten Mann sozusagen als Deckung ihrer Politik. Dann wurde ihr Sohn Nero von seinem Stiefvater adoptiert, also gleichberechtigter Sohn des Kaisers neben Britannicus. Damit er noch legitimer als dieser sei, setzte Agrippina es durch, daß der junge Nero seine Stiefschwester Octavia, Messalinas Tochter, heiratete. Auch das war nicht einfach: denn Octavia war bereits verlobt.

Diese Verlobung ließ Agrippina auf die Weise lösen, daß

[1]) „Ein Gesetz legte Claudius in mein Bett und Rom zu meinen Füßen.“

sie den Verlobten unter Anklage stellte. Der unglückliche Jüngling wurde der Blutschande mit seiner Schwester, der schönen Calvina, beschuldigt, und so zog er es vor, sich an dem Hochzeitstage seiner Braut das Leben zu nehmen; Calvina mußte Italien verlassen.

Seitdem spielte sich Agrippina unverblümt als die Herrin Roms auf. Sie fuhr im Wagen auf das Kapitol, was nur den Priestern und nie einer Frau gestattet war; der Kaiser konnte kein Regierungsgeschäft mehr selbständig besorgen: Agrippina besorgte es. Er mochte es für geratener halten, sich seiner schönen Nichte und Gattin zu beugen. Denn inzwischen war in dem Kommando der Gardetruppen eine wichtige Veränderung vor sich gegangen: an ihrer Spitze stand ein Günstling der Agrippina, der eher zu seiner Gönnerin als zu seinem Kaiser hielt. Nur wenn er angetrunken war, wagte der arme vertrottelte Ehemann ein Wort oder zwei; aber jedes wurde der Meisterin des Palatin überbracht, und eines kostete ihm das Leben: er sagte nämlich einmal im Rausch, daß sein Schicksal anscheinend sei, solange einer Frau zu gehorchen, bis er sie zum Tode verurteilen müßte. Daraufhin beschloß Agrippina, ihm zuvorzukommen und ihn vorher umzubringen. Claudius war im Herzen seiner Gattin zum Tode verurteilt.

Zunächst freilich mußten einige andere sterben: Millionäre, deren Vermögen die Cäsarin einziehen wollte; Frauen, die dem Kaiser einmal gefallen hatten (eine Bemerkung des Kaisers kostete der Gepriesenen leicht das Leben), und Verwandte. Lepida, dreifach mit Agrippina verwandt als Base, Schwägerin und Nichte, versuchte ihre mächtige Verwandte auf die gleiche Weise zu kompromittieren, wie diese es einst mit Messalina versucht hatte. Überdies besaß diese Lepida die Kühnheit, den siebzehnjährigen Nero gegen seine Mutter aufzuhetzen. Lepida büßte es mit dem Tode.

Agrippina hatte sich inzwischen eine Hofgiftmischerin angeschafft, deren Namen uns die Geschichte überliefert hat: Locusta. Locustas Gifte — wahrscheinlich ein Gemisch aus Opium und Arsenik — waren verläßlich.

Ein solches Gift aß der Kaiser. Er erbrach. Dies hätte ihm vielleicht das Leben gerettet, aber die Cäsarin hatte auch für diesen Fall vorgesorgt. Der Arzt, ebenfalls eine Kreatur der schönen Frau, besaß eine lange Feder, mit der man den Patienten im Schlunde kitzelte, um ihm das Erbrechen zu erleichtern. Das tat der Arzt; die Feder aber war vorsorglich in ein starkes Gift getaucht, dessen Rezept ebenfalls von Locusta stammte. Agrippina behielt in diesem gefährlichen und kritischen Augenblicke ihre Geistesgegenwart. Der Kaiser starb; Nero begab sich zu der Garde, deren Kommandeur ebenfalls Bescheid wußte. Während andere Offiziere nach dem rechtmäßigen Kaisersohne Britannicus suchten, wurde Nero schon von den übrigen zum Cäsar ausgerufen. Inzwischen hielt Agrippina, die Mörderin, den anderen Prinzen buchstäblich fest, indem sie ihn unaufhörlich umarmte und mit ihm über den Tod des Kaisers klagte. Erst als die Adjutanten des Gardekommandeurs kamen und die Kaiserproklamation Neros meldeten, ließ sie Britannicus los und trocknete ihre Tränen.

Die ersten Regierungsjahre Neros waren in Wirklichkeit die Jahre der größten Macht Agrippinas. Gemildert wurde diese Regierung durch Senecas Klugheit. Trotzdem folgte politischer Mord auf politischen Mord. Der Bruder des getöteten Verlobten ihrer Stief- und Schwiegertochter wurde beseitigt, ein kühner Mord, denn der Betreffende war Gouverneur Vorderasiens. Einer der Günstlinge und höchsten Staatsbeamten des Claudius wurde zum Selbstmord gezwungen.

Sehr bald jedoch begann der unheimliche Kampf der nun vierzigjährigen Mutter, die mit ihrem Sohne, den sie auf den Thron gehoben, selbst herrschen wollte. Der Kampf begann mit Weibergeschichten. Nero wollte sich Geliebte halten. Die Mutter verbot es, nicht aus Sittlichkeit, sondern weil sie Nebenbuhlerinnen fürchtete. Der Sohn trotzte ihr. Einige der von ihm erwählten Mädchen wurden kurzerhand ermordet. Dann aber begann Neros Verhältnis mit der hübschen Sklaventochter Acte. Diesmal hatte sich der Sohn vorgesehen und Gardeoffiziere zu seinen Vertrauten gemacht.

Auch begann Agrippina zu altern, und ihre Macht über die Männer der Umgebung verlor die dämonische Wirkung, der sie ihre größten Triumphe verdankte. Um so mehr tobte sie in den Sälen des Palatin-Schlosses: eine Sklavin werde ihre Schwiegertochter, eine Magd ihre Nebenbuhlerin. Inzwischen lebte die wirkliche Gattin Octavia abseits und still, wohl schon ihr Schicksal ahnend. Auch der Stiefbruder und Schwager des jungen Kaisers lebte noch: Britannicus; Agrippina erinnerte sich seiner und begann plötzlich einen neuen teuflischen Plan zu fassen.

Man überbrachte Nero Drohungen seiner Mutter: sie wolle mit Britannicus zum Heere; sie könne ihn, Nero, wenn sie wolle, töten lassen, wie den Claudius; und vielleicht, ja wahrscheinlich sei Britannicus ein gehorsamerer Sohn und ein besserer Kaiser. Daß nicht gleich jetzt die Katastrophe losbrach, ist wohl der klugen und geschickt vermittelnden Tätigkeit Senecas zu danken. Jedenfalls aber wurde Agrippinas Giftmischerin Locusta seitdem auf Neros Befehl bewacht.

Diese Locusta, jetzt gewaltsam in Neros Diensten, mußte in ihrer Haft Gifte brauen, und diese Gifte benutzte Nero, seinen Stiefbruder Britannicus umzubringen. Agrippina mußte zu ihrem Schrecken sehen, daß sie in ihrem Sohn ihren Meister in Giftmischerei und politischen Morden gefunden hatte.

Seitdem wurde es still um Agrippina. Man sagt, der Sohn habe dreimal vergeblich versucht, sie mit Locustas Giften zu töten, sie aber habe als gewiegte Giftmörderin es immer gemerkt. Doch ist ihr Los schon besiegelt. Nero hat eine neue Geliebte, Poppäa Sabina; und die Zeitgenossen behaupten, daß, um ihr zu begegnen, jetzt die Mutter versucht habe, selbst ihrem Sohne Mädchen und Frauen zuzuführen. In diesem Zusammenhang behaupten die Quellen jene entsetzlichen Dinge über das blutschänderische Verhältnis Agrippinas und Neros — Dinge, die wahrscheinlich erdichtet sind, die aber jedenfalls davon zeugen, daß man damals in Rom der Giftmörderin vom Palatin alles, aber auch alles zutraute.

Poppäa Sabina und Agrippina haßten sich so, wie man

nur aus Eifersucht haßt. Und dieser Haß kostete der älteren von beiden das Leben. Nero beschloß nun ernstlich, seine Mutter zu ermorden. Die Ausführung der Tat ist bekannt: Agrippina wurde nach den Kaiserbädern in Bajä (bei Neapel) eingeladen, dort auf einem Schiff spazierengefahren, das durch eine Vorrichtung zum Sinken gebracht werden konnte; Agrippina rettete sich schwimmend ans Land, wurde aber in der gleichen Nacht auf Befehl Neros erstochen.

Dies war das Ende der Agrippina. Man berichtet eine Weissagung, die Astrologen ihr viele Jahre vorher gemacht hätten: ihr Kind werde Kaiser werden und sie töten, worauf sie erwidert haben soll: „Mag er mich töten, wenn er nur Kaiser wird."

17. Vier chinesische Kaiserinnen

Auch der ferne Osten kennt Musterbeispiele politischer Mörderinnen. An einigen kann selbst der unheimliche Ruhm einer Agrippina verblassen.

Dagi

Verschollen oder verfallen sind die chinesischen Residenzen, in denen diese Mörderinnen hausten. Wir besitzen heute noch keine kritisch geschriebene Geschichte Chinas, und wir sind deshalb noch ganz auf die berühmten chinesischen Kaiserbücher angewiesen, deren Erzählungen wir als wahr hinnehmen müssen. Nur für die älteste Zeit hat man sich entschieden, sie „sagenhaft" zu nennen. Die historische Zeit beginnt in China um das Jahr 1100 vor Christus. Es ist die Epoche, da die Geschichte des mächtigen Assyriens im Westen anhebt und der Trojanische Krieg gewütet haben mag. Am Anfang der historischen und am Ende der halb sagenhaften Zeit steht ein Mädchen mit Namen Dagi. Sie soll eine Fürstentochter gewesen sein und scheint durch ihre außergewöhnliche Schönheit (welche sich nicht mit Tugend paarte) den Sinn des damals lebenden Kaisers Schousin so berückt zu haben, daß er ihr Höriger

wurde. Die chineſiſchen Chroniſten haben allen ihren Kaiſern nachträgliche Ehrennamen gegeben, einigen freilich auch Schandnamen. Der in Dagi ſinnlos verliebte Kaiſer bekam den poſthumen Schimpfnamen: „Schwanzriemen" — ein beleidigendes Gleichnis, wenn man an den Schwanzriemen eines Eſels oder eines Ochſens denkt: ſo ſchmutzig ſei der Kaiſer — wollten die Chroniſten ſagen. Dagi war grauſam. Der Kaiſer mußte jeden foltern und töten laſſen, den ſie nicht leiden mochte. Sie baute ſich ein Luſtſchloß inmitten großer Gärten, in deren Alleen und Pavillons die wildeſten Orgien gefeiert wurden. Eine Frau des Harems wagte ſich über die Unſittlichkeiten zu beklagen — der Kaiſer erſtach ſie auf Befehl Dagis und ließ den Vater der Unglücklichen zerſtückeln und einpökeln. Ein anderer Vaſall machte ihm Vorhaltungen — er wurde zu Dörrfleiſch verarbeitet. Schließlich war der Staat es leid, einen ſolchen Nero zu ertragen. Die Großen des Reiches empörten ſich, beſiegten den Kaiſer, und dieſer verbrannte ſich, und vielleicht auch ſeine Geliebte Dagi, in einem Pavillon, mit ſeinen Juwelen und Schätzen.

*

Wang

Dieſes iſt die Geſchichte Dagis. Es mag die Hiſtorie der Kaiſerin Wang folgen, die in China um Chriſti Geburt regierte. Sie kam zur Macht als Gattin des Kaiſers Yüan, eines Enkels Wutis des Großen. Dieſer ſiebenundzwanzigjährige Jüngling wurde von Wang, die eine der vielen Frauen des kaiſerlichen Harems war, ſo bezaubert, daß er ſie zur Hauptfrau und legitimen Kaiſerin erhob. Der chineſiſche Hof lebte damals in Tſchangan, dem modernen Sianfu (Provinz Schenſi), nicht weit vom Mittellauf des Gelben Fluſſes. Von hier aus beherrſchte das grauſame Weib einundſechzig Jahre hindurch China. Sie war als Kind in den Harem gekommen, dort mit zwanzig Jahren von dem Kaiſer „entdeckt" worden, und ſeitdem der Abgott des Kaiſers und die Tyrannin des Reiches. Bei dem erſtaunlichen Familienſinn des Chineſen

ist es zu begreifen, daß ihre Politik zunächst Personalpolitik war: ihre Familie gelangte in alle hohen Ämter. Merkwürdigerweise starben immer zur rechten Zeit die Personen, für deren Amt die Kaiserin einen Kandidaten aus ihrer Verwandtschaft wußte. Sie zählte sechsunddreißig Jahre als ihr Gatte starb; wir wissen nicht, ob eines natürlichen Todes oder mit Wangs Nachhilfe; immerhin war er erst dreiundvierzig Jahre alt, als er die Augen schloß. Kaiser wurde natürlich ein Sohn Wangs, und der befand sich so in der Gewalt seiner Mutter, daß er nichts eiligeres zu tun hatte, als ihren Bruder und seinen Onkel zum Reichskanzler zu machen. Die Kaiserin-Mutter hatte acht Brüder und sieben davon waren in den höchsten Staatsstellungen — der achte nur deshalb nicht, weil er vorzeitig starb. Der junge Kaiser durfte sich den Regierungsgeschäften nicht widmen; um ihm einen Ersatz zu verschaffen und ihn wirksam abzulenken, sorgte seine Mutter und ihre Sippe dafür, daß er, der junge Kaiser, immer den üppigsten Harem und den fabelhaftesten Weinkeller zur Verfügung hatte — und der Kaiser war so geartet, daß er darüber die Sorgen der Herrschaft nur zu gerne vergaß. Eine entscheidende Wendung nahmen die Dinge, als der Reichskanzler starb. Jetzt machte die Kaiserin-Mutter ihren Neffen, den Sohn des verstorbenen achten Bruders, zum Reichskanzler. Dieser, W a n g - M a n g mit Namen, hat wahrscheinlich mit Einverständnis der eigenen Mutter den allmählich doch unbequemen Kaiser beseitigt. Dann starben noch rasch hintereinander zwei Kaiser; der letztere wurde mit Gewalt zum Schwiegersohn seines Reichskanzlers gemacht, aber das half ihm auch nicht viel. Auf Gebot der Kaiserin-Mutter mußte er Gift trinken. Dann gab es noch einige kurzlebige Kaiser, bis schließlich Wang ihr Ziel erreichte: ihr Neffe Wang-Mang wurde Kaiser. Es war ihr letzter Triumph: kurz darauf starb sie im vierundachtzigsten Lebensjahre. Zehn Jahre später wurde ihr Neffe ermordet, eine späte Sühne unzähliger Untaten.

*

Sieben Jahrhunderte vergehen; inzwiſchen lebte in Europa Agrippina, von der das vorige, und Fredegunde, von der das nächſte Kapitel erzählt. Im ſiebenten Jahrhundert, in der Dynaſtie Tang, hat aber China wieder ſeine Fredegunde und ſeine Agrippina.

Sie hieß Wu und war ſchon die Nebenfrau ihres Schwiegervaters geweſen. Sie wußte den zweiundzwanzigjährigen Kaiſer an ſich zu feſſeln, daß er ſie zu ſeiner eigenen Hauptfrau machte. Von da ab regierte ſie den Hof, den Kaiſer und das ganze China. Ihr eigener Sohn ergriff jedoch die Partei ſeines Vaters gegen die Mutter. Dieſe ließ ihn vergiften und machte ihren zweiten Sohn zum Thronfolger. Um die gleiche Zeit aber bekam der Kaiſer, Wus Gatte, Kopfſchmerzen und Schwindelanfälle. Nach einigen Jahren Siechtums ſtarb er — am Gifte (wahrſcheinlich Arſenik), welches ihm die Kaiſerin in immer größeren Portionen dem Eſſen beigemiſcht hatte. Nun beſtieg Wus zweiter Sohn den Thron. Er hieß Dſchungdſung und war tüchtig. Aber ſo hatte es die Mutter nicht gemeint; ſie wollte ſelbſt regieren. Sie ſetzte den Sohn kurzerhand ab und ließ ihn internieren. Für ihren dritten Sohn führte ſie nun die Regentſchaft. Jeder geringfügige Vorwand wurde benutzt, um einen Tang-Prinzen vor Gericht zu bringen und zum Tode verurteilen zu laſſen. Dafür ſetzte ſie alle Mitglieder ihrer eigenen Familie in die höchſten Staatsämter ein — was auch für ihren echt chineſiſchen Familienſinn ſpricht. Die buddhiſtiſchen Prieſter erklärten Wu für eine Inkarnation Buddhas; ſie ſetzte es auch durch, daß ſie im kaiſerlichen Staatsmantel auf den Staatsaltar dem Himmel die Opfer darbringen durfte, was ſonſt das alleinige Vorrecht des Kaiſers war. Aber ſie konnte eines nicht verhindern: daß ſie älter wurde und nicht mehr auf alles genau zu achten vermochte. So gelang es ſchließlich doch den Anhängern der Dynaſtie Tang, ihren eingekerkerten Sohn zu befreien. Der drehte den Spieß um und ſperrte ſeine Mutter ein. In dieſer

Gefangenschaft ist sie im Alter von zweiundachtzig Jahren gestorben (705 n. Chr.).

*

Weh

Dschungdsung, der nun wieder Kaiser war, hatte durch die Geschichte seiner Mutter nichts gelernt. Mit abgöttischer Liebe hing er an seiner Gattin, der schönen Weh, welche nicht nur herrschsüchtig wie ihre Schwiegermutter, sondern auch sittenlos war. Als eine ihrer Ausschweifungen an den Tag kam, vergiftete sie ihren Gatten, den Kaiser, um selbst als Kaiserin zu regieren und über jede strafende Gerechtigkeit erhaben zu sein. Aber noch lebte der jüngere Bruder Dschungdsungs, und dieser hatte einen mutigen Sohn, der eines Nachts, nach Bestechung der Palastwachen, in das Schlafzimmer der Kaiserin eindrang und ihr den Kopf abschlug. Der Leichnam der Kaiserin Weh wurde auf den Marktplatz geworfen und ihre gesamte Familie umgebracht. Der Mörder setzte nun seinen Vater auf den Thron, der aber nicht regieren wollte. Er sagte zu dem tatkräftigen Prinzen: „Nimm das Reichssiegel aus meiner lebendigen Hand oder nimm es von meinem Sarg. Ich will nicht herrschen."

Aber auch der neue Kaiser verfiel, wie seine Vorgänger, dem Zauber seiner Frauen. Die Eunuchen regierten. Einem gelang es, drei Prinzen hinrichten zu lassen. Die schönste Frau des Palastes hieß Yanggwifeh; sie machte ihren Bruder zum Minister; der ruinierte das Reich, so daß der ganze Hof in der Verbannung starb.

In diesen Bürgerkriegen sollen sechsundreißig Millionen Menschen ums Leben gekommen sein.

18. Fredegunde

Der mörderischen Römerin Agrippina und den kaiserlichen Mörderinnen Chinas stellt sich würdig Fredegunde zur Seite, die schreckliche Merowingerkönigin. Freilich war der politische, beziehungsweise der dynastische Mord in jenem Königshause nichts ungewöhnliches.

Fredegunde gehörte der dritten Generation dieses zu dem Stamme der Salischen Franken gehörenden Herrscherhauses an, wenn man als Begründer der Dynastie den berühmten Chlodwig († 511) annimmt. Chlodwigs jüngster Sohn Chlotar ist der Schwiegervater der Fredegunde.

Chlotar war sechsmal verheiratet. Seine erste Frau war die Witwe seines Bruders Chlodomers, der im Krieg gegen Burgund gefallen war (zur Strafe für die Ermordung der burgundischen Königsfamilie — sagten die Zeitgenossen). Chlodomer hatte Sigimund, den burgundischen König, gefangengenommen und ihn mit Weib und Kind ermorden lassen. Die Leichen wurden auf seinen Befehl in einen Brunnen geworfen. Die zweite Gattin war die heilige Radegunde, die aber nach kurzer Zeit das blutbesudelte Leben des Hofes satt hatte und sich nach Poitiers in ein Kloster zurückzog. Daraufhin heiratete Chlotar zum drittenmal, dieses Mal ein Mädchen niederen Standes, Ingunde. Ingundes Schwester Aregunde wurde ebenfalls Gemahlin des Königs. Chlotar scheute sich nicht, in Vielweiberei zu leben. Er heiratete schließlich noch bei Lebzeiten der anderen Frauen Vuldetrada, die Witwe seines Neffen, um dessen Reich zu erben.

Chlotar ist eines natürlichen Todes gestorben. Während seiner ersten Regierungsjahre hatte freilich einmal sein Bruder Theuderich versucht, ihn zu ermorden. Dieser Mordversuch jedoch mißlang. Theuderich lud seinen Bruder zu einer Zusammenkunft ein. Die Chronik berichtet: „In dem Teil des Hauses aber, in dem sie zusammenkommen wollten, ließ Theuderich einen Vorhang ausspannen, von einer Wand zur anderen und stellte hinter ihm die Bewaffneten auf. Der Vorhang jedoch war zu kurz, und die Beine der Bewaffneten wurden sichtbar." Chlotar merkte also die ihm gestellte Falle und machte auf der Schwelle der Tür kehrt. Der Chronist fügt hinzu: „In solchen Ränken war Theuderich sehr bewandert." Derselbe Theuderich hatte auch den König von Thüringen ermordet, indem er ihm während eines Spazierganges auf der Mauer der Stadt Zülpich einen Stoß gab

und ihn in die Tiefe stürzte. Theuderich selbst starb, ebenso wie Chlotar, eines natürlichen Todes.

Aber erst unter den Söhnen, Töchtern und Schwiegertöchtern Chlotars begann die blutige Epoche der Merowinger Dynastie. Das Reich Chlotars wurde unter seine Söhne aufgeteilt. Es waren vier Söhne da, und so gab es vier neue Königreiche: Burgund mit der Hauptstadt Orléans, Aquitanien mit Paris, Austrasien mit der Hauptstadt Reims, Neustrien mit der Hauptstadt Soissons. Der mächtigste unter diesen Königen wurde Chilperich, obwohl er der jüngste der Söhne war und von seinen drei Brüdern gemeinsam bekämpft wurde. Die drei Brüder, Guntram, Charibert und Sigibert hatten dieselbe Mutter, während Chilperich ihr Stiefbruder war. Daß trotzdem Chilperich unter ihnen die größte Rolle spielte, und vor allem, daß er das Reich seinen Nachkommen vererben konnte, hatte er weniger seinen eigenen Talenten als der Skrupellosigkeit seiner Gattin zu verdanken. Fredegunde führte die Politik Neustriens, und sie verwirklichte ihre Politik vor allem durch den Meuchelmord.

Fredegunde war nicht die erste Gattin Chilperichs. Er und sein Bruder Sigibert hatten zwei Schwestern geheiratet, die spanischen Königstöchter Brunhilde und Galsvintha. Fredegunde scheint dann eine Nebenfrau Chilperichs geworden zu sein. Über die Einzelheiten des Hofromans, der sich nun in Soissons abspielte, sind wir nicht unterrichtet. Wir wissen nur, daß Fredegunde die rechtmäßige Königin Galsvintha im Bett erdrosseln ließ oder vielleicht mit eigener Hand erdrosselte, wahrscheinlich mit Einverständnis des Königs. Die Schwester der Ermordeten, Sigiberts Gattin, die Königin von Austrasien, Brunhilde, hat, so lange sie lebte, versucht, den Tod ihrer Schwester zu rächen. Dies gelang ihr wohl, was Chilperich betraf. Aber im Kampf gegen Fredegundes Sippe ist Brunhilde endlich unterlegen, obwohl sie in ihren Mitteln nicht wählerischer als ihre große Feindin war. Der austrasische Königshof, von dem aus Brunhilde ihre Ränke spann, scheint

abwechselnd in Laon und Reims gewesen zu sein, während Fredegunde wenige Meilen entfernt ihren Hof in Soissons hielt.

Die Geschichte zeichnet uns das Bild ihres Gatten Chilperich nur in unbestimmten Umrissen. Wir wissen kaum, wie weit er selbst handelte. Der vornehmste Chronist jener Zeit, Gregor von Tours, bezeichnet ihn als den „Nero und Herodes unserer Zeit". Der plötzliche Tod seines Bruders Sigibert wurde teils ihm, teils aber damals schon Fredegunde zugeschrieben. Dieser Sigibert wurde zwischen Douai und Arras von zwei Soldaten meuchlings niedergestochen (575). Es hieß damals, die Schwerter seien vergiftet worden. Überhaupt wird uns Fredegunde als größte Giftmischerin ihrer Zeit geschildert. Sigiberts Sohn und dessen Gattin sind mit den Giften Fredegundes aus dem Wege geräumt worden. Sicher ist, daß es Fredegunde gelang, dem Bischof Prätextatos von Rouen gelegentlich eines Gastmahls Gift, wahrscheinlich ein Akonit, in den Wein zu werfen. Wie gewalttätig diese Fredegunde war, zeigt ein Vorfall, den die Chronisten jener Zeit berichten. In der Stadt Tournai lebten drei Familien in blutiger Fehde miteinander, und dieser Familienstreit entfachte einen Bürgerkrieg in der Stadt. Königin Fredegunde lud die drei Familienhäupter zu sich und veranstaltete ein Gelage. Den Betrunkenen wurden von den Knechten Fredegundes mit Äxten die Schädel eingeschlagen. So schlichtete die Königin den Streit in der Stadt Tournai.

Der Gatte Fredegundes, Chilperich, wurde im Jahre 584 in der Nähe von Paris ermordet. Die Zeitgenossen beschuldigten Fredegunde des Gattenmordes. Wir wissen nicht, ob mit Recht. Chilperich war unbeliebt. „Von keinem Herrscher ist die merowingische Königsmacht unumschränkter ausgeübt worden als von Chilperich, dessen dreiundzwanzigjährige ungehinderte Herrschaft zeigt, was ein fränkischer König im sechsten Jahrhundert wagen konnte. Der unerträgliche Steuerdruck veranlaßte viele zur Auswanderung; in Limoges brach deshalb offene Empörung aus, die mit grausamer Strenge

niedergeſchlagen ward. Bei ſäumiger Vollziehung ſeiner Befehle pflegte der König mit Blendung zu ſtrafen. Manches in ſeiner Natur erinnert an Heinrich VIII. von England." (G. Richter.) Es iſt infolgedeſſen möglich, daß der König das Opfer einer Verſchwörung wurde, und daß weder Fredegunde, ſeine Gattin, noch Brunhilde, ſeine Schwägerin, dieſen Mord auf dem Gewiſſen hatten. Brunhilde hätte es tun können, um ihre ermordete Schweſter zu rächen. Es iſt aber unwahrſcheinlich, daß ſie die Anſtifterin iſt, denn ſonſt hätte wohl ihre Todfeindin Fredegunde nicht verſäumt, ſie der Tat zu beſchuldigen.

Über den Tod Chilperichs berichtet Gregor von Tours: „Als er einſt bei Anbruch der Nacht von der Jagd zurückkehrte, eben ſich vom Pferde helfen ließ und noch die eine Hand auf die Schulter des Dieners ſtützte, trat jemand plötzlich auf ihn zu, verwundete ihn erſt mit einem Meſſer unter der Achſel und gab ihm dann einen zweiten Stoß in den Bauch. Sogleich ſtürzte ein Blutſtrom aus ſeinem Munde und der offenen Wunde, und er hauchte ſeine ſchwarze Seele aus."

Die folgenden Jahre benutzte Fredegunde, ihrem Sohn Chlotar den Thron zu ſichern. Ihren Stiefſohn ließ ſie erſtechen, ſeine Leiche ausgraben und in die Marne werfen. Die Geliebte des Stiefſohnes wurde gehenkt, deren Mutter lebendig verbrannt. Es gelang ihr jedoch nicht, den Sohn Brunhildes, Childebert, zu töten oder ſeine Mutter Brunhilde ſelbſt zu verderben. Fredegunde hatte von Chilperich zwei Kinder, eine Tochter Rigunth und den Sohn Chlotar. Von Rigunth wird berichtet, daß ſie im Streit ihrer Mutter drohte, ſie wieder zu dem zu machen, was ſie vor der Ermordung Galsvinthas geweſen, eine Sklavin. Das wäre vielleicht nicht unmöglich geweſen, denn nach dem Tode Chilperichs machte ſich die Wut des Volkes gegen die verhaßte Königin ſo drohend bemerkbar, daß ihr Schwager Guntram herbeieilen mußte, ihr Leben zu ſchützen. Fredegunde verſuchte, ihre Tochter Rigunth umzubringen. Der Mordverſuch habe ſich, ſagen die Chroniſten, folgendermaßen abgeſpielt.

Rigunth hatte eine Truhe geöffnet und suchte in dieser etwas. Die Mutter trat hinter sie und schlug ihr den schweren Truhendeckel auf den Kopf und quetschte ihr den Hals ein. Aber Rigunth konnte um Hilfe rufen, und es eilten Leute herbei, welche die Untat verhinderten.

597, dreizehn Jahre nach dem Tode ihres Gatten, starb die schreckliche Frau eines natürlichen Todes. Ihr Sohn Chlotar II. trat ganz in die Fußstapfen der Mutter, deren Mordpolitik er die Beseitigung seiner Stiefbrüder und also seinen Thron verdankte. Vor allem rächte Chlotar noch nachträglich alle Beleidigungen, welche Fredegunde von ihrer Feindin Brunhilde erfahren hatte. Fredegundes Mordversuche waren alle mißlungen. Einmal hatte sie einen Geistlichen nach Laon geschickt, der vorgab, von Fredegunde vertrieben zu sein, in Wirklichkeit aber ein Meuchelmörder war. Man entdeckte ihn und schickte ihn zurück. Fredegunde ließ ihm zur Strafe für seine Ungeschicklichkeit Hände und Füße abhacken. Schließlich aber, fünfundsechzigjährig, geriet Brunhilde in die Gewalt Chlotars, des Sohnes Fredegundes. Bis dahin hatte sie die Ansprüche ihres Sohnes auf den Thron mit Erfolg verteidigt. Nach dem Tode ihres Enkels Theuderich jedoch fielen Burgund und Austrasien von Brunhilde ab; Chlotar II. war Alleinherrscher im fränkischen Reich. Er feierte seinen Sieg damit, daß er der Rachsucht seiner Mutter noch nachträglich Genüge tat. Er ließ Brunhilde drei Tage lang foltern und dann hinrichten. Sie wurde mit Armen und Beinen an wilde Pferde gebunden und zerrissen.

19. Byzantinische Kaiserinnen

Noch einmal wechseln wir den Schauplatz und blicken ins oströmische Reich Byzanz, nach Konstantinopel, das so viel Blut, Greuel und politischen Mord gesehen hat. Da die Frauen hier eine besondere Rolle spielten, finden wir auch in Konstantinopel große politische Mörderinnen. Diese Frauen haben ebensowenig wie die Frankenkönigin, wie die

Römerin und wie die Chinesinnen Bedenken getragen, das Kaiserreich durch Mord sich, ihren Kindern oder ihren Geliebten zu verschaffen. Das Reich galt als würdiger Preis, wert jeder Untat.

Es ist freilich ein merkwürdiges Reich, und sein Stil ist uns mit Recht noch heute symbolhaft. Wir sprechen von byzantinisch, von Byzantinismus, aber wir täten doch unrecht, wenn wir diese gigantische Versteinerung antiker Kultur und altchristlicher Mystik für ein Totes nähmen. In dieser Epoche quillt es von Leben. Sie ist uns freilich wie eine längst vergangene Erdperiode fremd; und mit gemischten Gefühlen, manchmal schaudernd, manchmal staunend, aber immer gebannt, stehen wir vor den Resten und Spuren des versteinerten Jahrtausends im Osten.

Das moderne Konstantinopel bewahrt wenig Spuren. Die Türkei und der Islam haben mit arroganter Oberflächlichkeit alles verdeckt. Die Apostelkirche, die Grabeskirche der oströmischen Kaiser, steht nicht mehr. Vom Kaiserpalaste ragen nur wenig Mauern und Bogen in den morgenländischen Himmel. Die Hagia Sophia freilich hat sich in ihrer erhabenen Form erhalten.

Doch wir können in diesem Buche nicht den prunkvollen Überlieferungen oströmischen Kaisertums nachgehen und nicht das wie im goldenen Mosaik funkelnde Bild byzantinischer Pracht vor unseren Augen erstehen lassen. Wir wollen vielmehr die böse Spur der politischen Mörder verfolgen und den unheimlichen Blutflecken nachspüren, welche an den zerfallenen Wänden der oströmischen Kaiserpfalz längst von der barmherzigen Zeit ausgelöscht und verblichen sind.

Jeder weiß, welche Rolle in Byzanz der politische Mord spielte. Er gehörte zur Politik, man ist versucht zu sagen, zur höfischen Etikette. Und dabei hatte man doch einen trefflichen Ersatz des Mordes, ja mehrere Ersatzmittel: mißliebige politische Personen, besonders Frauen, konnte man in Klöster vergraben oder — man verstümmelte sie; und meistens tat

man beides. So ist der Mord nur das Äußerste. Aber in Byzanz schien eben häufig das Äußerste geraten.

*

Irene

Beginnen wir mit einem grauenvollen Beispiele dieses Äußersten. Steigerungen sind in einem Buche wie in diesem kaum möglich, denn wir haben schon andere Mörderinnen gesehen, die vor dem Leben der eigenen Kinder nicht halt machten, wenn es ihre Herrschsucht galt. Aber hat die Kaiserin Irene ihresgleichen?

Irene, das ist Frieden, war eine junge, schöne Athenerin, als sie im Jahre 769 nach Christus von dem byzantinischen Kaiser Konstantin seinem Sohne Leon zur Gemahlin gegeben wurde. Konstantin starb, bald starb auch Leon; der Sohn Irenes und Leons war erst zehn Jahre alt.

Zunächst ward Irene Regentin. Wir hören von ihrer Regierung, daß sie energisch und tüchtig war. Aber vor allem herrschsüchtig.

Inzwischen wuchs der Sohn heran, wie sein Großvater Konstantin genannt, der sechste Konstantin auf dem byzantinischen Kaiserthrone. Der gewaltkätigen Mutter war es gar nicht recht, daß der Sohn heranwuchs. Sie verachtete ihn, sie haßte ihn, sie liebte nur ihre Macht. Ihr Sohn ist ihr Nebenbuhler. Sie vernichtet ihn.

Die Kaiserschlösser Konstantinopels hatten Furchtbares gesehen. Eine solche Tragödie war auch in diesen Mauern noch nicht geschehen. In dem gleichen Zimmer, in dem einst Irene ihrem Kinde das Leben geschenkt hat, sperrt sie den herangewachsenen Sohn ein, als er von ihr seines Vaters Krone fordert. Einen Tag, einen langen Tag zaudert die Mutter: soll sie den Sohn töten lassen oder ihn nur verbannen? Dieses ist zu wenig, jenes zu viel. Sie wählt einen grausamen Mittelweg: Als der Abend sich über die Stadt und das Kaiserschloß neigt, dringen die Henker ins Zimmer, wo Kaiser Konstantin der Beschlüsse seiner Mutter harrt, wehrlos und erschreckt. Sie binden ihn und stechen ihm mit glühenden Eisen die Augen

aus. In einem anderen Gemache hört die Mutter das Brüllen ihres Sohnes. Schaudert sie? Wartet sie nur, bis er ohnmächtig verstummt? Um dann beruhigt und zufrieden das Weitere zu veranlassen?

Das Weitere berührte den Sohn nicht mehr: alle Kraft ist gebrochen, jeder Wille zum Leben vernichtet. Willenlos, tierisch lebt er oder besser vegetiert er dahin. Er überlebt noch die Mutter, aber die Zeit nimmt keine Notiz mehr von ihm.

Konstantin hatte eine Tochter, Euphrosyne. Von der Großmutter verbannt, wird sie mit Gewalt auf eine der kleinen, schönen Inseln gebracht, die heute die Prinzeninseln heißen und im Marmara-Meere liegen. Viele Klöster waren hier. Ihre Insassen Lebensflüchtlinge, aber auch manche unfreiwillige Insassen des Klosters, Verbannte, Staatsgefangene. Man sagte in Konstantinopel spöttisch: er ging zu den Mönchen, um zu philosophieren — das hieß, man hat ihn in ein Kloster verborgen, lebendig begraben. Dieses Schicksal widerfuhr auch Euphrosyne, als sie noch ein kleines Mädchen war, das kaum begriff, was um sie vorging, warum ihre Großmutter eine Teufelin, ihr Vater ein Geblendeter war.

Irene aber blieb nur fünf Jahre im Besitze der so grausam erworbenen Krone. Dann wurde sie gestürzt. Die Fünfzigjährige sah sich nächtens im Palaste auf einen von Fackeln kaum erhellten Gange von sieben Eunuchen überfallen. Sie rief Hilfe, niemand kam; man verstopfte ihr den Mund mit einem Knebel, band sie und schleppte sie auf einen Kahn, der unten am Bosporus bereitlag. Als der Kahn wieder an Land stieß, wußte die Kaiserin Irene ihr Los: sie war auf eine der Prinzeninseln gebracht, von denen es so gut wie kein Entrinnen mehr gab. Dort mußte sie, sich selbst überlassen, in den Klöstern betteln, um nicht zu verhungern. Sie ertrug es acht Monate — dann starb sie.

Wir wissen nicht, ob ihre Enkelin Euphrosyne das Schicksal ihrer Großmutter erfuhr. Jedenfalls bekümmerte sich damals niemand um die Nonne aus dem Kaiserhause. Sechsundzwanzig Jahre lang bekümmerte sich niemand um sie. Aber

dann kam, durch einen Zufall, Kaiser Michael auf die Insel, sah die Prinzessin und entführte sie nach Konstantinopel; dort sah sich Euphrosyne, die niemand mehr kannte, die von allen vergessene, im blendendsten Lichte und der größten Pracht. Kaiser Michael liebte sie, sie wurde seine Gattin, wurde Kaiserin. Sechs Jahre war sie Kaiserin. Dann starb Michael. Er hatte in seinem Testamente bestimmt, daß nicht sein Sohn aus erster Ehe, Euphrosynes Stiefsohn, die Krone erben dürfe, sondern daß Euphrosyne, so lange sie lebe, Kaiserin des oströmischen Reiches bleiben solle.

Es kam anders. Der Glanz der Kaiserin erlosch plötzlich, wie er aufgegangen. Der Stiefsohn litt es nicht. Die Tragödie Irenes wiederholte sich; wieder landete ein Nachen mit einer gefesselten Kaiserin auf einer der Prinzeninseln. Die Kaiserin verschwand in dem Kloster, aus dem sie vor sechs Jahren zum Glanz und Glück der Hauptstadt von Kaiser Michael entführt worden war.

Irene war gerächt, nachdem an ihr das Schicksal ihres Sohnes, Euphrosynes Vaters, gerächt war.

*

Theophano

In das zehnte Jahrhundert fällt die Geschichte der Kaiserin Theophano, einer gewaltigen Mörderin.

Kaiser Konstantin VII. war mit sieben Jahren auf den oströmischen Thron gekommen. Aber, so heißt es, die Wahrsager verkündeten, das Reich werde unter diesem Kinde untergehen. Das tat es zwar nicht; aber der Chronist, ein oströmischer Mönch Zedrenus, urteilt richtig: „Der Staat war furchtbar krank, weil so viele vornehme Leute nach der Krone fieberten.“ Einer dieser vornehmen Leute, der Oberst der Garde, wurde zwar rechtzeitig ermordet, aber andere Generäle ernannten sich zu Mitkaisern. Deren mächtigster war Romanos I. Er zwang den dreizehnjährigen Kaiser, sich mit seiner Tochter Helena zu verloben und seine Mutter zu verbannen. Die Söhne des Romanos wurden ebenfalls Kaiser, so daß es schließlich gleichzeitig fünf Kaiser gab. In der höfi-

schen Zeremonie kam der echte Kaiser noch dazu ans Ende zu stehen. Jacob Burckardt hat die nun folgenden Szenen in einem berühmten Aufsatz geschildert: „Im Schatten des Palastes saß in die Ecke gedrängt der rechtmäßige Kaiser Konstantin. In den Jahrzehnten seiner Abhängigkeit hatte er sich wenigstens eine vielseitige Bildung erworben. Er war ein fleißiger Autor, und seine Werke enthalten eine Fülle wichtiger Tatsachen. Sein persönlichstes Interesse jedoch redet zu uns in seinem Buche von den Zeremonien des byzantinischen Hofes. Er mag dasselbe in seiner Zurücksetzung begonnen haben. Vielleicht während der zurückgesetzte Kaiser noch an diesem Buche schrieb, traf er ganz im Stillen mit Hilfe eines lange vertrauten Gardeoffiziers Basilios tückische Vorkehrungen zum Sturze des aufgedrungenen Mitkaisers Romanos I. und der Familie desselben. Der Gardeoffizier gewann zunächst den Stephanos (den Sohn des Romanos) zum Sturz des Vaters, der verbannt wurde. Unter Mitwirken der vornehmsten Generale ließ Kaiser Konstantin im folgenden Jahr auch die beiden Schwäger bei einem Déjeuner an seinem kaiserlichen Tische plötzlich packen und in verschiedene Exile schleppen, und dies sogar auf Antrieb seiner Gemahlin Helena, der Schwester beider. Dann krönte er seinen Sohn zum Kaiser." Dieser Sohn, Romanos II., war ungeduldig darüber, daß sein Vater noch regierte, er ließ ihn deshalb mit Hilfe seiner Gattin Theophano, einer Krämerstochter aus Byzanz, vergiften. „Einige Tage vor seinem Tode, abends, flogen Steine von oben in des Kaisers Wohnräume, mit großem Sausen und gewaltigem Lärm, denn", so sagt die Chronik, „die Sache ging nicht von Menschen aus, sondern von einer höheren Gewalt. Wir aber müssen leider vermuten, daß der entmenschte Thronfolger noch einen Hohn zum Verbrechen habe fügen lassen." Gegen diesen Vatermörder empörte sich der Gardeoffizier Basilios, der dem alten Kaiser seinerzeit zur Alleinherrschaft verholfen hatte, aber er wurde entdeckt, eingekerkert und starb im Wahnsinn. Die Mutter Helena fluchte dem Sohne. Und nach vier Jahren starb dieser

Kaiser, erst vierundzwanzig Jahre alt, ebenfalls an Gift. Seine Gemahlin Theophano ließ nun die gefährlichen Thronprätendenten umbringen. Ein General, Nikephoros, bemächtigte sich durch einen Staatsstreich der Krone, legitimierte sich aber, indem er die Kaiserin-Witwe Theophano heiratete. (Theophano war die Schwiegermutter des deutschen Kaisers Ottos II.; so ist also Otto III. der Enkel des Vatermörders Romanos II.) Aber der neue Kaiser Nikephoros wurde bald unpopulär, man weiß nicht weshalb. Das Volk freute sich, als es hörte, daß ein anderer General, Johannes, ebenfalls nach der Krone strebe. Hören wir nun Burckardt weiter erzählen. „Die entsetzliche Theophano und Johannes hatten sich einander heimlich genähert. Mit einiger Phantasie wäre es nicht schwer, sich die inneren Vorgänge in diesen beiden auszumalen. Der Kaiser hatte der Gemahlin längst nicht mehr, ja vielleicht niemals getraut und sie auf den Feldzügen mitgenommen, damit sie nicht in Konstantinopel sich irgendwie mit Gegnern einlasse. Johannes aber war in Ungnade geraten und mußte im Hausarrest leben. Offenbar, weil Nikephoros auch gegen ihn Verdacht geschöpft hatte. Die Verrechnung zwischen diesen beiden bleibt unseren Augen entzogen; als Feldherren gleich ausgezeichnet, in den Mitteln gleich unbedenklich, sind sie doch auf ewig darin unterschieden, daß Nikephoros der Verratene und Johannes der Verräter gewesen ist. Nikephoros mochte alle Tore seiner Burg mit zuverlässigen Waffen versehen haben: Darauf hatte er nicht gerechnet, daß seine Gemahlin den Todfeind samt fünf anderen in einem Korb würde heraufwinden lassen. Als die Bande oben war und mit gezogenen Schwertern in sein Schlafgemach drang, fanden sie es leer und glaubten einen Augenblick verraten zu sein — war nicht am Ende die Kaiserin zu allem fähig? Im Schrecken sollen sie nahe daran gewesen sein, sich aus dem Palast hinunter zu stürzen — da erschien ein Diener aus der Frauenwohnung und wies ihnen den Weg zu dem Raume, wo Nikephoros war. Sie

fanden ihn am Boden schlafend auf einem scharlachfarbenen Tuch und einem Bärenfell, das er einst von seinem Oheim, einem Mönch, erhalten. Er konnte noch nicht lange eingeschlafen sein, Johannes weckte ihn, den großen Waffengenossen, durch einen Fußtritt; da stützte er den rechten Arm auf und guckte empor. Einer versetzte ihm einen furchtbaren Hieb auf die Mitte des Schädels; inzwischen hatte Johannes irgendwo Platz genommen auf einem kaiserlichen Sessel. Vor ihn schleppten die übrigen nun unter lautem Hohn den Sterbenden, der nur noch seufzen konnte: „Kyrie eleison, hilf, o Gottesmutter!“ Da aber inzwischen im Palaste Lärm geworden war, machte die Bande den Kaiser völlig nieder, schnitt sein Haupt ab und zeigte es durch ein Fenster. Da sahen die unten Herbeieilenden zum letztenmal zwischen zwei Fackeln die entstellten Züge dessen, der dem Reiche Kreta, Sizilien und das nördliche Syrien wiedergegeben. Schon in der Nacht hörte man, wie Leute auf den Gassen den Johannes als Kaiser hochleben ließen. Am Tage nach der Schreckensnacht war er nach der Hagia Sophia gegangen, um sich dort vom Patriarchen krönen zu lassen. Allein dieser weigerte ihm den Eintritt, solange seine Hände noch von Blut trieften. Johannes begehrte in Güte zu verhandeln; Nikephoros habe er nicht eigenhändig getötet. Andere hätten es getan im Auftrage der Kaiserin. Da verlangte der Patriarch, diese müsse verbannt werden. Dem neuen Kaiser brach hierüber nicht das Herz; Theophano kam in die Verbannung, und auch die Mörder mußten aus der Stadt. Und an Weihnacht krönte ihn der Patriarch. Er trat in die macedonische Kaiserfamilie ein durch Vermählung mit der Tochter Konstantins II.“

Aber auch dieser Kaiser Johannes, Mörder seines Vorgängers, wurde ermordet. Auf einem Feldzug vergiftete ihn ein Kammerherr. Kaiserin Theophano dagegen, die ihren ersten Gatten hatte vergiften und den zweiten hatte erschlagen lassen, starb eines natürlichen Todes. Giftmörderin ist Theophano als junge zwanzigjährige Frau ge-

worden. Den zweiten großen Mord ihres Lebens beging sie, als sie sechsundzwanzig Jahre alt war.

*

Zoë

Und nun bleibt noch die Geschichte der Kaiserin Zoë zu erzählen. Eigentlich ist es die Geschichte zweier Schwestern, zweier sehr ungleicher Schwestern: Theodora und Zoë. Zoë war die ältere; ihr Vater gab auf seinem Sterbebette ihre Hand einem Senator Romanos, der dadurch Kaiser wurde. Theodora, die jüngere Schwester, hatte schon vorher die Hand des Thronfolgers ausgeschlagen; sie wollte keinem Greise gehören. Zoë war damals achtundvierzig Jahre alt, sie wollte keinem Greise, aber sie wollte dem Throne gehören. Den Geliebten wählte sie sich selbst: einen jungen Gardeoffizier, der nur einen Fehler hatte, er war Epileptiker. Das ehebrecherische Paar, die Kaiserin und ihr Geliebter, beschloß, den Kaiser Romanos umzubringen. Das wurde so bewerkstelligt: Als der Kaiser sein Bad nahm, bemerkte er, daß die Bademeister gewechselt hatten. Aber er maß der Veränderung keine zu große Bedeutung zu. Vielleicht hatte er auch keine Zeit mehr, darüber nachzudenken; denn die Eunuchen tauchten ihn gleich in die große Porphyrwanne und ließen ihn nicht eher los, als bis er ertrunken war. Der Gardeoffizier hatte auf diese Weise sein Glück gemacht, und die Kaiserin besaß einen jugendlichen Gemahl. Sie selbst war freilich im Augenblicke des Mordes schon dreiundfünfzig Jahre alt.

Niemandem der Beteiligten bekam jedoch der Mord sonderlich gut. Der neue Kaiser wurde immer epileptischer und schloß sich allmählich von der Außenwelt ab; es hieß, er habe Gewissensbisse und er verfluche die Kaiserin Zoë. Aber er hatte einen energischen Bruder, einen Eunuchen, der der Kaiserin Zoë zum Verhängnis wurde. Er vermochte für die mannstolle Matrone kein Verständnis aufzubringen und ließ

sie einfach im Palaste einsperren. Die Regierungsgeschäfte besorgte indessen er.

Der Kanzler-Eunuche des oströmischen Reiches zwang schließlich die Kaiserin, einen seiner jungen Verwandten zu adoptieren, der dadurch nach dem Tode des Epileptikers Kaiser wurde. Er tat das Übliche, ließ die Kaiserin überfallen, binden und nach den Prinzeninseln rudern.

Dieses Mal aber ging der kaiserliche Roman nicht damit zu Ende. Eine Revolte brach los: die Mörderin war beim Volke beliebt. Sie wurde mit ihrer jüngeren Schwester Theodora feierlich zurückgeholt; der Kaiser wurde gestürzt.

Der Kaiserin Zoë gefiel die Herrschaft ohne einen Gatten keineswegs. Sie soll sich in dem Augenblick ihrer Rückkehr eines Offiziers erinnert haben, der auch lange verbannt war. Ihn ließ sie zurückrufen und nahm ihn zum Manne. Der plötzlich zum Kaiser geheiratete Mann hatte aber in seiner Verbannung eine Geliebte gehabt, und er bestand darauf, daß auch sie nach Konstantinopel kam. Zoë, damals dreiundsechzig Jahre alt, muß außerordentlich großzügig gewesen sein; sie gestattete es. Künftig lebten der Kaiser, die Kaiserin und die Geliebte des Kaisers in einer regelrechten Ehe zu dritt. Die Geliebte und Nebenkaiserin hieß Sklerene. Zoë triumphierte schließlich doch noch über sie; sie lebte zwei Jahre länger und starb zweiundsiebzigjährig, bis zum letzten Augenblick von ihrem Gatten geliebt.

Aber die letzte Siegerin in diesem merkwürdigen Hofromane war die Schwester Zoës, Theodora, denn sie überlebt nicht nur Zoë, sondern auch noch deren Gatten und wurde noch mit siebenundsiebzig Jahren Kaiserin. Theodora hatte ihre Hände nicht mit Blut befleckt und nie einen Geliebten gehabt. So endet die Geschichte der beiden kaiserlichen Schwestern Zoë und Theodora friedlicher und unblutiger als der Anfang, die Ermordung des Kaisers Romanos, verhieß: endet mit dem friedlichen Tode der von allen geachteten und vom Volke geliebten, tugendsamen, achtzigjährigen Kaiserin Theodora, die alle überlebt hatte.

20. Die politische Rolle des Giftes

Diejenigen Mörderinnen der byzantinischen und jeder anderen Geschichte, die selbst den Dolch führten, sind eine Ausnahme. Gelang es den Frauen nicht, einen Meuchelmörder zu dingen oder einen Justizmord zu veranlassen, so bevorzugten sie das Gift.

Denn der Giftmord ist zu allen Zeiten — früher in einem viel größeren Maße als heute — der leichteste Mord gewesen. Obwohl sich die Wissenschaft von den Giften der größten Achtung erfreute, wußte man doch wenig über die wahre Natur der Gifte. Man kannte zwar die tödliche Wirkung gewisser Pflanzensäfte und Minerale. Aber man war den Giften gegenüber so gut wie wehrlos. Es ließ sich weder in Speisen Gift feststellen (außer durch Experiment), noch konnte man aus der Beschaffenheit der Leiche nachträglich den Giftmord beweisen.

So hatten es die Mörderinnen, die mit Gift arbeiteten, verhältnismäßig leicht. Das Gift konnte dem ahnungslosen Opfer heimlich und heimtückisch beigebracht werden, jede Mahlzeit, jeder Trunk, ja der Schlaf (Hamlet!) bot dazu Gelegenheit. Schließlich lag es oft nahe, die Dienerschaft zu bestechen. In den Händen des Kochs lag das Leben oder der Tod.

Trotzdem ist die Technik der großen politischen Giftmörderinnen bewundernswert. Sie waren Meisterinnen in ihrem ruchlosen Geschäfte: Agrippina und Fredegunde, Kleopatra und Locusta und wie sie alle heißen.

Sich vor Gift zu schützen, war den Mächtigen der Welt nahezu unmöglich. Sie konnten Panzerhemden tragen und sich mit Leibwachen umgeben; ihre Wohnungen mochten verbarrikadiert sein, wie das Schloß Ludwigs XI. Gegen Gift gab es nur ein Mittel, das Experiment. Richelieu, der berühmte französische Kardinal und Staatsmann, soll von allen Speisen eine Probe seinen Katzen vorgeworfen haben. Bei den Gelagen der Fürsten war es häufig Sitte, daß der Koch

die Speiſen vorkoſtete. Am engliſchen Hofe der Königin Eliſabeth beſtimmte das Zeremoniell, wer von den Hofbeamten jeweils das Amt des Vorkoſters hatte. Freilich, ſelbſt dieſe Methode war der Findigkeit menſchlicher Bosheit nicht immer gewachſen. So haben orientaliſche Fürſten häufig folgenden Kunſtgriff angewandt: Mädchen wurden von Jugend auf an immer größere Doſen Arſen gewöhnt, bis ſie gegen dieſes Gift immun waren. Galt es nun, jemand zu vergiften, ſo konnten dieſe Mädchen ohne Schaden die betreffenden Speiſen auch dann vorkoſten, wenn ſie ſehr vergiftet waren. Ähnlich iſt König Mithridates verfahren; freilich mit ſich ſelbſt. Es gelang ihm, ſeinen Körper ſo an Arſenik zu gewöhnen, daß es ihm ſpäter, als er ſeinen Verfolgern durch den Tod zuvorkommen wollte, nicht gelang, ſich ſelbſt mit dieſem Gifte zu töten.

Das gebräuchlichſte Gift zu allen Zeiten war wohl Arſenik, auch arſenige Säure, Giftmehl genannt und unterſchieden in graues, gelbes und weißes Giftmehl. 0,2 Gramm genügen, einen Menſchen zu töten. In „Romeo und Julia“ meint Shakeſpeare Arſenik, wenn er ſagt:

„Gib mir Gift, ſolch ſcharfen Stoff,
Der ſchnell durch alle Adern ſich verteilt,
Daß tot der lebensmüde Trinker fällt.“

Die Menſchen freilich, die gewohnheitsmäßig Arſenik genießen, wie zum Beiſpiel die ſogenannten Arſenikeſſer der öſterreichiſchen Alpen, können 0,3 Gramm ohne Schaden nehmen. Dieſe Arſenikeſſer werden oft ſehr alt. Wahrſcheinlich beruht die Gewöhnung an das Gift auf einer Abſtumpfung des Magendarmkanals. Früher wurden die Folgen einer Arſenikvergiftung des öfteren mit anderen Krankheiten verwechſelt, zum Beiſpiel mit Malaria. So iſt es heute noch nicht bekannt, ob der Papſt Alexander IV. nicht wirklich an Malaria ſtatt an Arſenik geſtorben ſei. Auch weiß man nicht, ob der von ſeinem Vater Philipp II. gefangen gehaltene Don Carlos wirklich an einer „ſchleichenden Krankheit“ geſtorben iſt, wie Philipp behauptete, oder nicht vielleicht

doch einer langsamen und systematischen Arsenikvergiftung zum Opfer fiel. Jedenfalls schien es den Zeitgenossen verdächtig, daß es weder der Königin noch dem deutschen Kaiser, noch einem anderen der fürstlichen Verwandten gestattet war, den Verhafteten zu sehen. Derselbe spanische König Philipp II. stand übrigens auch in dem Verdacht, der Mörder seines Stiefbruders gewesen zu sein. Dieser, der berühmte Don Juan d'Austria, ein unehelicher Sohn Kaiser Karls V., der Sieger in der Seeschlacht von Lepanto, starb als Statthalter von Holland im Alter von sechsundzwanzig Jahren unter ähnlichen Krankheitserscheinungen wie Don Carlos. Im gleichen Jahrhundert spielte Arsenik auch in der französischen Politik eine große Rolle. Wir werden noch davon erzählen, daß die französische Königin selbst, Katharina von Medici, in dem Rufe stand, eine schlimme Giftmischerin zu sein.

Die Gewinnung von Arsenik ist seit alten Zeiten bekannt. Arsenhaltige Erze kannte man genug. Aber was man nicht wußte, war, daß es verhältnismäßig leicht ist, das Vorhandensein auch kleinster Mengen von Arsenik nachzuweisen. Arsenikvergiftung kann sowohl durch Einatmen von Arsendämpfen und Arsenstaub wie durch Genießen irgendwelcher Arsenpräparate erfolgen. Die ersten Symptome der Arsenikvergiftung zeigen sich erst nach einer halben bis zwei Stunden, der Tod tritt meist erst nach einigen Tagen ein. Das Arsenik zerstört auf eine nicht gänzlich bekannte Weise die Gewebe der inneren Organe.

Andere Gifte wirken in ähnlicher Form ätzend, indem sie ebenfalls, wenn auch in anderer, mehr unmittelbarer Weise die Gewebe zerfressen. Dazu gehört Jod, Chlor, Quecksilber und Antimon; von Pflanzengiften sei der Seidelbast genannt. Von diesen sogenannten ätzenden Giften unterscheiden sich wesentlich die betäubenden Gifte. Schierling, die Tollkirsche, das Bilsenkraut und vor allem das Opium, schließlich auch Gifte der Schlangen hinterlassen im Körper keine Spur ihrer mörderischen Tätigkeit. Sie lähmen auf eine ebenfalls nicht geklärte Weise die Nervenzentren des Körpers. In

jenen Pflanzen sind gewisse Alkaloide enthalten: das Kokain und die Opiumalkaloide wirken narkotisch, das Strychnin krampferregend; auch das Leichengift besteht aus Alkaloiden. Ein weniger wichtiges Alkaloid ist das Nikotin und Koffein. Die Tollkirsche (Belladonna) und der Stechapfel enthalten das Alkaloid Atropin, von dem schon 0,1 Gramm tödlich wirkt. Die Tollkirsche spielt in der Geschichte der Giftmorde eine sehr große Rolle. Mit Schierling, der das Alkaloid Kodëin enthält, wurden bekanntlich Staatsverbrecher in Athen vergiftet. Dieses Gift lähmt und erstickt. Sokrates ist so gestorben.

Die sogenannten narkotischen Gifte, die nicht nur betäuben, sondern zugleich die inneren Gewebe entzünden, sind u. a. enthalten im Fingerhut, im Eisenhut, der Herbstzeitlose und vielen giftigen Pilzen. Aus dem Eisenhut gewann man seit alters her das Akonit, das Ohnmacht und in größeren Mengen durch Atem- und Herzlähmung den Tod verursacht. Die Giftmorde in der Umgebung Neros sind größtenteils mit diesem Akonit bewerkstelligt worden. Häufig wurde es zu diesem Zweck, um die Wirkung noch unkenntlicher zu machen, mit dem betäubenden Opium vermischt. Agrippina, die Mutter Neros, hatte, wie wir schon hörten, in ihrer Umgebung eine ebenso berüchtigte wie kenntnisreiche Giftmischerin, mit Namen Locusta. Locusta hat mit Opium und Akonit Aggripinas zweiten Gatten, den Kaiser Claudius, umgebracht, ebenso den Stiefbruder Neros, Britannicus. Bekanntlich wurde Agrippina selbst auf Befehl ihres Sohnes Nero ermordet. Aber Nero mußte sie erwürgen lassen, nachdem es ihm dreimal mißlungen war, sie zu vergiften. Die Mutter wußte mit Giften besser Bescheid als der Sohn. Auch Fredegunde, die Merowingerkönigin, arbeitete mit Akonit. Übrigens benutzen eine Anzahl wilder Völker das Akonit noch heutigen Tages, um ihre Pfeile zu vergiften.

Die Blutgifte waren weniger gebräuchlich. Dazu gehört Blausäure und Zyankali. Ebenso sind auch die sogenannten septischen Gifte fast unbekannt gewesen.

Obwohl man die genaue Wirkungsweise der Gifte auch heute noch nicht kennt, ist es doch fast immer möglich, die Gifte nachträglich nachzuweisen. Man kann heute noch nach Jahrhunderten an den geringsten Leichenresten beispielsweise das Vorhandensein an Arsenik feststellen. Früher konnte man dies nicht. Diese Unkenntnis hatte zunächst zur Folge, daß sehr viel Giftmorde ungeahndet, ja, unbekannt blieben. Freilich wurden daher auch sehr viel mehr Vergiftungen angenommen, als tatsächlich vorkamen. Zu manchen Zeiten ist nach dem Tode eines jeden mächtigen Menschen der Verdacht des Giftmordes aufgetaucht.

Wir erwähnten schon das Gerücht, nach dem Alexander der Große vergiftet worden sei; ein sehr unwahrscheinliches Gerücht, wie wir sahen. Nicht immer kann die Geschichtsschreibung mit Bestimmtheit die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Gifttodes sagen. Die moderne Geschichtsschreibung begeht vielleicht den Fehler, von vornherein die Wahrscheinlichkeit politischer Morde abzulehnen. Es ist eine stehende Redensart geworden, dem Berichte über den Tod bekannter Persönlichkeiten einen Satz anzuhängen, der etwa so lautet: „Wie in jener Zeit üblich, wurde der Tod dieses Mannes auf Vergiftung zurückgeführt, natürlich ein gänzlich unbegründetes Gerücht..." Für den Fall Alexanders des Großen mag dies stimmen. Aber bei vielen anderen historischen Gestalten ist es doch nicht so ausgeschlossen, wie viele Geschichtsschreiber meinen.

Zunächst freilich scheiden wir alle Fälle aus, die, wie der Tod Alexanders des Großen, unbeabsichtigte Vergiftungen sind. Es kann sich um ein Eigenverschulden handeln, es kann aber auch auf ein Versehen des Arztes zurückgehen. Die Kenntnis der Arzneimittel war in vergangenen Zeiten mangelhaft und ein falsches Rezept nicht ungewöhnlich. Vielleicht ist so der Tod Karls des Kahlen zu erklären. Dieser Sohn Ludwigs des Frommen hatte im Vertrag zu Verdun (843) den Teil des fränkischen Reiches geerbt, aus dem Frankreich entstanden ist. Karl zog nach Italien und ließ sich in

Rom zum Kaiſer krönen. Da es aber mit ſeiner militäriſchen Macht nicht zum beſten ſtand, gelang es ſeinen Feinden bald, ihn nach Frankreich zurückzudrängen. Mit geringem Gefolge zog, oder beſſer, flüchtete er über den Mont Cenis. Noch im Gebirge erkrankte er plötzlich. Man ſchaffte den Kaiſer in die armſelige Behauſung eines alten Bauern. Hier ſtarb er nach wenigen Tagen. Sein Leibarzt war ein Jude, namens Cedekia. Später ſagte man, dieſer Arzt ſei ein Giftmiſcher geweſen. Wahrſcheinlich iſt aber der Verdacht unbegründet; es kann ſehr wohl ſein, daß der Arzt ſich nur in der Medizin verſah. Der Verdacht des Gifttodes wurde freilich durch die Beſchaffenheit der Leiche verſtärkt. Die Verweſung ſchritt nämlich ſo ſchnell vorwärts, daß der Geruch unerträglich wurde. In aller Eile verfertigte man aus einem Faß einen Sarg, legte darein den in Felle gewickelten toten Kaiſer und beſtrich das Faß mit Teer. Doch auch dadurch drang der furchtbare Geruch. Schließlich blieb nichts anderes übrig, als den Toten in dem erſten beſten Dorf zu begraben. Erſt nach ſieben Jahren wurde die Leiche nach Paris gebracht und in der Gruft von St. Denis bei Paris beſtattet, wo ſeitdem faſt alle franzöſiſchen Könige beigeſetzt wurden.

Ein Übermaß an Medizin tötete übrigens auch den deutſchen Kaiſer Otto II., der bekanntlich in Rom im jugendlichen Alter von achtundzwanzig Jahren ſehr plötzlich ſtarb. Die Chroniken berichten, daß der Kaiſer 16 Gramm Aloë auf einmal genommen habe. Auch hier tauchte der Verdacht des Giftmordes auf. Aber die Symptome, die uns berichtet werden, Darmblutungen, Nierenblutungen und kurz vor dem Tode Atemnot und Herzbeklemmung deuten recht beſtimmt auf die Wirkung des Aloë.

An einem Übermaß von Medizin iſt auch der berühmte arabiſche Arzt Avicenna, der König Heinrich I. von Frankreich und ſchließlich Voltaire geſtorben.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle vermeintlichen Giftmorde der Geſchichte hier verzeichnen. Die Liſte müßte ſehr lang werden. Auch Otto III., der Sohn Otto II., ſoll

umgebracht worden sein. Man behauptete, er sei durch den Gebrauch vergifteter Handschuhe getötet worden. Eine solche Gestalt des politischen Mordes kehrt in der Geschichte des öfteren wieder. In der Tat ist es möglich, einen Menschen auf diese Weise zu töten; die Handschuhe müßten dann mit Arsenik getränkt gewesen sein.

Der Staufe, Kaiser Friedrich II., soll nach unbestätigten Gerüchten von seinem Sohn, der Staufe Konrad IV. von seinem Bruder Manfred vergiftet worden sein. Jedenfalls warnte der Papst Urban IV. in einem Briefe daraufhin den König Karl von Neapel vor dem „Giftmörder" Manfred.

Friedrich der Schöne sei ebenfalls, sagen einige Chronisten, dem Giftmord erlegen. Sein Mitregent, Ludwig der Bayer, kann jedoch auf keinen Fall, wie andere behaupteten, in Nürnberg dem Gift zum Opfer gefallen sein; Ludwig hat auf der Jagd bei München erhitzt kaltes Wasser getrunken und ist daran wahrscheinlich so plötzlich gestorben.

Der deutsche König Wenzel, der Sohn Karls IV., wurde wegen Trunksucht abgesetzt. Nach seinem Tode beschuldigten manche seinen Bruder Sigismund, daß er ihn habe vergiften lassen.

Noch nach dem Tode Leopolds I. (1705) hieß es, der Kaiser sei durch den Rauch arsenikhaltiger Wachskerzen vorsätzlich getötet worden.

In Frankreich galt Ludwig XI. als der Giftmörder der berühmten Agnes Sorel, der Geliebten seines Vaters.

Karl der Böse von Navarra scheint nicht im Unrecht von seinen Zeitgenossen des Giftmordes angeklagt worden zu sein. Man warf ihm vor, daß er unzählige Male versucht habe, die Diener seiner Feinde zu bestechen, damit sie dem betreffenden Fürsten Arsenik in die Speisen schütteten. Johann II. von Frankreich hat diesen Verdacht ausdrücklich ausgesprochen; sein Nachfolger Karl V. wies sogar in einem Prozeß einen solchen Versuch Karls des Bösen nach. Dessen Nachfolger, Karl VI., lebte ebenfalls ununterbrochen in der Angst, von dem Navarresen vergiftet zu werden. Als die Gemahlin

Karls des Bösen starb (es war eine Schwester des französischen Königs), beschuldigte der französische Hof abermals den König von Navarra des Giftmordes.

Mitunter konnte ein solcher Verdacht verhängnisvoll werden. Herzog Philipp von Orléans, der Neffe König Ludwigs XIV., kam ohne Verschulden in den Ruf eines Giftmischers. Er hatte das Unglück, zu einer Zeit, da sehr viele hochgestellte Persönlichkeiten plötzlich starben, ein chemisches Laboratorium zu besitzen. Das Gerücht war so gefährlich, daß der Herzog mehrfach verlangte, man solle ihn verhaften, in die Bastille bringen und ein Gerichtsverfahren einleiten. Ihm blieb jedoch dieser Rechtfertigungsweg erspart, denn der König glaubte glücklicherweise an die Unschuld seines Neffen. Es waren plötzlich gestorben: 1711 die Gattin Ludwigs XIV. und ihr Sohn, der Dauphin. 1712 Maria von Savoyen, der Herzog von Bourbon, Frau von Vrillière, Frau von Listenay, der Marquis von Gondren, zwei Söhne des Herzogs von Lothringen, der Herzog von Burgund, dessen Sohn, der Herzog von Bretagne. 1714 starb Karl von Berri, der Onkel des Herzogs von Bretagne, und seine Tochter. So war es schon erklärlich, daß man nach einem geheimen Giftmörder suchte. Wahrscheinlich aber war die Ursache des Massensterbens eine masernähnliche Epidemie, zumal diese Sterblichkeit durchaus nicht auf den Hof beschränkt blieb.

Der erste Normannenkönig Englands, Wilhelm der Eroberer, hat zweifellos mit Gift gearbeitet. Es steht fest, daß er den Grafen Gautier und dessen Frau gelegentlich eines Gastmahls vergiften ließ. Ob aber die Zahl der Giftmorde Wilhelms des Eroberers so groß ist, wie seine Feinde behaupteten, ist eine andere Sache.

Als König Eduard IV. von England starb, wurde auch von einem Giftmorde gesprochen, möglicherweise aber liegt hier wiederum ein Fall von unbeabsichtigter Selbstvergiftung durch Alkohol vor. Wahrscheinlich aber war jenes Gerücht richtig, das Richard III. beschuldigte, seine Gattin Anna vergiftet zu haben.

In Shakespeares Dramen haben diese Giftmorde ihre dichterische Verewigung gefunden. Die Verse aus Hamlet, die der Mörder des alten Hamlet spricht, kommen uns in den Sinn:

„Gedanken schwarz, Gift wirksam, Hände fertig,
Gelegene Zeit, kein Wesen gegenwärtig.
Du schnöder Trank, aus mitternächtgem Kraut,
Dreimal vom Fluche Hekates betaut:
Daß sich dein Zauber, deine grause Schärfe
Sogleich auf dies gesunde Leben werfe!"

Aus grauer sagenhafter Vergangenheit zieht sich die Kenntnis der tödlichen Säfte durch die Weltgeschichte, ein verruchtes, aber wirksames Mittel schwarzer Politik. Die griechischen Sagen von Circe und ihrer Schwester Medea und von beider Mutter Hekate, der Ahnfrau aller Giftmischerinnen, finden ihre Fortsetzung in der Geschichte der Kleopatra, Agrippina, Fredegunde und Katharina von Medici. Soviel grauenhaftes Geschehen in der Wirklichkeit fand dann wieder seinen sagenhaften Niederschlag in dem Aberglauben der Hexenzeit. Auch diese Sagen gehen in die graue Vorzeit zurück. Thessalien, die Landschaft in Nordgriechenland, galt in der Antike als die Heimat der Hexen. Ein römischer Dichter Claudius beschrieb sie:

„Thessalische Hexen folgen dem Lager des Feindes und schänden
Mit heimischem Gifte greulich den Schimmer des Mondes."

VI.

Politische Massenmorde

21. Die Proskriptionen

Dreimal ist es in der römischen Geschichte zu den Proskriptionen genannten politischen Massenmorden gekommen: unter Marius, unter Sulla und unter den Triumvirn Augustus, Marc Anton und Lepidus. Die letzteren Proskriptionen, denen

zweitausend Männer, darunter Cicero, zum Opfer fielen, haben wir bereits bei der Ermordung Cäsars erwähnt. Hier handelt es sich um die beiden Proskriptionen in den achtziger Jahren des ersten vorchristlichen Jahrhunderts.

Damals geschah auch jener Massenmord in Vorderasien, dem achtzigtausend Römer, Männer, Frauen und Kinder, zum Opfer fielen. Der Urheber war der asiatische König Mithridates. In unserem Buche wurde er schon als Giftmörder größten Stils erwähnt. Er hat seinen Bruder, seine Mutter, seine Frauen und seine Söhne und Töchter vergiftet. Mithridates regierte im heutigen Kleinasien, jedoch war die Westküste mit den alten Griechenstädten Smyrna, Ephesus, Pergamum römische Kolonie. Die römischen Beamten beuteten diese Kolonie skrupellos aus. Da brach von Mithridates geschürt der Aufstand los: an einem einzigen Tage wurden alle Römer, die man bekam, ermordet; Mithridates drang ins römische Gebiet; der römische Gouverneur wurde gefangengenommen, auf einen Esel gebunden und unter dem Hohn der Bevölkerung von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf geschleppt und schließlich getötet, indem man ihm geschmolzenes Gold in den Mund goß — um seine Habsucht zu sättigen, sagten die Asiaten.

Zur gleichen Stunde aber lagen sich die beiden mächtigsten Römer im blutigen Bürgerkrieg einander gegenüber: Marius und Sulla. Jener war schon fast siebzig Jahre, dieser fünfzig. Man brauchte kein Prophet zu sein, um zu wissen, wem die Zukunft gehörte.

Marius war die Vergangenheit, eine große und gewaltige Vergangenheit. Er entstammte dem Stande der sogenannten Ritter, also jener Gesellschaftsschicht des alten Rom, die nicht zum eigentlichen Adel, aber doch zur herrschenden Klasse gehörte. Er war auch nicht in Rom selbst geboren, sondern auf einem süditalienischen Bauerngute, das sein Vater in Pacht hatte. Dieser Marius hatte Jugurtha, den König Nordafrikas, besiegt; er hatte die in Norditalien einbrechenden Germanen vernichtet; er war sechsmal Konsul

gewesen, eine unerhörte Ehrung eines Staatsmannes und Feldherrn. In Roms Innenpolitik spielte er keine geringere Rolle als auf den Schlachtfeldern. Er führte die Volkspartei, die ihn gegen die Aristokratie immer wieder zum Konsul gewählt hatte.

Sulla dagegen war durch seine Geburt und durch sein Kriegsglück, das nicht geringer als das des Marius war, zum Führer dieser Aristokratie geradezu prädestiniert; entstammte er doch einer der angesehensten Familien des kornelischen Adels.

Wer sollte nun den Krieg mit Mithridates führen, Marius oder Sulla? Sulla hatte den Vorteil, daß er in Rom und sogar für dieses Jahr zum Konsul gewählt war. Er wartete die Entscheidung nicht erst ab, sondern besetzte Rom mit seinen Truppen. Die Führer der Volkspartei wurden auf seinen Befehl erstochen, darunter der Volkstribun Sulpicius, der zum engsten Freundeskreis des Marius gehörte. Sulla war tatsächlich Diktator und glaubte alles in Ordnung, nachdem er durch schnell angenommene Gesetze dem Senat diejenigen Rechte wiedergegeben hatte, die ihm im Laufe der letzten Jahrzehnte von der Volkspartei entrissen worden waren. Daraufhin verließ er mit seiner Armee Italien und begann den Krieg gegen Mithridates.

Kaum hatten die Schiffe, die Sullas Armee trugen, die italienische Küste außer Sicht, da bemächtigte sich die von Sulla geduckte, aber nicht vernichtete Volkspartei im blutigen Straßenkampf abermals der Herrschaft. An ihrer Spitze stand, wie so oft, ein Aristokrat, nämlich Cinna, der wie Sulla auch dem kornelischen Adel entstammte. Cinna rief Marius zurück. Marius kam und machte es wie Sulla; er ließ alle Führer der Senatspartei ermorden, deren seine Schergen habhaft werden konnten. Es wurden Proskriptionslisten aufgestellt, und jeder, dessen Name in der Liste enthalten war, konnte umgebracht werden — es war gleich auf welche Weise. Und während Sulla in Asien den Krieg gegen Mithridates gewann, floß in Rom das Blut seiner Parteigänger; zwar

hatten viele flüchten können, aber auch ihre Häuser und Vermögen wurden von Marius und Cinna beschlagnahmt.

Es war ein Glück für Marius, daß er in dieser Zeit starb, auf dem Gipfel seiner Macht. Hätte er dies überlebt, so wäre er keines natürlichen Todes gestorben. Denn inzwischen war Mithridates besiegt; Sulla hatte einen vorteilhaften Frieden geschlossen und schickte sich nun an, zurückzukehren und für das, was in seiner Abwesenheit geschehen war, furchtbare Rache zu nehmen.

Wer sollte die Volkspartei vor Sulla schützen? Wer konnte das Schwert gegen Sulla führen? Marius war tot. Während man noch überlegte und Cinna sich vorläufig mit der Organisation der Flotte befaßte, kam die Kunde nach Italien, daß der mithridatische Krieg beendet sei. Cinna wurde im Flottenarsenal zu Ancona von meuternden Matrosen erstochen. Zwar war vorher ein Heer der Volkspartei nach Asien gegangen, um wenn möglich Sulla schon dort zu besiegen und zu entwaffnen. Aber dieses Heer bestand aus sehr zweifelhaften Elementen. Zunächst gab es eine Offiziersverschwörung gegen den Oberstkommandierenden, einen Konsul Flaccus, und auch Flaccus starb durch Meuchelmord. Der Anstifter des Meuchelmordes, ein General Fimbria, erschrak aber vor der Aufgabe, sich selbst an die Spitze der Truppen zu stellen, um sie gegen Sulla zu führen. In der Verzweiflung beging er Selbstmord. Die führerlose Armee ging zum größten Teil zu den Truppen Sullas über. Niemand hinderte nun Sulla, den Kriegsschauplatz zu verlassen und sich nach Italien zu wenden. Auch an der Landung in Brindisi hinderte ihn niemand. Im Gegenteil: Von allen Seiten nahten die Anhänger der Senatspartei; einige von ihnen hatten Freischaren geworben und organisiert, wie Pompejus, und sie schlossen sich nun der Armee Sullas an. Eine letzte Armee der Volkspartei, die der Sohn des Marius führte, wurde in einem blutigen Gefecht nahezu vernichtet. Am 1. November des Jahres 82 zog Sulla in Rom ein, und nun begann ein furchtbarer politischer Massenmord.

Sulla läßt sich zum Diktator erklären und veröffentlicht sofort eine Verordnung, die nicht weniger besagt, als daß alle Römer, die in der Volkspartei eine Rolle gespielt hatten, umzubringen seien. Wie einige Jahre vorher Marius, so legt nun Sulla Proskriptionslisten an; sie enthalten fünftausend Namen. Viertausendsiebenhundert Menschen werden ermordet, es waren neunzig Senatoren darunter. Manche können fliehen, so der Sohn des Marius nach der Niederlage — aber der junge Marius glaubt nicht mehr an den Glanz seines Namens und begeht Selbstmord. Zu den wenigen, die geschont wurden, weil sie Protektion besaßen, gehörte Cäsar, der nachmals so berühmte Diktator. Sulla schonte ihn nur ungern, denn der zwanzigjährige Schwiegersohn Cinnas (Cäsar hatte Cornelia geheiratet) berechtigte, wie Sulla zu erkennen glaubte, zu den schlimmsten Befürchtungen. „Ihr werdet Euren Rat, diesen Cäsar zu schonen, schon noch einmal bereuen!" — soll Sulla den Freunden gesagt haben, die für Cäsar eintraten.

Sulla wiederholte seine eigene Politik, die er vor der Diktatur des Marius und vor seinem Zuge nach Kleinasien schon einmal ausprobiert hatte: durch Verordnungen wieder alle Gewalt in die Hände des Senats zu legen. Jeder Widerstand wurde im Keime blutig erstickt. Doch Sulla liebte die Macht nicht. Als es um ihn totenstill geworden war, glaubte er die Autorität des Senates für alle Zukunft gesichert. Er legte die Diktatur nieder und zog sich nach Pozzuoli bei Neapel zurück, wo er in seinen prachtvollen Villen schwelgerisch und selbstzufrieden noch ein Jahr lebte — neunundfünfzigjährig.

Kein Bericht meldet uns, daß Sulla je Gewissensbisse über seinen Massenmord empfunden hat; es wäre bei einem so zynischen Charakter auch unglaubhaft gewesen. (Sullas Ironie war gefürchtet. Einmal belohnte er einen Dichter, der ihn besungen hatte, unter der Bedingung, daß der Dichter ihn nie wieder bedichte: er lese nicht gern mäßige Gedichte.)

Die letzten Monate brachte er mit der Abfassung seiner

Memoiren zu; sie sind, wie so viele Bücher des Altertums, verlorengegangen. Darin hat er, wie uns andere Historiker des alten Roms, welche diese Schriften gelesen hatten, berichten, kalt und gefühllos, aber exakt und mit allen Einzelheiten seine entsetzlichen Morde beschrieben. Er war sich voll und ganz seiner Gewissenlosigkeit bewußt und rühmte sich ihrer sogar. Und auf seinem Grabstein stand, wie das Testament es befahl, der Satz, der sein Wesen nach seinem eigenen Urteile kennzeichnete:
„In der Kunst, zu vergelten, übertraf Sulla Freund und Feind."

22. Die Sizilianische Vesper

Ostermontag bei Palermo. Die ganze Stadt ist auf den Beinen, draußen in jener prachtvollen Landschaft, die der Volksmund Goldene Muschel nennt, die Kirchweihe zu feiern. Es ist das Jahr 1282. Mehr als hundert Jahre steht die Kirche Santo Spirito, „Zum heiligen Geist", vor dem Tore Sant' Agata. Ein normannischer Erzbischof baute das Heiligtum. Die Wiesen um die Kirche sind der Festplatz Palermos. Es wird damals im dreizehnten Jahrhundert bei einem solchen Feste nicht anders gewesen sein, als heute noch auf einer sizilianischen Kirchweih! Lärmende Lust, Festesfreude, Fahnen, Zelte, Schaubuden und abends Fackeln und Lichterglanz. Freilich sollte dieser Abend in einem ganz anderen Fackelglanze enden.

Der Sizilianer ist rasch und leidenschaftlich, vergißt und erinnert sich unvermittelt. So mochte an jenem Tage für die Feststunden das Volk den fürchterlichen Druck vergessen haben, der auf Palermo wie auf ganz Sizilien lag. Das Volksfest nahm seinen Gang, die Jugend spielte und tanzte über die Wiesen. Aber, so steht es in der Chronik, „aus dem Spiel entstand der Streit, aus Jähzorn brach die Feindseligkeit und stürzte das Land in einen furchtbaren, tödlichen Krieg."

Vor vierzehn Jahren war auf dem Marktplatz zu Neapel der Kopf des letzten männlichen Staufen gefallen, Konradins

Haupt. Karl von Anjou, der Schützling des Papstes, hatte den jugendlichen Konradin hinrichten lassen. Obwohl auch die Staufen Manfred und Konradin auf ihrem Zug durch Italien gegen den schließlich siegreichen Karl von Anjou manche Grausamkeit begangen hatten, erregte das blutige Ende der Staufengeschichte doch in Süditalien und vor allem in Sizilien großen Schrecken und Abscheu. Die Staufen hatten seit hundert Jahren als die rechtmäßigen Nachfolger der Normannenkönige über Sizilien und Süditalien geherrscht. Der auf Betreiben des Papstes eingesetzte Franzose blieb verhaßt. Noch verhaßter waren seine Landsleute, die herrisch, habgierig und grausam auftretenden Franzosen. Karl von Anjou, der schlechte Bruder des Heiligen Ludwig, wußte, wie es um Sizilien stand, er wußte auch, wie gefährlich gewisse Ansprüche waren, die ein spanischer König Peter von Aragon auf Sizilien geltend machte. Denn dieser König Peter von Aragon hatte eine staufische Königstochter Konstanze, eine Enkelin Friedrichs II., geheiratet. Der Franzosenkönig von Neapel fand also guten Grund, in alle festen Plätze des Landes französische Besatzungen zu legen. Unter dem Druck einer solchen Besatzung seufzte auch Palermo.

Die französischen Soldaten der Besatzung haßten die Sizilianer, und das beruhte durchaus auf Gegenseitigkeit. Vom Volksleben blieben die Franzosen ausgeschlossen, und auch an jedem Ostermontag hätte das Volk aus Palermo das Fest eher abgebrochen, als die Franzosen, die neugierig umherstanden, an den Spielen und Tänzen teilnehmen zu lassen.

Zu ihrem Unglücke kamen einige französische Soldaten auf die Idee, unter dienstlichem Vorwand sich unter das Volk zu mischen. Sie verlangten, auf die Festwiese gelassen zu werden, weil sie den Befehl hätten, die jungen Leute aus Palermo nach Waffen zu untersuchen. Vielleicht war es harmlos gemeint und nur von dem Verlangen eingegeben, bei diesem Anlaß sich anzubiedern und an der Festesfreude teilzunehmen. Vielleicht aber haben auch die franzosenfeindlichen Chronisten recht, und die französischen Soldaten hätten ganz anderes im

Sinn gehabt; jedenfalls behaupten die Chroniken, die Soldaten hätten auch die Mädchen nach Waffen untersucht. Daraufhin sei eine furchtbare Empörung unter den jungen Leuten aus Palermo entstanden. Anscheinend waren die Sizilianer bewaffnet, denn alle Soldaten wurden ermordet.

Was nun geschah, während die Vesperglocken aller Kirchen Palermos und Monreales läuteten, ist eine der furchtbarsten Szenen der Weltgeschichte. Die eben noch tanzende Menge schleift die Gemordeten in die Stadt, stürmt die Quartiere der Franzosen und wirft deren Leichen aus den Fenstern. Kein Franzose entkommt dem Blutbad, auch keine Frau, ja, kein sizilisches Mädchen, das im Verdacht stand, sich mit Franzosen eingelassen zu haben. In das Blut der Toten tauchen die Rasenden ihre Hände. Die französischen Geistlichen entgehen nicht der mordenden Vesper. Noch ehe die Nacht über diesen Ostertag sinkt, ist auch das feste Kastell des französischen Gouverneurs gestürmt. Der Gouverneur Johannes von Saint-Remy entflieht, im Gesicht schwer verwundet, in der Dunkelheit nach einem benachbarten Dorf.

Aber schon am nächsten Tag stand die ganze Provinz in den Flammen des Aufruhrs. Der Gouverneur wird in Vicary ermordet. Auf den Türmen Palermos und Monreales steigt die Flagge Palermos, der kaiserliche Adler der Staufen, empor. Über das Meer scheint diese Flagge zu rufen, nach Valencia, wo Peter von Aragon, der Gatte der letzten Staufin, auf den Umsturz in Sizilien hofft.

Die Historiker haben darüber gestritten, ob dieser Peter von Aragon bei dem Ausbruch der furchtbaren Empörung seine Hände im Spiel gehabt habe, und ob er vielleicht der Anstifter der sizilianischen Vesper gewesen sei. Wahrscheinlich nicht. Denn der Plan Peters von Aragon war anders.

König Peter stand wohl mit der staufischen Partei Palermos in Verbindung, und man wird ihm schnell genug über die Vorgänge in Palermo Nachricht gegeben haben. Diese Nachrichten trafen ihn während der Vorbereitung zu einem „Kreuzzuge" nach dem maurischen Nordafrika. Seine Feinde freilich

behaupteten, dieser Kreuzzug sei nur ein Vorwand gewesen, in Wirklichkeit habe Peter von Aragon nichts anderes vor, als von Afrika aus mit seinen Kreuzfahrern nach Sizilien zu segeln und diese Insel als sein staufisches Erbe dem französischen Könige in Neapel abzunehmen.

Zu den Feinden Peters von Aragon gehörte Papst Urban IV. Er hatte die französischen Anjous gegen die Staufen zu Hilfe gerufen und ihnen zum Lohn für ihren Beistand die Königskrone von Neapel und Sizilien versprochen. Dazu hatten die Päpste ein gewisses Recht, denn Roger, der Normannenfürst, der Sizilien den Arabern abgenommen hatte, war vom Papst mit Sizilien belehnt worden. Nach dem Tode des letzten männlichen Staufen (die seit Friedrich II. mütterlicherseits von den Normannen abstammten) betrachteten also die Päpste jenes Lehen als erledigt, zogen es ein und gaben es den Anjous. Eine Torheit von welthistorischer Konsequenz: aus dem Lehnsmann des Papstes wurde der Vormund des Heiligen Stuhls; eine Bedrückung des Papsttums, wie sie niemals von einem deutschen Kaiser ausgegangen war. Der Papst wurde schließlich gezwungen, seine Residenz nach dem französischen Avignon zu verlegen. Nur zweimal in der Geschichte ist das Papsttum so erniedrigt worden, beide Male von Franzosen; damals von Philipp dem Schönen und fünfhundert Jahre später von Napoleon, in dessen Gefangenschaft zwei Päpste waren.

In dem Jahre der sizilianischen Vesper hieß der Papst Martin IV. Er war Franzose und im Februar 1281 in stürmischen Auftritten zum Papst ausgerufen, und zwar nicht in Rom, sondern in Viterbo, einer kleinen Stadt bei Rom. Die Papstwahl fand unter dem Terror Karls von Anjou statt. Rom weigerte sich, den Papst zu empfangen. Karl erzwang es. Seitdem befand sich Martin IV. in politischer Abhängigkeit von den Anjous. Es war also klar, wie der Papst den Abfall Siziliens von den Anjous aufnehmen mußte. Schon vorher hatte Martin IV. die Kriegsvorbereitungen Peters mißbilligt; er hatte guten Grund, an den Kreuzzug nicht zu glauben. Als

nun die Nachricht von der sizilianischen Vesper zum Papst gelangte und Gesandte aus Palermo kamen, mußte er sie unverrichteter Sache wieder nach Hause schicken. Er durfte ihren Versicherungen nicht glauben, daß die Stadt Palermo dem Papst treu bleiben wolle und nur die Herrschaft Karls von Anjou nicht mehr zu ertragen vermöchte. Darin mochten die Sizilianer wieder den verderblichen Einfluß Karls von Anjou sehen, den sie in ihren Aufrufen den „großen Drachen" nannten, der den Erdgeist verführt und sich in den Garten des heiligen Petrus, in den auserlesenen Weinberg der Kirche eingeschlichen habe. „Wir Unglücklichen, wie wurden wir und unsere Mutter, die Kirche, enttäuscht. Wir sprachen einst zueinander: Fürchte dich nicht, Tochter Zions, siehe dein König kommt zu dir, sanftmütig, er wird dich von jeder Pein befreien. Er ist der Engel, nach dem du dich sehnst. Verderbliche Hoffnung! In Wirklichkeit ist er ein scheußlicher Nero. Laßt euch nicht, ihr Brüder, durch die Heuchelei des Tyrannen irreführen. Wir wollen lieber kämpfend sterben, als an elender Knechtschaft zugrunde gehen. Nehmt den Kampf mit dem Drachen auf!"

Der Aufruf Palermos, in dem diese Sätze vorkommen, war kurz nach der sizilianischen Vesper verfaßt und veröffentlicht worden. Er richtete sich an das übrige Sizilien, vor allem an die zweite mächtige Stadt dieser Insel, an Messina. Denn natürlich kam jetzt alles darauf an, daß der Freiheitskrieg gemeinsam geführt wurde.

Am 30. März 1282 war die sizilianische Vesper geschehen. Bei dem kümmerlichen Nachrichtendienst der damaligen Zeit gelangte die Nachricht erst eine Woche später, am 6. April, nach Neapel, wo sich König Karl von Anjou aufhielt. Dieser zögerte nicht, seine Kriegsschiffe sofort gegen Palermo zu senden. Sie wurden kommandiert von einem Adligen aus Messina, der den Anjous ergeben war. Als die Galeeren vor Palermo erschienen, hißte die Stadt neben ihrer eigenen Flagge die Fahne Messinas. Die Schiffe auf dem Meere, auf denen Leute aus Messina sich anschickten, gegen ihre

Landsleute zu kämpfen, sahen, daß diese Stadt nicht nur für ihre eigene Freiheit, sondern auch für die Freiheit Messinas und gang Siziliens kämpfen wolle. Denn das bedeutete das Kreuz Messinas, das neben dem Adler Palermos von den Türmen gezeigt wurde.

Inzwischen aber wandten sich auch die Dinge in Messina zum besten Siziliens. Der franzosenfreundliche Adel wurde vom Volk bedroht, der französische Gouverneur gezwungen, sich in seinem Kastell zu verschanzen und die Mauern militärisch zu besetzen. Am 24. April wiederholte sich die sizilianische Vesper in Taormina: Die französische Flagge verschwand, und die Franzosen wurden ermordet. Vier Tage später wehte Messinas Fahne mit dem Kreuz auch in Messina selbst. Auch Messina erklärte sich unabhängig und belagerte seine Besatzung. Eilschiffe gingen nach Palermo, um die aus Messina stammenden Galeeren zurückzurufen. Dies geschah, und bei der Rückkehr der Schiffe am 7. Mai wiederholte sich in Messina zum drittenmal die sizilianische Vesper: Die Franzosen wurden erschlagen.

Das nun freie Sizilien mußte freilich mit Besorgnis in die Zukunft blicken. Gegen Karl von Anjou sich zu behaupten, war schwer. Zwar hatte auch der Franzose seine anderen Sorgen: Am 1. Mai hatte sich etwas ähnliches wie die sizilianische Vesper in der Stadt Forli ereignet. In dieser kleinen Stadt zwischen Bologna und Rimini wurden zweitausend Franzosen ermordet. Der tote Staufe Manfred, der im Dom dieser Stadt begraben liegt, war gerächt. Perugia fiel vom Papste ab. Der Anjou hatte Mühe, den Ausbruch einer Revolution in Süditalien zu verhindern.

Die Führer der nationalen Bewegung in Palermo wandten sich nun an Peter von Aragon. Am 27. April gingen die Boten ab, dem Schwiegersohn der Staufen die Krone Siziliens anzubieten. Am Himmelfahrtstag, dem 7. Mai, richtete der Papst eine Kundgebung gegen Palermo und verbot jedem christlichen Fürsten, den Sizilianern zu Hilfe zu kommen. Daran kehrten sich freilich weder die Sizilianer noch der

König von Aragon. Die Erwägung, daß der Papst nicht frei, sondern in der Abhängigkeit von dem Anjou sei, beschwichtigte die Gewissen.

Um diese Zeit segelte König Peter von Aragon aus Spanien nach Afrika. Erst auf hoher See durften die Kapitäne der einzelnen Schiffe das Siegel der Befehle brechen, um das Ziel ihrer Fahrt zu lesen. Mancher mochte geglaubt haben, die Fahrt ginge direkt nach Sizilien. Aber so unvorsichtig war Peter nicht. Er fuhr wirklich nach Afrika, freilich nicht, um dort zu kämpfen, sondern um dort die Nachricht von der weiteren Entwicklung in Sizilien abzuwarten. Diese Nachrichten kamen im August an; am 31. August bereits landete Peter in der sizilianischen Stadt Trapani, und am 4. September zog er unter dem Jubel der Bevölkerung in Palermo ein.

Freilich war Palermo nicht Sizilien. Messina hatte inzwischen schwere Tage durchmachen müssen, da König Karl von Anjou selbst mit einem gewaltigen Heere erschienen war, um die Stadt zu erobern und sich zu rächen. Doch Peter von Aragon hatte Glück. Die Nachricht seines Einzuges in Palermo bedrückte den Anjou so, daß er die Belagerung aufhob, nach Italien zurückkehrte und auf Sizilien freiwillig verzichtete.

Nun aber eilte der Aufruhr, das blutige Echo der sizilianischen Vesper, auch durch Italien. Die Ghibellinen, wie sich die Partei der Staufen nannte (auch Dante war ein Ghibelline), erhoben sich allenthalben. Im Januar des Jahres 1284 stürmten die Ghibellinen das Römische Kapitol und verjagten auch aus der römischen Stadt die Beamten des Franzosen. Ein Jahr später starb König Karl und wenige Wochen nach ihm Papst Martin IV. Sein Nachfolger wurde Honorius IV., ein Römer, der freilich das Schicksal des Papsttums, das nach Avignon zeigte, nicht aufhalten konnte.

Sizilien jedoch blieb mit Aragon vereinigt, und die Franzosen wurden noch oft von ihren Feinden an jene furchtbar blutige Vesper erinnert, die am Ostermontag des Jahres

1282 den schmachvollen Untergang ihrer Herrschaft auf Sizilien gebracht hatte.

Als der französische König Heinrich IV. einmal im Gespräch vor dem spanischen Gesandten mit seinem Kriegsglück prahlte und sagte: „Wenn ich nach Italien ziehe, werde ich in Mailand frühstücken, in Rom die Messe hören und zum Mittagessen in Neapel sein", da antwortete der Gesandte: „Wenn Ew. Majestät so schnell marschieren, kann Sie zur Vesper in Sizilien sein."

23. Die Bartholomäusnacht

Es folgt ein grausiger Einakter, dem die Weltgeschichte den Titel Bartholomäusnacht gegeben hat. Am 24. August feiert die Christenheit seit alters her das Fest des Apostels Bartholomäus. In der Nacht zum 24. August des Jahres 1572, als eben die Glocken gegen drei Uhr zur Morgenmesse läuteten, wurden in Paris die Hugenotten ermordet.

Die Augen der Fürsten und Mächtigen dieser Erde waren 1572 nach Paris gerichtet. Wer saß auf den Fürstenthronen? In Deutschland Maximilian II., der Sohn Karls V. Er war den Protestanten zugetan, die er auf mannigfache Weise begünstigte. In England regierte Königin Elisabeth, die ebenfalls die protestantische Bewegung förderte. In Spanien herrschte der andere Sohn Karls V., Philipp II., der Vater des Don Carlos. Dieser verhinderte das Aufkommen des Protestantismus in seinem Lande. Auf dem Papstthrone saß Gregor XIII., ein Italiener aus Bologna, ein schweigsamer und doch außerordentlich cholerischer Fürst. Frankreich selbst hatte ein Jahrzehnt vorher durch einen Unglücksfall im Tournier seinen König, Heinrich II., verloren, dessen schwache Söhne der Reihe nach versuchten, Frankreich zugrunde zu richten. Zunächst der sechzehnjährige Franz II., der aber schon nach einem Jahre starb und als Witwe die berühmte Maria Stuart zurückließ. Dann der bei seiner Thronbesteigung erst zehnjährige Karl IX. und schließlich Heinrich III., den, wie

wir in einem anderen Kapitel erzählten, in Saint-Cloud vor Paris der Dolch eines Mörders traf.

Doch damals regierte dieser Heinrich III. noch nicht. Auf dem Throne saß der zweiundzwanzigjährige Karl IX., und die Großen des Reiches führten für ihn, durcheinander und nacheinander, wie gerade die Macht sich verteilte, das Regiment. In den Zwischenräumen und immer im Hintergrunde herrschte indessen die Mutter der drei Könige, die Königin-Mutter Katharina.

Diese Königin ist die Anstifterin des politischen Massenmordes, der unter dem Namen der Bartholomäusnacht in die Geschichte eingegangen ist. Sie war eine Medici, stammte also von jenem florentinischen Fürstengeschlecht ab, das mordererfahren genug war. Katharina von Medici hatte 1533 den französischen König Heinrich II. geheiratet. Die Ehe war unglücklich oder, wenn dieses Wort zu pathetisch für eine so leichtsinnige Zeit sein sollte, gleichgiltig. Heinrich kümmerte sich nicht um seine Gemahlin. Er ließ ihr das Schloß Blois, während er wenige Meilen von Schloß Blois entfernt im Schlosse Chambord hauste, nicht allein, sondern mit der reizenden Gräfin Diana. Wenn man in Chambord auf den Burgturm stieg, konnte man die schöne Landschaft überschauen, welche die Loire durchfließt und herrliche Wälder umsäumen. Aus dem Grün eines dieser Wälder sah man die Zinnen des Schlosses von Blois herausragen, und die Höflinge zeigten sich den Turm, in dessen oberster Kammer die Italienerin wohnte und mit ihrem Astrologen die Sterne beobachtete. Nicht nur der Sterndeuterei bezichtigte man die Königin, sondern schlimmerer Schwarzkunst: Magie treibe die verfluchte Italienerin und — ganz im Geheimen raunten sich die Höflinge zu — sie sei eine Giftmischerin. Heinrich II. freilich bekümmerte sich wenig um solche Gerüchte. Er jagte mit seiner Gräfin durch die Wälder, feierte die heitersten Feste wie einst sein Vater Franz — und die Wände Chambords sind noch heute bedeckt mit mutwillig geschnitzten und gezeichneten Initialen H und D — Heinrich und Diana.

Italiener umgaben die Königin auf Schloß Blois, und das Volk fürchtete und haßte sie. Als der Dauphin starb, des Königs Bruder, war es eine ausgemachte Sache, daß Katharina ihn vergiftet habe. Wirklich gab es einen Mordprozeß, aber Angeklagter war ein Graf Montecuculi, den man auch verurteilte und hinrichtete, indem man ihn vierteilte.

Der König starb durch Sturz in einem Turnier. Fortan regierte die Königin-Mutter für ihre unmündigen Söhne. Das Land wurde von den Hugenottenkriegen durchtobt. Die Königin nahm eine unentschiedene Stellung ein. Die sie kannten, beteuerten, daß ihr die Religion, ob katholisch oder evangelisch, vollständig gleichgültig war, daß sie nur auf Macht versessen sei und die Macht ihres Hauses höher als alles schätzte, höher als Gott, höher als ihre Liebe und Ehre.

„Il faut tout tenter et faire
Pour son ennemy desfaire“

war ihre Devise: man muß alles tun, um dem Feinde zu schaden — und sie handelte danach. Der Hugenottenführer d'Andelot starb, und wieder hieß es, die Königin habe ihn vergiften lassen. Tatsächlich wurden bei einem Diener Arsenvorräte gefunden; der Diener wurde natürlich gehenkt — und die Hugenotten beteuerten, er habe das Gift von der Königin-Mutter erhalten. Ein Bruder d'Andelots befand sich auf einer Gesandtschaft in England, als er in Canterbury krank wurde und schnell wegstarb. Einen seiner Diener nahm man ebenfalls fest, und er gab an, im Auftrage der Königin von Frankreich seinen Herrn mit Arsenik vergiftet zu haben. Wie konnte es da anders sein, als daß, als die Königin Jeannette von Navarra, in Paris auf Besuch, plötzlich Fieber bekam und nach fünf Tagen im vierundvierzigsten Lebensjahre starb, Katharina von Medici als Giftmörderin im Munde der Leute war? Es soll jedoch betont werden, daß keiner dieser Giftmorde nachgewiesen ist.

Katharina herrschte. Ihre erste Regierungshandlung war die Entfernung der Maitresse ihres Mannes, jener Gräfin Diana. Aber Diana blieb auch später auf ihrem Schlosse

Anet einflußreich, sie war sehr fromm und galt als schlimme Feindin der Protestanten. Ihren königlichen Geliebten überlebte sie siebzehn Jahre, obwohl sie neunzehn Jahre älter war als er.

Der älteste Sohn Katharinas, Franz II., wurde König. Er heiratete sechzehnjährig die ebenso junge Maria Stuart. Die protestantischen Hugenotten wurden verfolgt. Im Schlosse Amboise gab es eine entsetzliche Szene: Eine Anzahl Hugenotten wurde hingerichtet, und das junge Königspaar veranstaltete bei dieser Gelegenheit ein Fest. Es war wie in der Oper, das jugendliche Paar saß in der ersten Reihe und sah interessiert dem blutigen Schauspiele zu. Da tauchten diejenigen, welche noch auf den Tod warteten, ihre Hände ins Blut der schon enthaupteten, hoben diese blutigen Hände zum Himmel und beteten die Rache des Höchsten auf die Häupter der jungen Königin und des jungen Königs herab. Ein Jahr später starb der König an einer Kopfkrankheit, das Haupt der Maria Stuart aber sollte nach achtundzwanzig Jahren neben dem Richtblocke in Fotheringhay liegen.

Dann kam Katharinas zweiter Sohn Karl zur Regierung, ein zehnjähriger Knabe. Katharina regierte für ihn. Sie verbündete sich nun gegen die Hugenotten, die, von dem Admiral Coligny geführt, immer mächtiger wurden, mit dem Fürstengeschlechte derer von Guise, Herzöge von Lothringen.

1566 hatten die beiden Parteien, die katholische der Liga und die protestantische der Hugenotten sich versöhnt. Aber diese Versöhnung war nicht ernst gemeint, wenigstens nicht von seiten der katholischen Liga. Franz von Guise war meuchlings ermordet worden; und der Sohn des Ermordeten, Heinrich von Guise, war entschlossen, den Tod seines Vaters zu rächen. Ein Calvinist, mit Namen Poltrot, hatte jenen Franz von Guise mit vergifteten Kugeln getötet, und die Guise beschuldigten die Führer der Hugenotten, die Anstifter des Mordes gewesen zu sein. Jedenfalls wurden sie seine Nutznießer. Besonders der Coligny frohlockte. Tatsächlich brachte der Tod des katholischen Führers den Hugenotten

einige Erleichterungen. Aber die politische Mordtat sollte sich furchtbar rächen.

Je mehr der junge König heranwuchs, desto größer wurde der Einfluß des Admirals Coligny und der Hugenotten. Mit Besorgnis sahen das die Führer der katholischen Liga. Auch die Königin-Mutter fürchtete den Einfluß des Admirals auf ihren Sohn.

Um jene Zeit brach der niederländische Aufstand in Spanien los, ein Krieg der Protestanten gegen die Katholiken. Die Hugenotten wollten Frankreich in diesen Krieg gegen Spanien hineinziehen.

So war die Lage, als die Königin-Mutter Katharina am 30. Juli 1572 von einer Reise nach Lothringen in die Hauptstadt Paris zurückkehrte. Sie bemerkte das Schwanken des nun schon zweiundzwanzigjährigen Königs und überschaute die Gefahr. Gelang es den Hugenotten, den niederländischen Aufstand gegen Spanien zu unterstützen, so würden die Spanier Frankreich angreifen. An die versprochene britische Hilfe glaubte die Königin nicht. Aber ihre Bedenken machten auf den Führer der Hugenotten, den Admiral Coligny, nicht den geringsten Eindruck. Er drohte. Der Staatsrat erklärte sich freilich am 6. und 9. August gegen die antispanische Politik der Hugenotten. In der Audienz aber sagte Coligny: „Madame, der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vorteil verheißt. Verhüte Gott, daß nicht ein anderer ausbreche, dem er nicht ausweichen kann." Damit war der Bürgerkrieg gemeint. In dieser Lage scheint die Königin-Mutter den Mordplan gefaßt zu haben.

Diese skrupellose Königin, von der die italienischen Gesandten sagten, sie sei in die Macht verliebt (affetto di signoreggiare), war nicht gewillt, die Macht mit einem Coligny zu teilen, und sie scheute kein Mittel, auch den politischen Mord nicht, um sich ihre Gegner vom Halse zu schaffen. Sie konnte sich dabei der Hilfe jenes Geschlechtes von Guise bedienen, das dem Hugenotten Coligny noch den Tod des Herzogs Franz von Guise heimzuzahlen hatte. Das Haupt

der Guise war damals jener berühmte „Balafré" Heinrich von Guise, von dem die Chroniken sagen: „Frankreich war verrückt in diesen Mann, denn verliebt sagt viel zu wenig. Die Franzosen waren für die katholische Liga, wenn sie diesen Guise ansahen."

Im 22. August wurde in Paris ein Schuß auf den Admiral Coligny abgefeuert, der ihn aber nur leicht am Arm verwundete. Darauf behaupteten die Hugenotten sofort, daß die Königin die Anstifterin gewesen sei. Die Hugenotten drohten, der Arm des Admirals werde vierzigtausend andere Arme kosten. Offene Rebellion drohte nun ganz gewiß.

Bis zu diesem Tage scheint der junge König nicht in die Hintergründe der Politik seiner Mutter eingeweiht gewesen zu sein. Am Nachmittag des 23. August klärte man ihn auf und verlangte von ihm die Einwilligung in die Geschehnisse, die man für die kommende Nacht plante. Der schwache König gab die Einwilligung, und in der folgenden Nacht wurden alle Hugenotten, deren man in Paris habhaft werden konnte, ermordet.

Die Gelegenheit war günstig. Eben hatte die Königin-Mutter verkündet, sie wolle die Katholiken und Protestanten versöhnen; sie gäbe nun die Hand ihrer Tochter Margarethe dem Prinzen Heinrich von Navarra. Der Navarrese war Protestant, also sollte diese Mischehe Frieden stiften. Eine Woche lang dauerten die Hochzeitsfeierlichkeiten in Paris. Die Hauptstadt war voller fremder Gäste, besonders waren viele Hugenotten herbeigeeilt, um dieses hochzeitliche Versöhnungsfest mitanzusehen und mitzufeiern. Sie waren in Wirklichkeit zum Tode geladen.

Der Herzog von Guise, der Balafré, organisierte das Blutvergießen. Bei ihm scheint das Gefühl der Rache für den Tod seines Vaters alle anderen Erwägungen überstimmt zu haben. Noch vor Morgengrauen eilte er in die Straße, in der der Admiral Coligny wohnte, und in die er seine Helfershelfer schon um Mitternacht zum Morden gesandt. Von seinen Bewaffneten umgeben, ruft er seine Henker: „Was ist ge-

schehen?" — „Herr, er ist tot!" — „Zeigt ihn!" Die Leiche des ermordeten Coligny wird durch das Fenster geworfen. Mit einer Fackel leuchtet der Guise dem Mörder seines Vaters ins bleiche Gesicht. Er läßt der Leiche von einem Soldaten den Kopf abschlagen und versetzt ihr einen Fußtritt. Nach wenigen Jahren versetzt im Schlosse zu Blois ein anderer der Leiche dieses Balafré einen Fußtritt. Denn auch der Balafré wurde ermordet.

Mit Coligny starben in Paris einige tausend Hugenotten. Man weiß nicht wieviel. Die Pariser Mordnacht aber wurde das Signal zu Massenmorden in der französischen Provinz. Besonders in Orléans, in Toulouse, in Lyon und Rouen wüteten die Anhänger der Liga furchtbar gegen ihre Feinde. Die Schätzungen, wieviel Menschen in ganz Frankreich damals umgekommen sind, schwanken zwischen fünftausend und dreißigtausend. Die französische Krone versuchte nachträglich, die Morde zu legalisieren, indem sie vor dem Staatsgerichtshof eine förmliche Anklage gegen den Coligny wegen Hochverrats erhob.

Seinen politischen Zweck hat der Mord nicht erreicht. Nur dem Herzog von Guise war sein Willen geschehen, er hatte die Blutrache vollzogen. Ein neuer Hugenottenkrieg brach los, und erst viel später und durch andere Ereignisse ist die französische Entwicklung gegen die Hugenotten entschieden worden.

Die Verantwortung dieses ruchlosen Massenmordes fällt nach den meisten Geschichtsschreibern allein auf die Königin-Mutter Katharina von Medici. Manche Historiker aber wälzen einen Teil der Verantwortung auf eine andere Frau, auf Diana, die überlebende Geliebte Heinrichs II., die eine erbitterte Feindin der Protestanten war und damals noch außerordentlichen Einfluß auf die katholische Liga besaß.

Ein Kurier brachte die Nachricht von den Vorgängen in der Nacht vom 23. auf den 24. August am 2. September nach Rom. Nach einem zeitgenössischen Bericht habe sich auf die Kunde von der Bartholomäusnacht der Kardinal Guise, der sich damals in Rom befand, mit dem französischen Gesandten

zum Papſt Gregor XIII. begeben. Nach der Begrüßung des Papſtes ſtellt der Kardinal die Frage: „Welche Neuigkeit würde Eurer Heiligkeit mehr als alles andere wünſchen?“ Gregor erwiderte: „Für die Erhöhung des katholiſchen Glaubens wünſchten wir nichts mehr, als die Vernichtung der Hugenotten.“ „Dieſe Vernichtung“, entgegnete der Kardinal, „können wir Eurer Heiligkeit melden, zum Ruhme Gottes und zur Größe der Heiligen Kirche.“ — Gregor XIII., der für Einflüſſe ſehr empfänglich war, wollte ſofort Freudekundgebungen veranſtalten laſſen. Allein der franzöſiſche Geſandte brachte ihn wieder davon ab ... Das bewirkte zunächſt, daß viele die Wahrheit der Nachricht von der Vernichtung der Hugenotten bezweifelten. Zwei Tage vergingen ſo in geſpannter Erwartung. Erſt am 5. September trafen die Berichte ein. In dem erſten Schreiben meldet Salviati, der päpſtliche Nuntius in Paris, die auf königlichen Befehl erfolgte Ermordung der Hugenotten. Die ganze Stadt ſei in Waffen, man plündere die Häuſer der Hugenotten, jedoch gebiete ein königliches Edikt jetzt Ruhe. Am Schluß bemerkt der Nuntius: „Als ich früher in Chiffren meldete, Colignys Kühnheit gehe zu weit, man werde ihm wohl auf die Finger klopfen, da ſah ich bereits ein, daß man ihn nicht länger dulden wolle. Von dieſer Meinung war ich noch viel mehr durchdrungen, als ich ſchrieb, ich hoffe bald, Seiner Heiligkeit eine angenehme Nachricht geben zu können. Trotzdem hätte ich niemals den zehnten Teil deſſen geglaubt, was ich jetzt mit eigenen Augen ſehe.“ (Paſtor.) Inzwiſchen hatte Katharina auch an die übrigen Höfe das Vorgefallene mitgeteilt. Der Deutſche Kaiſer Maximilian II. war nicht überraſcht, denn er ſagte, man habe ihm ſchon vor dem 24. Auguſt geſchrieben: Da zur Stunde alle Vögel im Käfig ſeien, ſo könne man ſie ſämtlich zuſammen fangen. An Philipp II. in Spanien ſchrieb Katharina, daß ſie in ihrem katholiſchen Eifer ſeit langem eine Rache an den Ketzern geplant habe. Es ſcheint aber nicht, als ob ſolche Angaben der Königin ernſt zu nehmen ſeien. Ihr war die Religion ja völlig gleichgültig. Das einzige

Ziel dieſer Frau war Macht. Wie wäre es ſonſt verſtändlich, daß die Königin auch nach der Bartholomäusnacht dort, wo es ihr Vorteil ſchien, gemeinſam mit den Proteſtanten Politik machte und daß ſie zum Beiſpiel den Calviniſten in Genf den franzöſiſchen Schutz garantierte. Machtgier, nicht religiöſer Fanatismus war das Motiv des Mordes. Die franzöſiſchen Kardinäle freilich, die ſich in Rom befanden, rühmten die Königin. „Pellevé verglich Katharina mit Judith, Coligny mit Holofernes." (Paſtor.) In Rom wurde eine feierliche Prozeſſion veranſtaltet: Der Papſt begab ſich mit dreiunddreißig Kardinälen nach der franzöſiſchen Nationalkirche St. Ludwig, an deren Portal ihn der Kardinal Guiſe, der Bruder des Balafré, feierlich empfing. Man muß dieſe uns heute unverſtändliche Freude freilich aus dem Zeitgeiſt verſtehen. Es ſind andrerſeits verſchiedene Äußerungen des Papſtes überliefert, wonach er den franzöſiſchen König tadelte, daß er die Hugenotten nicht in der Form und Einhaltung des gerichtlichen Verfahrens vernichtet habe.

Der Maſſenmord der Bartholomäusnacht oder die Bluthochzeit, wie man ihn auch nannte, iſt nicht der einzige politiſche Mord jener Jahrzehnte. Zwölf Jahre ſpäter wurde der Prinz von Oranien, Wilhelm der Schweiger, von Balthaſar Gérard erſchoſſen. (Philipp II. erhob die Nachkommen des Mörders in den Adel.) Fünfzehn Jahre ſpäter ſtarb Maria Stuart. Und der franzöſiſche Königsmord, der ſiebzehn Jahre ſpäter geſchah, iſt von uns ſchon an anderer Stelle berichtet worden.

Eine Woche nach der Bartholomäusnacht, ſo heißt es, ſei in den Lüften über Paris Stimmengewirr zu hören geweſen, wie ein wildes Getöſe. Der junge König wachte nachts von dem Lärm auf, und ſein Schwager, jener Prinz von Navarra (der ſpätere, ebenfalls ermordete Heinrich IV.), lief in ſein Schlafzimmer, und beide horchten in die Nacht. Dann ſchickten ſie Boten aus dem Schloß in die Stadt, um zu erkunden, ob ein Aufruhr ſei. Aber die Stadt ſei ruhig geweſen, heißt es weiter. Und doch hörten die Fürſten es in der

Luft wie Klagen, Seufzen, Heulen und Todesschreie. Die Haare standen ihnen zu Berge. Aber die Königin-Mutter Katharina schlief ruhig in jener Nacht.

24. Die Guillotine

Die französische Revolution beginnt 1789 mit jenem scheußlichen Zuge des Pariser Pöbels nach Versailles und zurück nach Paris. Vor dem gröhlenden Mob, der die Menschenrechte erfunden zu haben wähnte, wurden an Piken einige blutig-schmutzige Menschenköpfe getragen; man hatte sie den Grenadieren abgeschnitten, die vergebens versuchten, die Königin Marie Antoinette vor den Gemeinheiten der von den radikalen Agitatoren aufgehetzten und entmenschten Elemente zu schützen. Sie waren erschlagen worden, und ihre Häupter wankten dem schaurigen Zuge der Gemeinheit voran. Er wälzte sich durch den regnerischen Oktobertag, in seiner Mitte der König und die Königin: der Pöbel hatte den Hof gezwungen, seinen Sitz nach Paris zu verlegen; dies war der Umzug.

Das eigentliche Ende der französischen Revolution aber ist jener Julitag 1794, da durch die Pariser Straßen der Karren mit dem blutigsten Massenmörder Robespierre polterte, umjohlt von dem gleichen Pöbel, der den König aus Versailles nach Paris geschleppt hatte. Es war ein strahlend heller Sonnennachmittag. Die Weiber brüllten hysterisch: „Zur Guillotine, zur Guillotine!“ Hörte es der Mann noch, der halbtot mit zerschmettertem Unterkiefer auf dem Henkerskarren lag, mit geschlossenen Augen, halboffenem Mund? Der Zug ging an Robespierres Haus vorbei; ein halbwüchsiges Mädchen nahm einen Besen, tauchte ihn in einen Kübel Ochsenblut, der vor einem Metzgerladen stand und sprengte das Blut an die Tür, durch die Robespierre immer geschritten war; auf dem Revolutionsplatz, heute Place de la Concorde, stand die Guillotine. Vor Robespierre wurden zwanzig seiner

Genossen enthauptet. Er war der letzte; schrecklich gellte der Todesschrei des Jakobiners über Paris.

Aber inzwischen — was war inzwischen geschehen? Die Guillotine war durch die Straßen der französischen Hauptstadt gezogen, und es ist wahr, daß die Menge der Freiheitshelden sie umtanzte. Paris, ganz Frankreich hatte sich einem zweijährigen Blutrausch hingegeben, denn hinter den angeblichen Idealen lauerte der gräßlichste Sadismus einer lasterhaften Epoche. Ist die europäische Geschichte ein zweites Mal so befleckt worden wie in der französischen Revolution?

Am 2. September 1792 ermordeten die Pariser die politischen Gefangenen in den Kerkern, mindestens dreitausend Frauen und Männer („Septembermorde"). Am 21. Januar 1793 wurde der König enthauptet. Am 16. Oktober stirbt die Königin an der gleichen Stelle. Im selben Monat müssen die Girondisten (die Menschewisten der französischen Revolution) auf das Schafott. Am 24. März 1794 wird Hébert und seine Gruppe guillotiniert. Am 5. April 1794 büßt Danton seine Opposition gegen Robespierre mit dem Leben; auf dem Wege zum Henker prophezeite er Robespierre das gleiche Ende nach drei Monaten. Am 26. Juli 1794 erfüllte sich das Wort; nochmals, am folgenden Tage, sterben die siebzig Anhänger und Helfershelfer Robespierres. Erst dann verebbt die blutige Flut, und Napoleon kommt, um die Schlachtfelder Europas mit anderem Blute zu düngen.

Die Guillotine stand meist am heutigen „Platz der Eintracht". Ihr erstes Opfer an diesem Platze, der vor dem 1871 zerstörten Königspalaste lag, war der König selbst. Hier starben unter anderen: Charlotte Corday (von der noch die Rede sein wird), die Königin, der Herzog von Orléans, Hébert, Danton, Robespierre. Mindestens zweitausendachthundert Menschen sind an diesem Platze hingerichtet worden. Heute steht dort der Obelisk von Luksor, den Ramses II. einst im ägyptischen Theben errichtete und den ein Pascha 1830 den Franzosen schenkte.

Eine kurze, nur fünf Tage währende Gastrolle gab die

Guillotine vom 14. bis 19. Juli 1794 auf dem Platz St. Antonie; auch soll sie schon einige Zeit an der „Barrière du Thrône renversé“ gearbeitet haben. Dort, in der Nähe des heutigen „Platz der Nation“, ist noch der kleine „Friedhof der Guillotinierten“ zu sehen, wo in einem Massengrabe einhundertfünfundsiebzig Ermordete liegen. Schließlich hat die Hinrichtungsmaschine noch auf dem „Platz des Karussels“ gestanden.

Über den Umfang der Morde gehen die Angaben auseinander; immerhin hat man einige genauere Zahlen. So zum Beispiel, daß vom Mai 1793 bis Mitte Juni 1794 zwölfhundertzwanzig Todesurteile gefällt und vollstreckt wurden; oder daß in den darauffolgenden sieben Wochen dreizehnhundertsechsundsiebzig Hinrichtungen stattfanden.

Von den Opfern hat man genug erzählt: vor allem vom König Ludwig XVI., der einige Zeit in einem Gefängnisturm, dem sogenannten Temple, gefangengehalten und dann von dem Nationalkonvent zum Tode verurteilt wurde. Unter denen, die für den Tod stimmten, war der Herzog von Orléans, den sie den „Egalité“ nannten, ein Mitglied der Königlichen Familie. Camille Desmoulins, einer der roten Agitatoren, hatte beantragt, den König an den Schandpfahl zu binden und ihn dann der Wut des Pöbels preiszugeben, der ihn zerreißen würde. Robespierre redete in geschwollenen Worten, wie es seine Art war, von Tyrannen, und er stimmte für den Tod. Der französische König starb ebenso königlich und würdevoll wie der englische König Karl hundertfünfzig Jahre vorher. Die Königin und der König waren seit langem auf den Tod gefaßt; sie hatten vor dem letzten Straßenaufstand die Sterbesakramente empfangen. Als der König an der Guillotine stand, wollte er sprechen; es war ein kritischer Augenblick: das Volk schwankte und bedachte einen kurzen Augenblick, an welch furchtbaren Abgrund es von den Freiheitshelden geführt war. Die menschliche Würde dieses Mannes machte Eindruck. Wer weiß, was geschehen

wäre; aber die Worte gingen in dem schnell befohlenen Trommelwirbel unter und der König starb.

Der Herzog „Egalité" wurde bald danach, obwohl er ein roter Jakobiner zu sein vorgab, den Blutmännern verdächtig und am sechsten November 1793 ebenfalls hingerichtet.

Königin Marie Antoinette starb ebenso gefaßt wie der König, ein dreiviertel Jahr nach ihm. Im Mai 1794 wurde auch die Schwester des Königs, Prinzessin Elisabeth, getötet. Der Königssohn Louis ist im Knabenalter an den erlittenen Mißhandlungen gestorben; er ward von den Verfechtern der Menschenrechte in die Fürsorge eines aufrechten Republikaners gegeben, der ihn zu Tode quälte. Die kleine Tochter des Königs Marie Therese überlebte die Schreckenszeit, sie wurde damals im Gefängnisturm des Temple gefangengehalten.

Unzählige verdächtige Männer, Frauen und Kinder waren eingekerkert. Die Conciergerie des auf der Seine-Insel gelegenen Justizpalastes war eins der berühmtesten Gefängnisse. Es hing oft vom Zufall ab, wer aus diesen Kerkern zum Tode mußte. Manchmal waren diejenigen, welche die Todesurteile abfaßten, betrunken und irrten sich. Aristokraten, Gelehrte (der Chemiker Lavoisier zum Beispiel), Frauen und Greise — wie es der blinde Terror der menschheitsbeglückenden Revolutionäre wollte — mußten in den Tod. Inzwischen erklangen in den Versammlungslokalen der Radikalen die gräßlichsten Phrasen. Das uralte Rüstzeug aller Revolutionäre, der Trödel der Aufklärung, der Fanatismus der Radikalen; alle die Tiraden menschlicher Torheit und Dummheit, die dem Abendlande seit Jahrhunderten zum Überdruß von Ehrgeizigen, Psychopathen und Verbrechern vorgeheuchelt werden, ergossen sich über das unglückliche Paris und das unglückliche Frankreich. Die Provinz stand nicht hinter ihrer ruhmbedeckten Hauptstadt zurück: in Toulouse, in Marseille, in Lyon, in Orléans, in Bordeaux, in Toulon — hier mordet Barras und der Bruder Robespierres — überall färbte das Blut die Balken der Guillotine, und die Leit-

artikel der Revolutionäre machten dazu eine pathetische Musik.

Aber da kam der Augenblick, der in jeder Revolution droht: der Augenblick, da „sie ihre Kinder frißt". Die französische Revolution hat sich fast restlos mit eigener Hand vertilgt.

Es fing mit den sogenannten Gemäßigten an: die Girondisten wurden unter Anklage gestellt, weil sie den Leuten um Robespierre zu wenig fanatisch und zu vernünftig waren. Einer von ihnen, Valazé, hatte sich im Gerichtssaale erstochen; seine Leiche wurde den übrigen voran zur Guillotine gefahren. Das war im Oktober 1793. Eine andere Partei, die den Jakobinern nicht paßte, wurde im März abgeschlachtet: an ihrer Spitze stand Hébert, der den Atheismus predigte, die Königin in ihrem letzten Prozeß unflätig beleidigte und Robespierre als nicht genug revolutionär tadelte. Bald darauf geht es dem Danton an den Kragen, dem so zu Unrecht verherrlichten Massenmörder der französischen Revolution. Und schließlich endet der furchtbare Robespierre selbst auf dem Schafott.

Einer der Revolutionäre, und zwar einer der gemeinsten, ist einem besonderen politischen Morde zum Opfer gefallen: Marat. Es ist ein seltsam romantischer Mord. Marat verlangte die Ermordung von mindestens zweihunderttausend Menschen, damit die Revolution endlich richtig marschiere und die Menschenrechte durchgesetzt werden könnten. Da macht sich Charlotte Corday, ein fünfundzwanzigjähriges Fräulein aus der kleinen Stadt Caen, auf, reist nach Paris, geht zu Marat und sticht den Revolutionär, der gerade in einer Badewanne liegt, mit einem großen Küchenmesser tot. Worauf man sie verhaftet, und als ihre Begründung den Satz vernimmt: „Ich wollte das Vaterland von einem Ungeheuer befreien." Sie wurde hingerichtet, wie sie erwartet hatte.

Die Revolutionäre haben sich so gründlich gegenseitig vertilgt, daß man die Überlebenden, jedenfalls die Prominenten, an den Fingern zählen kann. Wer aber weiß, was aus den

Leuten des Pöbels geworden ist, die so begeistert die Jakobinermütze trugen? Was mag aus dem Brauer Santerre, aus dem Metzger Legendre, aus dem Goldarbeiter Rossignol geworden sein, einst an der Spitze jenes Zuges, der sich im Juni 1792 brüllend zur Mißhandlung von Königin und König zu derem Palaste wälzte?

Die bekanntesten der führenden Überlebenden der Revolution sind: Barrère, ein Rechtsanwalt aus Toulouse, der Präsident des Nationalkonvents war, als der König zum Tode verurteilt wurde. Er dichtete und trug den Ehrennamen „Anakreon der Revolution". Später floh er nach Brüssel, war zeitweise als Spitzel Napoleons tätig und starb sechsundachtzigjährig in hohen Würden (Präfekt) in Frankreich. Schlimm erging es dem Billaud-Varennes, einen abgefallenen Geistlichen, den man später nach Guayana deportierte, von wo er nach Domingo floh; dort starb er 1816. Das gleiche Schicksal traf Collot d'Herbois, einen Schauspieler, der die Massenhinrichtungen in Lyon während des Terrors organisierte; er starb als Deportierter schon 1796 sechsundvierzigjährig in Guayana. La Reveillière-Lepeaux, ein Girondist, konnte sich in das nächste Regierungssystem auch politisch hinüberretten; er wurde 1795 Mitglied des Direktoriums und starb siebzigjährig in Paris, freilich in recht dürftigen Verhältnissen. Aus dem Direktorium hatte ihn Barras herausgedrängt, derselbe Barras, der Napoleon begönnerte und dem Bonaparte wenigstens die ersten Etappen seines Aufstieges verdankt. Barras selbst, auch einer der wenigen Revolutionäre, die sich aus dem blutigen Chaos retten konnten, starb vierundsiebzigjährig im Jahre 1829 in Paris; aus der Politik hatte ihn Napoleon schon 1799 beseitigt. Es wäre in dieser Reihe auch noch Merlin zu erwähnen, ein Diedenhofener, der seinerzeit die Hinrichtung Ludwigs XVI. beantragt hatte; er starb 1833 siebzigjährig in kleinen Verhältnissen. Wenigstens war er sich selbst treu geblieben: er hatte für Danton und gegen Robespierre, aber auch gegen Napoleon gekämpft.

Ein Name der französischen Revolution weist in die spätere französische Geschichte: Carnot. Graf Carnot war der Kriegsminister Robespierres gewesen. Nach dem Sturz des Regimes mußte er fliehen und wandte sich nach Deutschland, wo er in Magdeburg 1823 in seinem siebzigsten Lebensjahr starb. Frankreich setzte ihn im Pantheon bei. Aber als sei die Blutschuld, die er in jener Schreckenszeit der Guillotine auf sich geladen hatte, auf seine Nachkommen vererbt, ging sein Enkel, der französische Präsident Sadi Carnot, auf eine tragische Weise zugrunde. Wie wir noch erzählen werden, erstach ihn 1894 ein Anarchist.

25. Terror und Tscheka

Dezember 1917, kurz nach der bolschewistisch-menschewistischen Revolution, ging ein Schuß auf Lenin los, als er in seinem Auto von einer Versammlung nach Hause fuhr. Die Matrosenräte in Petersburg faßten sofort eine Resolution, in der mit „Septembermorden" als Rache gedroht wurde. Die russische Presse, soweit sie damals schon bolschewistisch war, rief zum Massenmorde als Vergeltung für das mißglückte Attentat auf. Gleichzeitig wurde die Tscheka gegründet.

Am 20. Juni 1918 ist der bolschewistische Volkskommissar für Propaganda Wolodarski ermordet worden. Auch diese Tat gab zum Ruf nach blutiger Rache Anlaß. Wieder kam das Wort „Septembermorde"; die Erinnerung an die französische Revolution spielte in den Kundgebungen der russischen Revolutionäre eine große Rolle, die Verfasser waren ja geschichtskundige Literaten à la Trotzki und Radek.

Am 6. Juli 1918 wurde in Moskau der deutsche Gesandte Mirbach erschossen. Die Täter waren nicht in den Reihen der Bolschewisten zu suchen, sondern in denen der linken Sozialrevolutionäre, die gegen den Frieden von Brest-Litowsk arbeiteten. Diese Gruppe hatte vor der Revolution, im Kriege und vor dem Krieg mit allen terroristischen Mitteln gearbeitet; sie gaben diese Methoden auch nachher nicht auf.

Das Merkwürdige ist nun aber, daß diese Mörder des Deutschen in der Tscheka saßen. Ihr Anstifter hieß Blumkin. Als es dann unter Deutschlands Druck einen Prozeß gab, da war dieser Blumkin nicht aufzufinden. Es steht aber fest, daß Blumkin einige Jahre später wieder da war — und wo? Immer noch in der Tscheka, beziehungsweise er betätigte sich als Beamter der GPU, und zwar nicht als untergeordneter Beamter, sondern als wichtiger Funktionär. Wurde ihm doch die Überwachung des Genossen Trotzki im Exil aufgetragen. Und bei dieser Gelegenheit ist er dann zugrunde gegangen. Sei es, daß er mit Trotzki anfing zu verhandeln und sich zu ihm zu schlagen, sei es, daß er den Genossen wegen anderer Dinge unbequem wurde — jedenfalls verschwand er; er wurde, um den bolschewistischen Fachausdruck zu gebrauchen, liquidiert. Wo und wann man ihn erschossen hat, ob heimlich und meuchlings, ob nach einem voraufgegangenen Urteil, ist unbekannt. Jedenfalls ist er getötet worden.

Am 30. Juli 1918 wurde in Kiew der deutsche Generalfeldmarschall von Eichhorn ermordet. Eichhorn war damals Oberkommandierender der deutschen Besatzungstruppen in der Ukraine. Die Tat dürfte ebenfalls von den linken Sozialrevolutionären ausgeführt worden sein. Die Tscheka hatte diesmal nichts damit zu tun; sie sorgte vielmehr für Aufklärung und ließ die Täter erschießen.

Eigentliche Morde der Bolschewisten sind jedoch schon sehr viel früher vorgekommen. Bereits im Januar 1918 wurden unzählige frühere russische Politiker und Offiziere heimtückisch, zum Teil in der brutalsten Form, ermordet. Nicht alle waren so glücklich wie die Emigranten, die rechtzeitig die Grenze erreichten. Wir wissen von diesen Morden nur sehr wenig. Bekannt ist zum Beispiel geworden, daß man in der Trubitzkoj-Bastion zu Petersburg Gefangene umgebracht hat. Kerenski hatte hier schon die führenden Politiker der Zarenzeit, deren er habhaft werden konnte, eingesperrt. Unter anderem waren in dieser Bastion der frühere russische Kriegsminister Suchomlinow, das imperialistische Dumamit-

glied der Vorkriegszeit Schingarew und der liberale Politiker Kokoschkin. Suchomlinow hatte Glück, er entwich über die finnländische Grenze und entkam nach Deutschland, gegen das er gehetzt und zum Kriege getrieben hatte. Aber Kokoschkin und Schingarew wurden eines Nachmittags aus der Festung von Matrosen geholt. Man habe den Befehl, die beiden kränklichen Herren, so hieß es, in ein Privatsanatorium zu überführen. Unterwegs erschlug man sie in der brutalsten, gemeinsten Weise. Sie waren nicht die einzigen Opfer.

In der ersten Regierung waren bekanntlich die Menschewisten, die wenigstens zum Teil mit den Sozialrevolutionären identisch sind, vertreten. Welche Rolle haben diese bei der Bildung der Tscheka gespielt?

Die Menschewisten haben, wie sie wenigstens behaupten, die Ermordung der Opfer der Trubliţkoj-Bastion zum Anlaß genommen, um gegen diese terroristische Justiz zu protestieren. Es war erfolglos. Lenin gefiel der Massenmord.

Die Mordwut ist in kurzer Zeit ins Gigantische gestiegen. Bis zum Juli 1918 sollen täglich zwanzig meist unschuldige Menschen erschossen worden sein; ein Jahr später waren es täglich durchschnittlich tausend. Die Mordarbeit der russischen Revolution vollzog sich nicht, wie die der französischen, auf offenem Platze und mit der Guillotine. In den Gefängnishöfen und an den Kasernenwänden, in den Kellern der Tscheka und der Regierungspaläste wurden die unglücklichen Opfer des Leninismus gefoltert und erschossen.

Die Tscheka verbreitete sich schnell über die Provinzen Rußlands. In der Wochenschrift der Tscheka wurden anfangs die Namen der Erschossenen wenigstens zum Teil bekanntgegeben. In der dritten Nummer (1918) dieser seltsamen politischen Zeitschrift werden aus Astrachan neun, aus Kursk neun, aus Orel zwanzig Erschießungen gemeldet, und so hatte jeder Ort bald seine Tscheka, die statistisch auf diese Weise ihren Fleiß und ihren Eifer für die revolutionäre Sache beweisen konnte.

Am 3. September 1918 ging ein Ukas an die örtlichen Sowjets, den der bolschewistische Innenminister Petrowski unterzeichnete: „Der Sentimentalität muß sofort ein Ende gemacht werden. Bei dem geringsten Versuche zum Widerstand muß zu rücksichtslosen Massenerschießungen geschritten werden. Keine Unschlüssigkeit in der Anwendung des Massenterrors." In jenen Tagen wurden in Petersburg fünfhundertzwölf sogenannte Geiseln erschossen, in Nischni-Nowgorod sechsundvierzig Verdächtige, in Archangelsk neun, in Wologda vierzehn, in Smolensk vierunddreißig, in Pskow einunddreißig, in Jaroslawl achtunddreißig und so fort. — Warum? Am 30. August 1918 hatte eine Frau, Dora Kaplan, auf Lenin geschossen und ihn verfehlt. Natürlich wurde sie hingerichtet: sie war eine alte Sozialistin und hatte schon unter der Zarenherrschaft im Zuchthause gesessen.

In dem offiziösen Nachrichtenblatte des Obersten Vollzugsrates vom 6. Februar 1920 ist eine gräßliche Statistik (auf die ihr Verfasser noch sehr stolz ist) enthalten: es seien im Jahre 1918 6185 und im Jahre 1919 3456 Menschen erschossen worden, davon 1204 wegen Kriminalverbrechen und 7700 wegen politischer Vergehen und 212 wegen Spekulation. Die Statistik beschränkt sich aber nur auf die wenigen Großstädte und enthält nur die offiziell mitgeteilten Fälle.

Nach der Ermordung des russischen bolschewistischen Botschafters Wojkow in Warschau (1927) wurden aus Rache in den russischen Gefängnissen „bürgerliche" Gefangene in großer Menge erschossen — als Sühneopfer, wie die Bolschewisten sich wohl dachten und zur Rechtfertigung sagten.

Aber bedurften sie einer Rechtfertigung? Waren sie und fühlten sie sich nicht von vornherein gerechtfertigt? War nicht der Massenmord das Recht jeder Revolution? War nicht das Recht, die Macht zum Mord eine der schönsten Belohnungen für den Revolutionär?

Gewiß dachten nicht alle so. Manchem Bolschewisten mag es bedenklich geworden sein. Aber der Mordapparat war nun einmal da. Ungeheuer mächtig. Mächtiger bald als der Staat.

Ein eigener Staat im Staate — die Tscheka und ihre Rechtsnachfolgerin: die GPU (Abkürzung für Gossudarstwennoje politisches koje uprawlenije = Staatliche politische Verwaltung, seit 1923 OGPU, Objedinennoje GPU = Vereinigte Staatliche politische Verwaltung).

Über die GPU und die Tscheka ist viel geschrieben und noch mehr geredet worden. Wir wissen wenig von diesen höllischen Institutionen. Wissen nur, daß sie funktionieren und daß jeder, der in ihre Hände fällt, verloren ist, und sei er der Mächtigste im Reiche der Bolschewisten.

Diese Macht ist so auffällig, daß sich Gerüchte gebildet haben, die es auf eine merkwürdige und paradoxe Weise erklären wollen. Man sagt in Rußland mitunter, die GPU sei von Feinden der Bolschewisten beherrscht, die diesen Apparat benutzen, um den Bolschewismus in langer Arbeit zu unterhöhlen. Aber welche Mächte sollten das sein? Man erhält zur Antwort: die alten Nihilisten und Anarchisten.

Wir wissen nicht die Wahrheit. Wir wissen wenig von der Qual und dem Tode der Millionen, die die russische Revolution auf dem Blutaltar des Marxismus geschlachtet hat.

26. Revolutionspsychose

Revolutionen handeln böse und bewirken oft das Böse. Trotzdem braucht man nicht den Schwung, den Elan, den Idealismus zu übersehen oder zu verachten, der während einer Revolution häufiger und offensichtlicher als sonst aus der Trägheit des menschlichen Daseins emporwächst. Jede Revolution ist ungeheuer reich an edlen Menschen und schönen Momenten. Es gibt in allen Revolutionen jenen Augenblick, da Führer und Geführte in Eins verschmelzen, da der Funke der Begeisterung überspringt von Haupt zu Haupt und von Herzen zu Herzen. Es gibt in jeder Revolution einen herrlichen Morgen, da die Sonne den Menschen anders als sonst aufzugehen scheint, da die Sonne anders als sonst über den Horizont der Welt das Gold des Abends gießt. Es gibt in

jeder Revolution jene schwärmerische Nacht, da der Fackelschein der durch die Straßen ziehenden Revolutionäre sich in tausend Augen spiegelt und da der große Gedanke über den Städten und über dem Lande leuchtet: Seid umschlungen, Millionen!

Dazwischen freilich ist die dunkle Nacht, die nur der Brand zerstörerischer Feuersbrünste durchzuckt; dazwischen ist das bedrückte Schweigen, das nur der Todesschrei der Hingemordeten unterbricht. In der französischen Revolution zog zwei Jahre hindurch die Guillotine durch die Straßen der Stadt Paris, um auf vielen Plätzen die Menschen, die der Revolution verdächtig waren, wie Vieh abzuschlachten. In der russischen Revolution, da die Bolschewisten das alte Rußland zerstörten und Stück um Stück abbrachen, zog keine Guillotine durch die Straßen Moskaus oder Petersburgs. Aber in den mauerumgebenen Gefängnishöfen und in den abgeschlossenen Ecken der Kasernen knallten hunderttausendfach die Schüsse der Tscheka. Revolutionen morden. Und meist ist der Mord ihre einzige Leistung, denn die Freiheit und das Glück, mit deren Verkündigung die Revolutionäre die Herzen der Menschen verführten, bleiben fast immer ungeboren, bleiben schemenhafte Programmpunkte auf langsam vergilbenden Papieren.

Und dennoch glauben unzählige Menschen an die Revolution. Selbst um die scheußlichste Episode des Abendlandes, um die französische Revolution, leuchtet noch ein merkwürdiger Strahlenschein, und viele von denen, die jene Revolution nicht gutheißen, sondern verurteilen, fühlen sich verpflichtet, auf die Geburt eines neuen Europas hinzuweisen, die in jener Revolution erfolgt sein soll. Aber es ist nicht wahr, daß die französische Revolution die Menschenrechte erfunden, die Demokratie beschert oder die Souveränität des Volkes geschaffen habe. Vor der französischen Revolution haben die Engländer, die Schweizer, die freien Städte Deutschlands Demokratie, Menschenrechte und Souveränität des Volkes öfter als alle Revolutionäre Frankreichs zusammen prokla-

miert, ja, sie haben es im Gegensatz zu jenen Revolutionären des öfteren in die Tat umgesetzt. Ist nicht die amerikanische Verfassung vor der französischen Revolution geschaffen worden? War doch Lafayette, der aus Amerika zurückkehrende französische Offizier, nichts als ein Nachahmer und noch nicht einmal ein kongenialer Nachahmer Washingtons! Selbst die Engländer haben sich, als sie hundertvierzig Jahre vor der französischen Revolution ihren König köpften, dabei laut und vernehmlich auf die Souveränität des Volkes berufen. All das war auch schon vorher theoretisch ausgedacht und in vielen Büchern dargestellt worden. Der blutbesudelte Bücherwurm Robespierre hatte jene Bücher schlecht gelesen und nur halb verstanden. Aus der englischen Literatur, vor allem aus John Locke, haben die britischen Auswanderer, die Neu-England in den Vereinigten Staaten gründeten, die wichtigsten Punkte ihrer Verfassung folgerichtig, klug und gemäßigt übernommen und in die Tat umgesetzt. Jean Jacques Rousseau hat seine Lehren vom Contrat Social nur deshalb formulieren können, da er nahe seiner Heimat die Schweizer Eidgenossenschaft eine wirkliche Demokratie seit langem behaupten sah. Diese Demokratie ist dann von dem revolutionären Frankreich zerschlagen worden, sie mußte sich erst wieder aus den Trümmern, mit denen sie der französische Imperialismus bedeckt hatte, erheben.

Es gehört ein großes Maß von Geschichtsfälschung dazu, dennoch die französische Revolution zum Schöpfer des demokratischen Gedankens zu machen. Allenthalben war der demokratische Gedanke lebendig, und er hätte sich auch ohne die französische Revolution verbreitet. Wahrscheinlich würde er sich in einer gesünderen und dem Wesen des Menschen mehr entsprechenden Form ausgebreitet haben, hätte die französische Revolution das Ideal wahrer Demokratie nicht in der Wurzel verdorben.

Das französische Volk hatte mehr als irgendein anderes im achtzehnten Jahrhundert unter der Despotie des Absolutismus gelitten und deshalb gelang den Revolutionären so schnell

ihre Zerstörung. Aber wie sehr das Volk von dieser Revolution enttäuscht war, beweist die Tatsache, daß sie sich schnell und dann unbedingt dem unumschränktesten Diktator in die Arme warfen, den das moderne Europa gesehen hat: Napoleon Bonaparte.

Die blutige Grausamkeit der französischen Revolution ist nicht mit der Stärke und der Leidenschaftlichkeit des Revolutionstrubels allein zu erklären. Gewiß war der Haß des dritten Standes auf die beiden anderen Stände und vor allem auf den Hof sehr groß, sicherlich groß genug, um mancherlei Schandtat, mancherlei Grausamkeit verständlich zu machen, wenn auch nicht zu rechtfertigen.

Das Blutbad der Guillotine, die Freude des Pöbels am Kopfabschneiden, die furchtbaren Verhöhnungen der zum Schlachtplatz geführten Opfer deutet über allen politischen Haß hinaus: auf eine instinktmäßige Grausamkeit, auf einen gepflegten und vergötterten Sadismus, der in Frankreich ja nicht allein bei dieser Gelegenheit zum Ausbruch kam. Mit politischer Revolutionierung haben die Massenmorde der französischen Revolution wenig zu tun. Der leidenschaftliche Anteil, den gerade der Pöbel und Mob sowohl der Hauptstadt Paris als auch der großen Provinzstädte an der Arbeit der Guillotine nahm, gibt das Recht zu dieser Erklärung. Es wiederholen sich Ausbrüche menschlicher Leidenschaft und tierischer Mordgier, die im alten Karthago, in Babylon und Ninive und im chinesischen Mittelalter ebenfalls vorgekommen sind. Es ist die grausame Ironie, daß dieser Rückfall zum schlechtesten Menschentum mit der Verherrlichung der Menschenrechte Hand in Hand geht.

Um der Gerechtigkeit willen ist, was die französische Revolution betrifft, eines hinzuzufügen. Das absolutistische Königtum der Ludwige, also das Rokokozeitalter, hat ebenfalls solchen Sadismus gepflegt. Man hat heute vergessen, wie sehr die öffentlich stattfindenden Torturen und Hinrichtungen im französischen Rokoko (und übrigens auch in anderen Ländern der damaligen Zeit) gesellschaftliche Veranstaltungen

waren, denen oft der ganze Hof beiwohnte. Diese dunkle Seite derjenigen Jahrzehnte, die der französischen Revolution vorhergehen, vermindern nur wenig die Ausnahmestellung der französischen Straßenrevolution. Der Pöbel machte in wenigen Jahren, freilich in einer gewaltigen Steigerung, nach, was ihm der Hof jahrhundertelang vorgemacht hatte.

Revolutionen sind politische Ereignisse und haben natürlich politische Ursachen und politische Wirkungen. Oft aber wendet sich die Revolution schließlich gegen sich selbst, beziehungsweise gegen ihre Anstifter. Robespierre, Danton, Saint Just und tausend andere Revolutionäre sind von der gleichen Welle verschlungen worden, die sie zur Macht getragen hat. Woher aber der innere Trieb der Revolution, sich wie eine brandende Welle zu überschlagen und sich selbst zu vernichten?

Kommt es nicht daher, daß der gewaltsame Umsturz bestehender Ordnungen den im Menschlichen immer vorhandenen Vernichtungswillen entflammt? So daß dieser Vernichtungswille, diese nihilistische Aktivität, dieser Zerstörungstrieb Selbstzweck wird und nicht eher ruht, als bis er schließlich sich selbst vernichtet hat! Es gibt aus der Zeit der französischen Revolution eine Karikatur, die Robespierre verspottet. Die Zeichnung zeigt den blutbesudelten Robespierre, wie er ganz Frankreich guillotiniert hat und nun den letzten Überlebenden, nämlich den Henker, selbst guillotiniert. Der geschichtliche Lauf aber wurde umgekehrt: Der Henker blieb übrig, um Robespierre zu guillotinieren!

Die größte dichterische Schilderung der französischen Revolution geben wohl immer noch, trotz aller Revolutionsdramen, die berühmten Verse in Schillers „Glocke". Der große Zeitgenosse dieser schrecklichen Menschheitskatastrophe hat sie richtig gesehen und gedeutet, als er sie in Analogie brachte zur Feuersbrunst und zu anderen elementaren Ereignissen. Der politische Umsturz ist Spiel mit dem Feuer. Einmal im Herzen der Menschen entfesselt, wird die Revolution zum Selbstzweck. Und wenn sie nicht völlig ausbrennen und nichts als Asche zurücklassen soll, muß eine andere brutale

Gewalt kommen, sie niederzuschlagen und zu ersticken. In Frankreich war es Napoleon, der den Pariser Pöbel mit Kartätschen zusammenschoß.

VII.

Attentate

27. Die Assassinen

Die Assassinen haben gewiß das politische Attentat nicht erfunden; aber durch sie ist es in die Weltgeschichte eingeführt worden. Das sieht man schon daraus, daß es mit ihrem Namen etwas Besonderes auf sich hat.

Das französische Wort „assassin", das bekanntlich schlechthin Mörder bedeutet, ist nicht ein ursprünglich französisches, sondern ein Lehn-Wort. Es gehört zu den vielen sprachlichen Sonderheiten, die durch die Kreuzzüge ins Abendland drangen. Nun heißt aber in keiner orientalischen Sprache Mörder „Assassin" oder so ähnlich; das Wort ist vielmehr von Haschaschin abgeleitet, das wiederum mit dem bekannten Wort Haschisch zusammenhängt. Was aber hat Haschisch mit einem Mörder zu tun? Die naheliegende Annahme, daß es mit Giftmord, und zwar mit einem durch Haschisch begangenen Giftmord zusammenhängt, trifft nicht zu; überdies ist Haschisch ein zwar starkes Narkotikum, aber kein eigentliches Gift. Aus den Blüten des indischen Hanfs hergestellt, ist es ein im nahen Orient sehr beliebtes Rauschmittel, das entweder geraucht oder in Konfitüren genossen wird. Unter den großen Narkotika ist es ein verhältnismäßig harmloses Mittel, die Sinne zu trüben, Hemmungen abzustellen und den der Menschheit scheinbar unentbehrlichen Rausch zu schaffen. Jedenfalls ist es längst nicht so gefährlich wie Kokain oder wie die berühmten Opiumpräparate. Was also hat Haschisch mit Mord zu tun? Es gab einmal im

Orient eine merkwürdige Sekte oder besser einen Geheimorden, geleitet von einem Großmeister; die Mitglieder waren zum Meuchelmord verpflichtet und mußten jeden tödlichen Befehl des Großmeisters auch dann ausführen, wenn es sie selbst das Leben kostete, was meist der Fall war. Um nun von Menschen einen so außergewöhnlichen Fanatismus zu verlangen, hatte der erste Großmeister ein raffiniertes Mittel ersonnen. Auf den Ordensburgen wurden die Novizen durch Haschisch in einen Rauschzustand versetzt; die Berauschten fanden sich in besonderen, kostbar ausgestatteten Gemächern wieder, sahen sich, solange der Rausch dauerte, von den schönsten Mädchen umgeben; Musik und Tänze, Wohlgerüche und allerhand Beleuchtungseffekte trugen zu Illusionen eines vollkommenen Glückes bei; so war es verhältnismäßig leicht, nach dem Erwachen den Novizen einzugeben, sie hätten Paradiesesfreuden vorweggenommen. Jeder aber, der in Ausübung eines Befehles des Großmeisters sterbe, gehe sogleich in jenes Paradies ein. Dieses Mittel hat, wie die Geschichte zeigt, trotz seiner Primitivität außerordentlich gewirkt. Der Volksmund nannte die gefährlichen Ordensmänner Haschischleute oder Haschaschinen. Als die Kreuzfahrer des Abendlandes des öfteren mit jenen Mördern in Berührung kamen, war der Eindruck so stark, daß es im Frankenlande Gewohnheit wurde, jeden Mörder assassin zu nennen.

Geistesgeschichtlich hängen die Assassinen mit den sogenannten Ismaeliten zusammen. Die Ismaeliten nannten sich nach Ismael, einem Urenkel Husseins. Ihre Besonderheit bestand in einer fanatischen Opposition gegen die Kalifen, die nicht direkt von Mohammed abstammten. So hängen jene mit den Schiiten zusammen und mit den Aliden, die an die Abkömmlinge Alis glaubten. Derlei Abkömmlinge gab es sehr viel, denn Ali, der Schwiegersohn Mohammeds, hatte einunddreißig Kinder. Mit Hilfe dieser Strömungen hatten schon die Abbassiden den Omajaden das Kalifat abgenommen. Eine andere Sekte waren die Charidschiten. Sie gingen so weit, alle Mohammedaner, die nicht daran glaubten, daß

Ali der eigentliche Nachfolger Mohammeds war, für ungläubig zu halten und ihre Tötung zu empfehlen. Ali und seine Söhne wurden vergöttert, besonders der in der Schlacht gefallene Hussein nahm in der Vorstellungswelt dieser Sekten seinen Platz neben Mohammed ein. Die Sekten pflanzten sich besonders unter den nichtarabischen Mohammedanern fort: so unter Persern und Berbern. Viele Empörungen gegen das Kalifat gingen von solchen Sekten aus. Derartige Aufstände waren oft vergeblich und kosteten den Führern das Leben. So ist der Urenkel Hassans (Alis Sohn) bei Mekka ermordet worden. Andere Aliden aber, zum Beispiel Idris, flüchtete nach Afrika; dieser errichtete hier bei den Berbern seine Dynastie. Sein Bruder Jachja, ebenfalls ein Urenkel Alis, wurde von den Kalifen unter der Vorspiegelung einer Begnadigung nach Bagdad gelockt und verhungerte in den Kerkern des schrecklichen Harun al Raschid. Damit waren freilich die Aufstände nicht erledigt; sie brachen immer von neuem aus und trugen nicht wenig zur Unterhöhlung des Kalifates bei.

Die zäheste Sekte bildeten die erwähnten Ismaeliten. Ihre Lehre entfernte sich zwar immer mehr von dem Inhalte des Koran und nahm gnostische, persische (Zarathrustra!) und auch griechische Bestandteile auf. Desto größer scheint aber die Anziehungskraft dieser mit viel Geheimnistuerei organisierten Gesellschaft gewesen zu sein. Kurz nach 900 gelang es den Ismaeliten, in Nordafrika einen Abkömmling Alis auf den Thron zu setzen; er hieß Obeidallah und nannte sich ein Fatimide, nach Fatime, der Gattin Alis und Tochter Mohammeds. Darauf beruht das Kalifat der Fatimiden, das sich von Afrika aus dem Kalifat in Bagdad entgegenstellte. Die Fatimiden eroberten Ägypten und gründeten hier Kairo. Der berühmteste Fatimide war Hakim, der um 1000 regierte; er soll achtzehntausend Menschen haben umbringen lassen. Immer noch aber stand hinter dem Kalifat der Fatimiden der mächtige Geheimorden der Ismaeliten. Freilich mißlangen die Versuche Hakims, das Land vollkom-

men dem Ismaelismus zu gewinnen. Ein Ismaelite, der bei einem Volksaufstand aus Kairo vertrieben wurde, flüchtete nach dem Libanon und gründete dort die Sekte der Drusen (sie sind nach ihm, der Darasi hieß, benannt). Die Dynastie der Fatimiden aber wurde erst von Saladin gestürzt.

War schon die Lehre der Ismaeliten sehr weit vom Islam entfernt, so verstärkte sich dies noch in jener Sekte, welche ihr Geisteserbe antrat. Der Perser Hassan, der Gründer der Assassinen, war ein Zeitgenosse, ja ein Jugendfreund des berühmten Dichters Omar Kajam. Nach einer persischen Überlieferung sind die beiden, Hassan und Omar Kajam, in ihrer Jugend zusammen mit Nisam el Mulk aufgewachsen, der später der Großwesir eines persischen Sultans wurde. Dieser Großwesir holte Hassan an den Hof nach Isfahan. Dort aber machte sich der ehrgeizige Hassan durch allerhand Intrigen bald so unmöglich, daß ihn der Sultan vertrieb. Aus Rache ist der Wesir von den Anhängern Hassans ermordet worden. Den Verfolgungen wich Hassan aus, indem er sich mit seinen Anhängern auf einer Bergfeste, Alamut, das heißt Adlernest, verschanzte. Von dieser Burg aus gingen die unheimlichen Sendboten der Assassinen in die Welt (1100).

Der Plan zur Sektengründung scheint Hassan in Kairo am Hofe der Fatimiden gefaßt zu haben, wo er eine zeitlang, nach seiner Vertreibung aus Isfahan, in dem Kreise der Ismaeliten eine Rolle spielte. Auch aus Kairo wurde er bald wegen seiner Intrigen verjagt, ja, der Sultan Ägyptens ließ ihn gefesselt auf ein Schiff bringen, das gerade seine Anker lichtete, um nach Westafrika in See zu stechen. Aber der Perser hatte Glück: widrige Winde verschlugen das Schiff nach Syrien, wo Hassan wieder die Freiheit gewann und sich nach Persien durchschlug. Dort sammelte er diejenigen Ismaeliten, die keine Verbindung mit ihren ägyptischen Ordensbrüdern mehr hatten und schuf mit ihnen seine eigene Organisation. Zentrum war das Adlernest Alamut; aber viele andere Burgen gerieten in die Gewalt der Assassinen. Die Weltanschauung dieser Sekte ist uns nur schlecht bekannt.

Die Anhänger wurden in verschiedene Stufen geteilt; während die unteren Stufen noch verhältnismäßig stark an den islamischen Glaubenslehren festhalten mußten, waren die „Eingeweihten" skeptischer; und die wenigen, die den höchsten Grad erreichten, dürften einfach ungläubig gewesen sein: zynische Skeptiker, die nur ihrem Machttrieb lebten. Bedenkenlos nutzten die Meister die Ordensbrüder der niederen Stufen für ihre Zwecke aus. Mit der Zeit wurde es Sitte, daß Könige und Sultane sich mit Geld oder sonstwie die Freundschaft der Ordensmeister erkauften. Der Ordensstifter Hassan hat ein sehr hohes Alter erreicht und bis an sein Lebensende eine furchtbare Herrschaft über Vorderasien ausgeübt. Kein Kalif und kein Mächtiger dieser Erde war vor den Meuchelmördern sicher, die sehr oft nach der Tat die Flucht verschmähten und sich auf der Stelle, ohne Widerstand zu leisten, töten ließen. Der „Alte vom Berge" war gefürchtet von Indien bis zum Nil.

Viele Kalifen und Fürsten versuchten, die Assassinen zu vertilgen, keinem glückte es. In ihren unzugänglichen Bergen hausten die unheimlichen Ordensritter, die nach Gutdünken Erpressungen ausübten, die Mächtigen töteten, ja, Strafen über ganze Städte verhängten. So kam es vor, daß in einer großen persischen Stadt, die von den Assassinen verfemt war, plötzlich Menschen verschwanden. Schließlich entdeckte man, daß diese Unglücklichen von anscheinend lahmen oder blinden Bettlern gebeten wurden, sie in einen entfernten Stadtteil zu führen; in irgendeiner dunklen Gasse warteten die Helfer, und so verschwanden unzählige Menschen. Einen furchtbaren Umfang nahm der Terror an, als es den Assassinen glückte, sich in einer unmittelbar vor den Toren Isfahans liegenden Burg names Schachdis festzusetzen. Einmal gelang es den Heeren eines Sultans Mohammed von Persien beinahe, die Bergfeste Alamut auszuhungern; aber in dem Augenblick, da die Burg des „Alten vom Berge" sturmreif war, starb der Sultan in Isfahan, vielleicht durch das Gift der Assassinen, und die Truppen mußten nach Isfahan

zurück. Im zwölften Jahrhundert sind sehr viele Fürsten Vorderasiens der Mördersekte zum Opfer gefallen. Der Kalif Mustarschid starb durch den Dolch eines Assassinen. Ein Jahr später wurde Masud, der Bruder des persischen Sultans, ebenfalls von einem Assassinen umgebracht. Auch der genannte Sultan Ägyptens Saladin hatte Mordanschläge der Assassinen zu bestehen. Trotzdem wagte er aus Furcht für sein Leben nicht, gegen die Räuberburgen zu Felde zu ziehen. Von berühmten Kreuzfahrern ist Konrad von Tyrus und Raimund von Antiochia von Assassinen ermordet worden. Manche Palastrevolution in Syrien und Mesopotamien hat man mit Hilfe der Assassinen durchgeführt. So wurden in der Stadt Apamina von den Verschwörern die Assassinen in Körben des Nachts an den Burgmauern emporgezogen, damit sie Kalaf, den Fürsten von Apamina, ermordeten.

Erst den Mongolen gelang es, die Assassinen unschädlich zu machen. Als Hulagu, Dschingis Khans furchtbarer Nachkomme, Persien eroberte, nahm er auch die Burg der Mörder ein. Alamut wurde erobert und der letzte Großmeister der Assassinen hingerichtet (1256); er hieß Rokn eddin. Noch heute gibt es Assassinen (in Persien und Indien), aber es ist eine harmlose religiöse Gemeinde geworden.

28. Der Nihilismus

Der Nihilismus, eine dem Assassinenorden ähnliche Bewegung, bildete, im Gegensatz zu den übrigen destruktiven Ismen des neunzehnten Jahrhunderts, kein System, keine in sich geschlossene Weltanschauung und auch keine Sozialtheorie. Der Nihilismus war die Reaktion eines gewissen Menschentyps auf gesellschaftliche Ungerechtigkeiten und in seinem haßgeborenen Aktivismus die fruchtbarste Äußerung eines gesellschaftlichen Ressentiments.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Nihilisten sich nicht auch in Sozialtheorien versucht hätten. Das taten sie. Sie glaubten sogar an manche Sozialtheorien. Einige glaubten an

Proudhon und sein Dogma: „Qu'est ce que la propriété? La propriété, c'est le vol! — Was ist Eigentum? Eigentum ist Diebstahl." Andere glaubten an den Anarchismus Stirners: „Mein Eigentum ist alles, was Meiner Gewalt gelingt, Mir anzueignen. Worüber man Mir die Gewalt nicht zu entreißen vermag, das bleibt Mein Eigentum." (Stirner schrieb „ich", „mein" usw. groß, denn er wollte die Menschheit in „Vereine von Egoisten" auflösen.) Andere glaubten wiederum an den Anarchismus Bakunins, von dem wir noch hören werden. Aber nicht solcher Glauben machte Menschen zu Nihilisten, sondern, im Gegenteil, der Unglaube an eine positive Kraft solcher Lehren. Will man diese Beweggründe, die sehr viel Irrationales enthalten, überhaupt zu formulieren versuchen, so wird man vom Begriff des Nichts ausgehen müssen. Heißt doch Nihil „nichts". Was andere Gruppen, seien es Sozialisten oder Kommunisten, durch Revolutionen, durch Massenorganisationen, aber doch immer durch schließlich aufbauendes Handeln erreichen wollten, das glaubten die Nihilisten durch einzelne Terrorakte, durch die Zerstörung des Bestehenden, durch die Vernichtung der gegebenen Gesellschaftsordnung erreichen zu können. Sie wollten an möglichst vielen Punkten des öffentlichen Lebens ein Stückchen Nichts einsetzen, ohne sich weiter den Kopf zu zerbrechen, was nachher geschehen solle — worüber doch sogar der Anarchismus nachdachte. Im übrigen freilich sind die Grenzen zwischen Anarchismus und Nihilismus fließend und unbestimmt und häufig gänzlich verwischt.

Wie aber wurden Menschen zu Nihilisten? Es waren nicht immer geborene Schurken, triebhafte Mörder, pathologische Verbrecher. Es waren sehr häufig gute, gütige, weiche und in ihrer Weise sehr mitleidige Menschen, ja vielleicht bestand der größte Teil der Nihilisten aus solchen Naturen. Die Gesellschaft ist krank — davon waren alle Nihilisten überzeugt, und sie hatten diese Ueberzeugung durch irgendein sehr lebendiges Erlebnis erhalten, hatten fast alle auch einen triftigen Grund, der Gesellschaft gram zu sein.

Der Nihilismus ist eine besondere Krankheit des neunzehnten Jahrhunderts. Andere Zeiten und Kulturen haben ähnliche psychische Massenerkrankungen hervorgebracht, zum Beispiel der mittelalterliche Islam die Bewegung der Assassinen oder China jene merkwürdigen Mörderorden anarchistischer Färbung. Aber das neunzehnte Jahrhundert mit seinem Fortschrittswahnsinn, seiner überschnellen Entwicklung zur Technik und mit dem fruchtbaren Nährboden menschlicher Torheit, dem mechanistischen Materialismus — dieser Wendepunkt der Menschheitsgeschichte ist doch nicht allein verantwortlich für die Entstehung des Nihilismus. Das Jahrhundert ist gewiß der Vater, der Erzeuger dieser psychopathischen Massenerscheinung, aber geboren wurde der Nihilismus von Rußland. Rußland ist seine Mutter.

Wir brauchen nicht von Äußerlichkeiten auszugehen, wie davon, daß der Name Nihilismus zuerst in den Romanen des russischen Schriftstellers Turgenjew auftaucht. Wir brauchen auch nicht die Beziehungen des berühmten russischen „Nitschewo" zur nihilistischen Denkart erläutern, obwohl es vielleicht nicht unwichtig ist. Auch in den verzückten, auf eine milde und zugleich grauenhafte Art verrückten Gesichtern nihilistischer Mörderinnen glüht noch von Ferne der Funken aus der goldenen Horde. Diese Köpfe neigen sich schwärmerisch, als hörten sie aus der Tiefe Asiens den Nachklang zerstörerischer Wollust und den schrillen Schrei der Mongolen Dschinghiskhan, Hulagus und Timurs. Aber wir brauchen uns nicht in diesen allgemeinen geschichtsphilosophischen Betrachtungen zu verlieren, wir können die konkreten Ereignisse und bestimmten Persönlichkeiten des Nihilismus selbst ins Auge fassen, um von dem russischen Ursprung des Nihilismus überzeugt zu sein.

Beginnen wir mit dem Vater der russischen Revolution, mit Alexander Herzen. Herzen war der uneheliche Sohn eines reichen russischen Aristokraten und eines bürgerlichen Mädchens aus Stuttgart, das der Russe auf einer seiner Reisen verführt und entführt hatte. Der Sohn wurde

sehr gut erzogen. Einige Umstände zerstörten jedoch wohl schon in früherer Jugend sein Leben. Der Vater war Melancholiker oder ein Hypochonder, wie man damals sagte, und er machte mit seinen Launen nicht nur sich, sondern auch seiner Umgebung das Leben zur Qual. Er war ein echter Russe und fand sich darein; nicht aber sein Sohn, der vielleicht auch zu früh seine seltsame Herkunft erfuhr. Er fand sich keineswegs in die russischen Verhältnisse, verabscheute in jungen Jahren die Leibeigenschaft der Bauern und begeisterte sich mit vierzehn Jahren schon an der sogenannten russischen Dezemberrevolution. Bald darauf geriet er in Moskau in revolutionäre Kreise. Mit dreiundzwanzig Jahren wurde er bei einer solchen Gelegenheit zum ersten Male verhaftet und nach Sibirien verbannt. „Die Bilder von Elend und Tyrannei, welche ihn dieses Exil kennen lehren, verwundeten die Seele des gemütvollen Jünglings aufs tiefste. Als er in seinem Verbannungsort eintraf, bildete das Tagesgespräch das Schicksal eines ehrbaren kleinen Beamten, der vom Gouverneur Tufäjew ins Irrenhaus gesperrt worden war, nachdem er versuchte, die Abführung seiner Schwester in den Harem Tufäjews zu verhindern." (K. Oldenberg.) Nach sechsjähriger Verbannung kehrte Herzen 1840 nach Rußland zurück, aber nur, um sofort wieder verbannt zu werden. Zum zweiten Male aus Sibirien zurückgekehrt, begab er sich ins Ausland, zunächst nach Italien, dann nach Paris und schließlich nach London. Dreiundvierzigjährig begann er 1850 von London aus seine revolutionäre Tätigkeit, indem er eins der einflußreichsten Presseorgane des neunzehnten Jahrhunderts gründete: eine Wochenschrift mit dem Titel „die Glocke". Diese Zeitung war in russischer Sprache geschrieben und für Rußland bestimmt. Daß sie dort sogleich verboten wurde, nützte ihr nur. Das gebildete Rußland las „die Glocke", auch der Zar. 1855 erregte der offene Brief Herzens an den Zaren ganz Europa. Dieses offene Schreiben ist „ein Meisterwerk in seiner Form, da es in volltönenden Perioden der Welt verkündete: Jetzt sei die Zeit gekommen, das Unrecht einer

dreißigjährigen Regierung zu sühnen; und zur Bezeugung eines einsichtigen Willens müsse Alexander mit der alsbaldigen Befreiung der Leibeigenen den Anfang machen. Die unklaren Empfindungen Tausender hatten hier ihren klassischen Ausdruck gefunden. Der offene Brief, bald in den Händen aller des Lesens kundiger Russen, machte Herzen mit einem Schlage zum absoluten Beherrscher der öffentlichen Meinung. Die Furcht, in „die Glocke" zu kommen, lähmte jede reaktionäre Bewegung der Bürokratie. Die Signalements der gegen Herzen ausgesandten Spione waren in London gedruckt, bevor diese den englischen Boden betraten. Als man einst für den Zaren in Petersburg eine Nummer des Blattes umgedruckt hatte, um ihm eine peinliche Personalnotiz zu verheimlichen, ging dem Zaren nach kurzer Zeit aus London das Original zu mit einigen erläuternden Zeilen." (Oldenberg.)

Der publizistische Erfolg Herzens war die Revolutionierung der gesamten russischen Intelligenz. Alles, was folgte: Die Attentate und politischen Morde, Bakunin und der russische Anarchismus, der Nihilismus und schließlich die bolschewistische Revolution wären ohne diese jahrzehntelange Vorbereitung durch die verbotene Wochenschrift Herzens nicht möglich gewesen. Selbst in unserer Zeit wird man selten einen so großen publizistischen Erfolg finden: 1859 wurden auf der Nowgoroder Messe allein 100 000 Exemplare der verbotenen Zeitung beschlagnahmt.

Allmählich verflachte freilich diese Wirkung des Emigranten in London, aber erst nachdem die Propaganda längst ihre giftigen Früchte getragen. Im Jahre 1861 war in der „Glocke" ein Aufruf zur Bildung politischer Geheimbünde erschienen. Aber im nächsten Jahre erschien in Rußland selbst ein anonymes und blutdürstiges Manifest, unterzeichnet von einem „zentralen Revolutionskomitee", und dieses Manifest tadelte Herzens gemäßigte Politik; es forderte zur Ermordung des Zaren und des gesamten Hauses Romanow auf. Wenige Wochen später erschrak Petersburg über große Brände,

die von Nihilisten angelegt waren. Im Scheine der Flammen wurden an die Schaulustigen revolutionäre Aufrufe verteilt, und zum Entsetzen des offiziellen Rußland stellte sich heraus, daß diese Manifeste nirgends anders als in der Druckerei des Generalstabes gedruckt waren. Und nun tauchten überall Flugblätter auf, und überall bildeten sich revolutionäre Vereine, in der Hauptsache aus Studenten und Offizieren bestehend. Die Polizei schritt mit aller Brutalität ein. In Kasan wurden fünf Verschwörer hingerichtet, aber die vor den Verfolgungen ins Ausland fliehenden Revolutionäre verstärkten nur die Propaganda, und das (mißlungene) Attentat auf den Zaren 1866 war von ihrem frenetischen Beifall begleitet.

Um diese Zeit begann Bakunins Wirkung. Dieser, ebenfalls einem hochadligen Geschlechte entstammend, nur drei Jahre jünger als Herzen, hatte sein Leben bisher auf Reisen verbracht. Man hatte ihn in Sachsen und Österreich zum Tode verurteilt, begnadigt, aber der russischen Polizei ausgeliefert. Bakunin war von Herzen „erweckt" worden. Die elfjährige Verbannung in Sibirien steigerte die psychopatische Einbildungskraft des größten Anarchisten ins Unermeßliche. Schließlich konnte er über Japan und Amerika fliehen (1861), und nun begann er vom Auslande aus eine ähnliche Tätigkeit wie vordem Herzen. Der Religionskatechismus aus seiner Feder wurde wahrhaftig der Katechismus der russischen Jugend, aber er machte aus ihnen mehr Nihilisten als Anarchisten. So handelten sie fortan, wie es dort stand: „Streng gegen sich selbst, muß der Revolutionär es auch gegen die anderen sein, jede Neigung, jede verweichlichende Empfindung, sei es Verwandtschaft, Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit, muß er in sich ersticken durch die einzige und kalte Leidenschaft der Revolution. Für ihn gibt es nur einen Genuß, nur einen Trost und einen Lohn, nur eine Befriedigung: die Revolution. Tag und Nacht darf er nur einen einzigen Gedanken hegen, nur nach einem Ziel streben — nach der unerbittlichen Zerstörung. Während er dieses Ziel kaltblütig

und unaufhörlich verfolgt, muß er selbst zu sterben bereit sein, aber ebenso bereit, mit eigenen Händen jeden zu töten, der ihn irgendwie hindern will." Sie waren zu sterben bereit, Bakunins Jünger, die Nihilisten. Netschajew organisierte eine Verschwörung, bei der der Zar ermordet werden sollte. Einer der Verschwörer wollte nicht unbedingt gehorchen, Netschajew brachte ihn um; dadurch kam die Verschwörung ans Tageslicht, und Netschajew wurde hingerichtet. Flüchtlinge von der Pariser Kommune verstärkten die nihilistischen Gruppen. Ununterbrochen wurden Studenten verhaftet und verurteilt, hingerichtet oder nach Sibirien verbannt. Der Nihilismus breitete sich nur um so mehr aus. Mit Netschajew war eine Studentin verhaftet worden, die achtzehnjährige Vera Sassulitsch, und jahrelang im Gefängnis wurde sie zur fanatischsten Nihilistin. Als sie frei war, inzwischen fünfundzwanzig Jahre alt geworden, ließ sie sich beim Petersburger Polizeipräsidenten melden, überreichte ihm ein Bittgesuch; während er es las, zog sie einen Revolver und schoß auf ihn (1878). Sie tötete ihn nicht, verwundete ihn nur schwer. Daraufhin ließ sie sich ruhig verhaften. Aber nicht das ist das Außerordentliche dieses Falles, denn an solche Szenen war Rußland bereits gewöhnt. Erst der Prozeß gegen Vera Sassulitsch enthüllte einen merkwürdigen Tatbestand. Die öffentliche Meinung ergriff nämlich für die Nihilistin in einem solchen Umfange Partei, daß die Geschworenen, trotzdem die Studentin freimütig den Mordversuch zugab, die Schuldfrage verneinten. Noch während der Gerichtsverhandlung kam es zu einem Tumult, und Vera Sassulitsch wurde im Triumph durch die Straßen getragen. Sie floh dann nach der Schweiz. Die russische Gesellschaft schien plötzlich selbst nihilistisch zu sein. So ist es kein Wunder, daß die Attentate sich häuften. 1876 wurden in Odessa zwei Polizeispione und 1877 in Petersburg ebenfalls zwei Geheimpolizisten von der nihilistischen Feme ermordet. 1878 endete auf gleiche Weise ein Polizeibeamter in Rostow, drei Wochen später ein Staatsanwalt in Kiew. Der Direktor der Kiewer Universität wurde von den

nihilistischen Studenten mißhandelt, wenige Wochen darauf erfolgten wieder zwei Morde an Angehörigen der Politischen Polizei in Odessa und Moskau. Im Mai wurde am hellichten Tage in einer der belebtesten Straßen Kiews ein Polizeihauptmann erstochen; ein Passant, der den Mörder festnehmen wollte, wurde von anderen Nihilisten erschossen. Kurz darauf überfielen Nihilisten in Petersburg den Chef der Kaiserlichen Kanzlei und erdolchten ihn. Die nihilistischen Zeitungen teilten gleichzeitig mit, daß der Beamte von der Feme zum Tode verurteilt und die „Hinrichtung" 6000 Rubel gekostet habe. Die Attentate auf den Zaren häuften sich. Schließlich ist er 1881 wirklich ermordet worden.

Dies war der Höhepunkt des Nihilismus. Er ist in Rußland entstanden und hat sich von dort über ganz Europa verbreitet. Die meisten Attentate des neunzehnten Jahrhunderts sind dem Nihilismus zuzuschreiben: die Ermordung des französischen Präsidenten Carnot und schließlich die Ermordung der österreichischen Kaiserin Elisabeth in Genf. Besonders in Italien fand der Nihilismus zahlreiche Anhänger. Der italienische König Humbert fiel 1900 einem Nihilisten zum Opfer.

Unter den russischen Nihilisten ist vor allem die starke Beteiligung des Adels merkwürdig gewesen. Lisogub war ein wohlhabender Edelmann und finanzierte jahrelang die nihilistische Bewegung. Er wurde 1879 hingerichtet. Ossinsky war der Sohn eines Generals, er wurde mit siebenundzwanzig Jahren Nihilist und war an den meisten Attentaten in Kiew aktiv beteiligt. Er verkehrte in der höchsten Gesellschaft, war ungemein beliebt, und allgemeines Entsetzen rief seine Verhaftung hervor; niemand hätte den liebenswürdigen und sanftmütigen Mann für einen Mörder gehalten. 1879 wurde er hingerichtet. Schließlich Solowjew, der 1879 ein Attentat auf den Zaren verübte; er verließ achtundzwanzigjährig seine glänzende Stellung, um „ins Volk zu gehen", wie eine Figur aus einem Dostojewskischen Roman, demütig, die Schuld der Reichen bereuend und von einem fa-

natischen Opfersinn besessen; er heiratete eine Nihilistin. Aber diese Heirat war nur formaler Natur und unter Nihilisten üblich. Sie diente dazu, der Nihilistin größere Bewegungsfreiheit zu geben. Das Paar trennte sich sogleich wieder. Nachdem er den Schuß auf den Zaren abgegeben hatte, versuchte er sich zu vergiften. Der Selbstmord mißlang ihm, ebenso wie der Zarenmord. Das Exekutivkomitee der Nihilisten war sehr unzufrieden, denn Solowjew hatte sich zur Ausführung der Tat gedrängt, während noch vier andere ernsthafte Bewerber da waren. Solowjew wurde hingerichtet. Keinen seiner Mitschuldigen hat er genannt.

Kibaltschitsch war der Sohn eines Popen und wurde Chemiker, um ein sachverständiger und überaus erfolgreicher Bombenhersteller zu werden. Die von ihm hergestellte Bombe zerriß den Zaren (1881). Die Täter wurden entdeckt und Kibaltschitsch mit den übrigen zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Zu diesen Zarenmördern gehörte auch eine Frau aus hochadligem Geschlecht, Sophie Perowskaja. Warum wurde sie Nihilistin? Ihr Vater, Generalgouverneur in Petersburg, hatte seiner Gattin, Sophies Mutter, das Leben verbittert. Genügte das, um aus einem jungen Mädchen eine Mörderin zu machen? Aber selbst die Mädchenpensionate des damaligen Rußlands waren von nihilistischer Propaganda überschwemmt. Andere Nihilisten haben Sophie beschrieben: „Sie war schön. Nicht von jener Schönheit, die im ersten Moment zündet, sondern von jener innigeren, die an Reiz gewinnt, je länger man sie betrachtet; blondlockig, mit blauen, ernsthaften Augen und breiter Stirn, von kleiner und zierlicher Gestalt. Ihr natürlicher Frohsinn schien ihr den Reiz unvergänglicher Jugend zu verleihen; mit sechsundzwanzig Jahren sah sie wie achtzehnjährig aus, und wenn sie lachte — sie lachte oft und mit kindlicher Ausgelassenheit, glich sie einem fünfzehnjährigen Mädchen. Obgleich ohne Sinn für Putz und Schmuck, hielt sie mit peinlicher Akkuratesse auf Sauberkeit und zeich-

nete sich dadurch vor der Mehrzahl ihrer Landsmänninnen aus. Sie liebte die Kinder; sie war eine ausgezeichnete Lehrerin und noch vortrefflichere Krankenpflegerin." Beim Zarenmord wies sie den Mördern die Plätze an und gab dem Bombenwerfer von der Straßenecke aus das Zeichen, daß der kaiserliche Wagen sich näherte. Sie ließ sich später in aller Gelassenheit verhaften und schrieb an ihre Mutter: „Ich lebte so, wie meine Überzeugung es mir vorschrieb, gegen dieselbe handeln konnte ich nicht. Darüber erwarte ich mit ruhigem Gewissen alles, was mir bevorsteht."

Der Bombenwerfer selbst, Griniditzki, war Pole; glänzend begabt und zunächst Sozialist; durch irgendwelche Erfahrungen belehrt, glaubte er nicht mehr an die Durchführbarkeit des Sozialismus und wandte sich dem Nihilismus zu. Die von ihm geworfene Bombe, welche den Zaren tötete, verwundete auch ihn schwer. Als er im Gefängnis für einen Augenblick das Bewußtsein wieder erlangte, fragte man ihn nach seinem Namen. „Ich weiß es nicht", antwortete er und starb.

Die übrigen Täter wurden am 3. April 1881 gehängt. Als der Verbrecherkarren durch die Straßen Petersburgs fuhr, schrieb der Berichterstatter der Kölnischen Zeitung: „Schelbajow und Kibaltschitsch waren sehr ruhig, Michailow bleich, aber gefaßt, Ryssakaw ganz aschfarben und matt. Sophie Perowskaja zeigte eine wunderbare Festigkeit; sie hatte sogar leichtgerötete Wangen. Ihr Gesicht war wie immer ernst, ohne jeden Ausdruck von Prahlerei, aber voll echten Mutes und beispielloser Ergebung." Die zweite Frau, die an dem Zarenmord beteiligt war, die jüdische Nihilistin Hessi Helfmann, die Geliebte des Nihilisten Kolodkewitsch, wurde begnadigt, da sie schwanger war. Aber sie starb kurz darauf im Gefängnis, wahrscheinlich an Mißhandlungen.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts flaute der Nihilismus ab. Sozialismus, Kommunismus und Bolschewismus traten sein Erbe an.

29. Anschläge auf Wilhelm I. und Bismarck

Deutschlands anarchistische Literatur fand ihren Höhepunkt durch Johann Most, einen Buchbinder aus Augsburg. Er ist der deutsche Nihilist und Anarchist. Wenn man die Serie der deutschen Attentate des ausgehenden 19. Jahrhunderts verstehen will, darf man an dieser merkwürdigen Figur nicht vorübergehen.

Johann Most ist in den Jahren zwischen 1874 und 1877 sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter gewesen, dann ging er, wegen seiner nihilistischen Anschauungen aus der Sozialdemokratie ausgestoßen, 1878 nach London; dort verurteilt man ihn wegen Aufforderung zum Fürstenmord zu anderthalb Jahren Gefängnis; danach begab er sich nach Amerika, wo er sechzigjährig in Cincinnati starb. Dieser Most begrüßte die Ermordung der österreichischen Kaiserin Elisabeth (1898) in seinem Londoner Blatt folgendermaßen: „Am letzten Sonnabend hat in Genf ein junger italienischer Arbeiter die österreichische Kaiserin über den Haufen gestochen. Eigentlich müßte ich die Achsel zucken; denn es liegt auf der Hand, daß man durch die Abmurksung alter Weiber weder die Welt umkrempeln, noch überhaupt in freiheitlichem Sinne etwas machen kann. Welcher Schaden durch das Verschwinden dieses Weibsbildes der Welt entstand, das wird wohl auch ein ewiges Geheimnis bleiben. Das aber sollte jedem klar sein, daß es eine Absurdität ist, wegen der Beseitigung dieser armseligen, nichtssagenden Person so viel Aufhebens zu machen." Aber er brachte das Bild des Mörders und folgendes Gedicht:

„Der Ausgestoßne, er hat sich gerächt
An jener Klasse — sein Haß war echt!
An der Klasse der Reichen, die ihn gezeugt,
Die ihn verstieß und ins Joch gebeugt."

Doch ist die Saat dieses „bedeutendsten" deutschen Nihilisten zum Glück für Deutschland nicht aufgegangen. Die einzigen

Spuren seiner und seinesgleichen Propaganda waren einige mißglückte Attentate auf Bismarck und Kaiser Wilhelm I.

Übrigens war schon König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1844 einmal in Berlin angegriffen worden. Ein gewisser Tschech schoß auf ihn in dem Augenblicke, als er aus dem Schlosse kam und den Wagen bestieg. Doch blieben die Kugeln im Mantel stecken. Der Attentäter gehörte jedoch zu keiner politischen Gruppe. Zweifellos war er pathologisch. Man richtete ihn trotzdem hin — wie man sagt, gegen den Willen des Königs. Den Schuß eines geisteskranken Unteroffiziers Sefeloge kann man kaum als politisches Attentat bezeichnen.

*

Unter den Linden 1866

Über das Attentat, das auf Bismarck am 7. Mai 1866 verübt wurde, haben wir eine Schilderung aus Bismarcks Munde, die v. Keudell wiedererzählt hat. Es heißt dort:

„Während im Kabinett des Ministers rastlos für den Krieg gearbeitet wurde, herrschte am Kaminfeuer des großen Wohnzimmers die friedliche und heitere Stimmung der früheren Jahre — der Kreis der häufig erscheinenden Abendgäste hatte sich nicht wesentlich vergrößert... Am 7. Mai kam er, wie gewöhnlich, nach 5 Uhr aus dem königlichen Palais zurück, hielt sich aber länger als sonst in seinem Kabinett auf, um einen kurzen Bericht an Seine Majestät zu schreiben, und trat dann mit einer Entschuldigung seiner Verspätung in den Salon. Ehe man sich zu Tische setzte, küßte er seine Gemahlin auf die Stirn und sagte: ‚Erschrick nicht, mein Herz, es hat jemand auf mich geschossen; ich bin aber durch Gottes Gnade unverletzt geblieben'. So erzählte mir bald nachher einer der Tischgenossen. Vor Abend kamen der König, die königlichen Prinzen und viele Würdenträger, um den wunderbar Errefteten zu begrüßen. Abends erzählte er im kleinen Kreise den Hergang ungefähr mit diesen Worten: ‚Ich ging unter den Linden auf dem Fußweg zwischen den Bäumen vom Palais nach Hause. Als ich in die Nähe der russischen Gesandtschaft

gekommen war, hörte ich dicht hinter mir zwei Piſtolenſchüſſe. Ohne zu denken, daß mich das anginge, drehte ich mich unwillkürlich raſch um und ſah etwa zwei Schritte vor mir einen kleinen Menſchen, der mit einem Revolver auf mich zielte. Ich griff nach ſeiner rechten Hand, während der dritte Schuß losging und packte ihn zugleich am Kragen. Er faßte aber ſchnell den Revolver mit der linken, drückte ihn gegen meinen Überzieher und ſchoß noch einmal. Ein unbekannter Ziviliſt half mir ihn feſthalten. Es eilten auch ſogleich Schutzleute herbei, die ihn abführten, zuſammen mit einer Patrouille vom zweiten Garderegiment, die zufällig des Weges kam. Als Jäger ſagte ich mir: die letzten beiden Kugeln müſſen geſeſſen haben, ich bin ein toter Mann. Eine Rippe tat zwar etwas weh, ich konnte aber zu meiner Verwunderung bequem nach Hauſe gehen. Hier unterſuchte ich die Sache. Ich fand Löcher im Überzieher, im Rock, Weſte und Hemde; an der ſeidenen Unterjacke aber waren die Kugeln abgeglitten, ohne die Haut zu verletzen. Die Rippe ſchmerzte etwas wie von einem Stoß, das ging aber bald vorüber. Es kommt bei Rotwild vor, daß eine Rippe elaſtiſch federt, wenn die Kugel aufſchlägt. Man kann nachher erkennen, wo ſie abgeglitten iſt, weil da einige Haare fehlen. So mag auch meine Rippe gefedert haben. Oder vielleicht iſt die Kraft der Schüſſe nicht voll entwickelt worden, weil die Mündung des Revolvers unmittelbar auf meinen Rock drückte.' — Alle Anweſenden waren in feierlicher Stimmung, als hätten ſie Übernatürliches erlebt. Bismarck aber zergliederte den Fall mit einer Ruhe, als handle es ſich um ein gleichgültiges Vorkommnis. Am folgenden Tage wurde bekannt, daß der Verbrecher, namens Cohen-Blind, der von London gekommen war, um Bismarck zu erſchießen, im Gefängnis ſich durch Öffnen der Pulsader getötet hatte. Als abends der kleine Kreis der Hausfreunde wieder verſammelt war, meldete ein Diener, daß vor dem Hauſe ſich große Menſchenmaſſen bewegten. Man ging in den chineſiſchen Saal und öffnete die Fenſter nach der Straße. Über die Stimmung des Berliner Volkes war früher Erfreuliches

nicht bekannt geworden; jetzt aber ertönte unaufhörlich der Ruf: ‚Bismarck hoch!‘ Er sprach aus dem Fenster mit erhobener Stimme ungefähr folgende Worte: ‚Meine Herren und Landsleute, herzlichen Dank für diesen Beweis Ihrer Teilnahme. Für unsern König und das Vaterland das Leben zu lassen, ob auf dem Schlachtfelde oder auf dem Straßenpflaster, halte ich für ein hohes Glück und erflehe von Gott, daß mir ein solcher Tod vergönnt sei. Für jetzt hat Er es anders gewollt; Gott hat gewollt, daß ich noch lebendig meinen Dienst tun soll. Sie teilen das patriotische Gefühl mit mir, und Sie werden gern mit mir rufen: Seine Majestät, unser König und Herr, er lebe hoch!‘ Die Folge des Attentats war eine gehobene Stimmung Bismarcks. Mehrmals hatte ich den Eindruck, daß er sich jetzt als Gottes ‚auserwähltes Rüstzeug‘ fühlte, um seinem Vaterlande Segen zu bringen. Ausgesprochen aber hat er das nicht.“

*

Unter den Linden 1878

Am 11. Mai 1878 unternahm Kaiser Wilhelm I. eine Spazierfahrt mit seiner Tochter, der Großherzogin Luise von Baden. Der Wagen war durch den Tiergarten gefahren und kehrte nun wieder durchs Brandenburger Tor zurück, fuhr die Linden herunter, um den Kaiser in sein Palais zu bringen. Da schoß ein Mann drei Schüsse aus einem Revolver auf den Wagen ab. Er verletzte niemand. Man konnte ihn festnehmen.

Der Attentäter hieß Max Hödel, von Beruf Klempnergeselle, Geburtsort Leipzig — Alter einundzwanzig Jahre — so meldeten die Polizeiberichte. Die Zeitungen aber fügten bald hinzu, daß dieser Hödel Austräger sozialdemokratischer Zeitungen sei, daß hinter ihm die sozialdemokratische Partei stände. Dieser Eindruck verstärkte sich noch dadurch, daß sofort Liebknecht im „Vorwärts“ das Wort für den Verhafteten ergriff, den man zum Tode verurteilte und auch hinrichtete. Es hatte ihm nichts genützt, daß Liebknecht schrieb:

„Auf die Anklagebank, nicht mit dem Verbrecher! Nein, mit der Gesellschaft!"

Vielleicht hätte man den Attentäter wirklich begnadigt, wenn nicht inzwischen eine gefährlichere Tat verübt worden wäre.

Am 2. Juni 1878, also wenige Wochen nach diesen Revolverschüssen Hödels, wurde unter den Linden abermals auf den Kaiser geschossen. Wieder fuhr der greise Monarch in seinem Wagen die Linden entlang. Diesmal war es kein Revolver und keine vor Aufregung zitternde Hand. Diesmal kamen die beiden Schüsse aus einem mit Rehposten geladenen Doppelgewehr, und der Attentäter hat in Ruhe gezielt und getroffen: dreißig Wunden, davon einige am Kopf und am Hals, die übrigen am Arme. Der Getroffene sinkt zurück in den Wagensitz, und die Umgebung denkt: der Kaiser ist tot.

Inzwischen hat sich der Attentäter mit einem Revolverschuß selbst zu töten versucht. Doch nun zielte er schlechter. Zwar klaffte eine breite Wunde in seiner Stirn, aber als man ihn findet, atmet er noch. Den Röchelnden bringt die Polizei zur Wache und dann in ein Gefängnislazarett, wo er am 10. September stirbt. Vorher haben die Zeitungen alles Erdenkliche über den Attentäter geschrieben: in Wirklichkeit wußte man nicht viel mehr, als daß der Mann Nobiling hieß, aus Posen stammte, und den Doktortitel besaß. Im übrigen mußte der Richter, der die häßliche Aufgabe hatte, den langsam Dahinsterbenden auszufragen, annehmen, daß es sich um einen Verrückten handelte. Er bekam nur einen von Größenwahnsinn zeugenden Satz aus dem Mann heraus, nämlich, daß er nicht habe sterben wollen, ohne einen Großen der Welt mit ins Grab zu nehmen.

Der alte Kaiser genas. Der Helm hatte die Wucht des gefährlichsten Schusses gemildert. Die Nation nahm leidenschaftlichen Anteil an dieser Genesung. Die Erbitterung gegen den Attentäter und mehr noch gegen die sozialdemokratischen Kreise, denen man diesen Mordversuch an die Rockschöße hängte, war allgemein.

Bismarck benutzte die Volksstimmung, um einen neuen Reichstag wählen zu lassen, in dem die Sozialdemokraten statt dreizehn nur noch neun Mandate hatten und auch die übrige Opposition zusammenschmolz: die Liberalen von 128 auf 98, die Fortschrittspartei von 35 auf 26. Dieser Reichstag nahm das Sozialistengesetz an, das also eine mittelbare, verhängnisvolle Folge der beiden Attentate von 1878 ist.

*

Am Niederwald-Denkmal 1884

Jeder Deutsche kennt die gewaltige Figur der Germania, die über Rüdesheim, auf dem Niederwald genannten Ausläufer des Taunus, hoch über Weinbergen und Ruinen, thront und ins Rhein- und Nahetal hinuntergrüßt. Aber die meisten wissen nicht mehr, daß am Tage der Einweihung ein furchtbares Attentat versucht wurde.

August Reismann, Anarchist vom Schlage Mosts, hatte eine Höllenmaschine konstruiert in der teuflischen Absicht, im September 1884 während der Festfeier am Nationaldenkmal die gesamte Festversammlung in die Luft fliegen zu lassen: den Kaiser, die deutschen Landesfürsten, die Minister. Am Tage der Feier regnete es heftig. Die Zündschnur verdarb. Das Attentat mißlang; seine Spur aber lag zu Tage. Reismann und seine Komplizen wurden hingerichtet.

Der eingangs genannte Most schrieb nach dem mißlungenen Attentat: „Ein Zufall, wir möchten sagen, eine Wetterlaune, vereitelte die so herrlich angelegte Tat und stürzte August Reismann ins Verderben. Wäre es umgekehrt gekommen, so würde das offenbar das herrlichste Ereignis gebildet haben, das die Geschichte unseres Jahrhunderts aufzuweisen hat."

*

Kissingen 1874

Mitten in den Kulturkampf knallte der Schuß von Kissingen; er galt dem Reichskanzler.

Es war der 13. Juli 1874. Bismarck befand sich, wie jedes Jahr, zur Kur in Kissingen. Bei einer Wagenfahrt trat ein junger Mensch an ihn heran und schoß. Die Kugel streifte Bismarcks Handgelenk, verletzte einen Finger. Man konnte den Attentäter sofort fassen.

Er hieß Kullmann, war Böttchergeselle und hatte sich in katholischen Vereinen betätigt. Dem Untersuchungsrichter sagte er: daß er Bismarck wegen der Gesetze gegen die katholische Kirche habe töten wollen. Bismarck selbst besuchte den Attentäter im Gefängnis, aus begreiflicher Neugierde, warum man nach seinem Leben trachte. In einer seiner berühmtesten Kampfreden des Kulturkampfes hat der Kanzler von diesem Besuche erzählt:

„Der Mann, den ich selbst gesprochen habe, ist vollkommen im Besitze seiner geistigen Fähigkeiten." (Ein Zentrumsabgeordneter hatte vorher geäußert, daß der Schuß eines Halbidioten Deutschland ins Delirium versetzt habe.) „Aber mögen Sie sich lossagen von diesem Mörder, wie Sie wollen, er hängt sich an Ihre Rockschöße fest. Ich erzähle Ihnen ja nur die geschichtlichen Tatsachen. Dieser Kullmann hat mir auf meine Fragen geantwortet: ‚Ich wollte Sie umbringen wegen der Kirchengesetze. Sie haben meine Fraktion beleidigt.' Dann hat er mir auf meine Frage vor Zeugen gesagt: ‚Das ist die Zentrumsfraktion des Reichstages.'"

Kullmann wurde zu Zuchthaus verurteilt; einundvierzigjährig ist er 1892 im Zuchthause zu Amberg gestorben.

Bismarck benutzte dieses Attentat wie die übrigen Anschläge gegen den Kaiser für seine Politik, beziehungsweise für die Propaganda seiner Politik. Nach dem Kissinger Attentat drohte er in solchem Zusammenhange mit seinem Rücktritt. „Mag ein anderer Kanzler von katholischen Gesellen auf sich schießen lassen. Am ersten April werde ich sechzig, dann ziehe ich mich zurück."

Das war 1875. Bismarck regierte bis 1890.

30. Das große Attentat auf Napoleon III.

Am Abend des 14. Januar 1858 sollte in der großen Oper von Paris eine Galavorstellung für das kaiserliche Paar stattfinden. Auf dem Programm stand nicht die Aufführung eines Werkes, sondern, wie es bei den Hofveranstaltungen Sitte war, eine Auswahl, eine Zusammenstellung einzelner Akte aus verschiedenen Opern und Schauspielen: ein Akt aus Wilhelm Tell, ein Akt aus Gustav III. und ein Akt aus Maria Stuart. Merkwürdigerweise waren die Szenen so zusammengestellt, daß immer ein Mord im Mittelpunkt stand. Tell erschießt den Geßler, Maria Stuart verblutet auf dem Schafott und Gustav III. ist jener schwedische König, der auf einem Maskenball im März des Jahres 1792 durch einen Pistolenschuß tödlich verletzt wurde (er starb zwölf Tage später, sechsundvierzigjährig; der Mörder war ein dreißigjähriger Offizier namens Anckarström).

Solche blutrünstigen Vorgänge sollten also an jenem Abend vor dem Kaiser Napoleon III. gespielt werden. Wir wissen nicht, ob er oder die Kaiserin Eugenie das ausdrücklich wünschte; wir können nur vermuten, daß nicht er es verlangte; eher die Kaiserin, welche gern in eingebildeten Gefahren lebte, romantischen Phantasien nachhing und voll falscher Sentimentalität war, wie nur irgendeine Dame der Gesellschaft in diesen seltsamen Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts.

Sie war ebensowenig für den Thron Frankreichs geboren wie ihr Gemahl Napoleon III., der Sohn eines unbedeutenden Bruders des großen Napoleon, aber der Sohn einer bedeutenden Mutter, der Hortense Beauharnais. Die Ehe seiner Eltern war unglücklich; Hortense hatte den Herzog Duroc geliebt, den Adjutanten Napoleons I., der 1813 in Schlesien bei Görlitz fiel. Aber ihr Stiefvater hatte sie gegen ihren Willen mit seinem Bruder verheiratet, und diesem gebar sie drei Söhne, deren jüngster der spätere Napoleon III. war. Dann aber — der kleine Napoleon zählte sechs Jahre — wurde

die schöne, intrigante Frau in ihrem einunddreißigsten Lebensjahre von ihrem Gatten geschieden, der in Italien sich seitdem mit historischen Studien beschäftigte. Der kleine Bonaparte blieb bei seiner Mutter, die nach dem Sturze ihres Stief- und Schwiegervaters erst in Augsburg und dann in der Schweiz lebte. Nach einem recht abenteuerlichem Leben hatte dieser Napoleon erst mit vierzig Jahren Gelegenheit gefunden, als französischer Deputierter seine große Laufbahn zu beginnen. Aber der Start war glänzend, der Führer der Bonaparte-Partei konnte sich bald zum Diktator ernennen und, damit die Sache auch staatsrechtlich in Ordnung war, zum Präsidenten der soundsovielten Republik Frankreich wählen lassen. Aus dem Präsidenten wurde ein Kaiser. Doch sein Unglück war, daß das Volk von ihm die Taten des ersten Napoleon erwartete. Dazu reichte sein Genie nicht.

Hingegen hatte er eine blendende und politisch überaus geschickte Frau gefunden, die viele seiner Mängel ersetzte, oder doch wenigstens versteckte. Eugenie war eine Grafentochter aus Spanien, aber der Vater war erst zum Grafen gemacht worden, und die Mutter stammte aus England, und zwar aus einem einfachen Obstladen. Doch Eugenie war reich und klug; und ihrem Namen merkte man die Mutter (eine geborene Kirkpatrick) nicht mehr an: Eugenie Marie Guzman y Palafox Gräfin von Teba und Montijo.

Die Mutter trieb sich mit ihren heiratsfähigen Töchtern in den damals mondänen Bädern herum, und natürlich weissagte einmal ein Blinder dem wohltätigen Mädchen, daß sie Königin werden würde. Die Mutter wäre schon mit einem bescheideneren Namen für ihre Tochter zufrieden gewesen. Jedoch das änderte sich, als die sechsundzwanzigjährige Eugenie in Paris einem reichen Bankier gefiel; und das änderte sich noch mehr, als ihr der Neffe des großen Napoleon den Hof machte. Es ging alles schnell, und der vom Kaiser schon Angebetete passierte es noch vierzehn Tage vor ihrer Trauung, daß eine dumme Ministersgattin sie bei einem Hofball von dem Tisch der Ministerfrauen wies.

Aber was für eine Kaiserin wurde sie dann! Es hat in der Weltgeschichte keine so eitle Herrscherin mehr gegeben, wie diese Avancierte. Sie war schön, aber nicht so selbstvergessen oder gar liebebedürftig, daß sie nicht mit gefühlloser Koketterie und wohlberechneter Sprödigkeit den Kaiser und alle Männer ihrer Umgebung zu jedem erdenklichen Unfug hätte bringen können — zum Beispiel zu einem Kriege („c'est ma guerre" rief sie 1870). Aber sie war so ehrgeizig, daß ihr selbst Kaiserin zu sein nicht genügte. Sie erfand die entsetzlichsten Damenmoden, welche Europa gesehen hat. Es war ihr nicht genug. Sie war in der goldenen Kutsche des ersten Napoleon unter dem Donner der Salutschüsse zum Notre-Dame-Dom zur Trauung gefahren. Aber es war alles zu wenig. Sie wollte immer mehr glänzen, eine Wunderkaiserin sein, eine Heldin, etwas ganz Exaltiertes werden. Sie sah sich sicherlich solche blutrünstigen Stücke gern an wie diese, die am Abend des 14. Januar 1853 gegeben werden sollten. Sie konnte sich dann als Märtyrerin träumen, oder vielleicht — wer weiß — als Tyrannenmörderin. Wenn es Anerkennung gefunden hätte, wäre sie bereit gewesen, sich wie Marie Antoinette köpfen zu lassen, nur um der Welt zu zeigen, was Haltung sei. Sie war doch im Grunde ihres Herzens Engländerin.

Dieses kaiserliche Paar also fuhr am Abend jenes Januartages aus dem Schloß der Tuillerien zur Oper. Es war noch nicht die große und prunkhaft überladene Oper, die heute in Paris steht, und die der gleiche Napoleon einige Jahre später für fünfzig Millionen Francs bauen ließ. Auch stand die alte Oper noch nicht am Platze der Großen Oper, sondern weiter östlich, in der Rue le Peletier.

Drei Jahre vorher hatte einmal ein Italiener, namens Pianori, an der Rue Balsac auf den Kaiser geschossen, als er auch so im Wagen fuhr; ein anderer, ebenfalls ein Italiener, namens Bellamare, hatte es ihm noch im selben Jahre nachgemacht. Aber der Kaiser hatte Glück; niemals passierte ihm etwas. Bei dieser Fahrt in die Oper indessen wartete der Tod auf ihn, und es war diesmal sehr viel schwerer, ihm zu

entwischen, als bei den schlecht gezielten Pistolenschüssen der italienischen Anarchisten vor drei Jahren.

Vier politische Verbrecher waren am Werke. Tagelang, ja wochenlang vorher hatte ein neununddreißigjähriger italienischer Rechtsanwalt und Revolutionär mit Freunden und Gesinnungsgenossen zusammen eine sinnreiche Höllenmaschine konstruiert, so ein dynamitgefülltes Ding mit einem Uhrwerk und einer Zündung. Der Mann, der glaubte, mit dieser Maschine die Welt aus den Angeln heben zu können, hieß Felix Orsini. Er war mit einer altmodischen Reisetasche nach Paris gekommen und freute sich kindisch bei dem Gedanken, daß die Leute vor Schreck sterben würden, wüßten sie, was für ein gefährliches Instrument er da in der Reisetasche mit sich schleppte.

An diesem Abend also, da der Mord Tells, der Tod Maria Stuarts und der Schuß auf den schwedischen König in der Pariser Oper dem Kaiser vorgeführt werden sollten, hatte sich auch Felix Orsini mit seinen drei Helfershelfern Pieri, Gomez und Rudio aufgemacht. Sie wußten den Weg des Wagens und postierten sich an einer Straßenecke. Die Höllenmaschine wurde angedreht, als der Wagen in Sicht kam, und unauffällig an die Straßenkante gelegt, dann gingen die Attentäter im Menschengewühl weiter; der Wagen kam, von begeisterten Zurufen begleitet, langsam näher. Jetzt bog er um die Ecke, und jetzt mußte das Ding explodieren — aber es geschah nichts, Orsini sah betroffen seine Genossen an: die Höllenmaschine ging nicht los. Für diesen Fall, den sie immerhin in Rechnung gezogen hatten, trugen die Attentäter Bomben bei sich. Kurz entschlossen warfen sie die Bomben, drei Stück, in die Richtung des schon davonfahrenden Wagens. Gomez die erste, Orsini die zweite, Rudio die dritte.

Diesmal saß es. Krachend barsten die drei Handgranaten. Menschen schrien, Wagen hielten, Reiter kamen unter ihre Pferde zu liegen, der kaiserliche Wagen hielt mit einem Ruck, Napoleon sprang heraus, er merkte gar nicht, daß er selbst leicht verwundet war. Scherben klirrten zu Boden.

Es war plötzlich dunkel, denn die Gaslaternen hatte der Luftdruck oder die Splitter ausgelöscht. Die Pferde des Galawagens lagen blutbedeckt am Boden — soviel sah der Kaiser. Die Kaiserin war unverletzt; er merkte jetzt, daß er an der Nase blutete, es war jedoch nicht schlimm; nur eine leichte Hautverletzung. Aber hinter ihm, vor ihm, überall brüllten die Menschen in furchtbaren Schmerzen; kein Zweifel: Sterbende bedeckten die Straße. Der Kaiser wollte umkehren. Inzwischen hat sich aber seine Gattin von ihrem Schreck erholt, sie beherrscht plötzlich wieder die Situation und erkennt eine fabelhafte Gelegenheit, zu glänzen und zu blenden. „Komm, wir gehen in die Oper, um zu beweisen, wieviel mutiger wir sind als die Mörder." Der Kaiser ging mit. Das Paar wurde in der Oper wie toll beklatscht. Der Vorhang ging auf. Man hörte nicht hin. Ununterbrochen kamen die Ordonnanzen in die Kaiserloge, um zu melden. Über hundert Menschen waren verletzt, einige tot (andere starben erst nach Tagen). Man hat einen verdächtigen Mann in einem Café verhaftet, hieß es dann. Einen Italiener, der so zitterte, daß der Kellner die Polizei rief. Er hat bereits seine Komplicen verraten, sagten die weiteren Meldungen. Und als der Kaiser mit seiner Gemahlin ins Schloß spät in der Nacht zurückkehrte, wußte er schon, daß der Hauptattentäter Felix Orsini hieß.

Die Untersuchung wurde mit Eile und Eifer geführt. Schon am 25. Februar kamen die großen Schwurgerichtsverhandlungen gegen die vier Italiener. Es wurde eine ungeheure Sensation für Paris und seine Gesellschaft, und das Unglaubliche geschah: alle Welt verliebte sich in den Mörder Orsini.

„Bei den ersten Worten, die er (der Angeklagte) sprach, durchflutete eine Woge der Sympathie die Zuschauer." (Paléologue.) Er ist sich dessen auch bewußt. Er posiert. Er spricht geziert. Er brilliert und sonnt sich in dem Bewußtsein, für einige Tage im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu stehen. Jules Favre, der bekannte französische Politiker, ist der Verteidiger des Attentäters. Es kommt heraus, daß der

Mörder kein Anarchiſt, ſondern ein italieniſcher Nationaliſt iſt (oder zu ſein vorgibt). Am letzten Tage der Verhandlung läßt der Verteidiger ſeinen Klienten einen Brief an den Kaiſer ſchreiben: „Da meine Ausſagen genügen, mich in den Tod zu ſchicken, werde ich den Tod auch mutig ertragen. Ich bitte nicht um Gnade. Ich will mich nicht vor dem Manne demütigen, der meines unglücklichen Vaterlandes aufkeimende Freiheit getötet hat. Doch will ich ein letztes Mal verſuchen, meinem Vaterlande Italien zu helfen. Ich beſchwöre Eure Majeſtät, Italien die Unabhängigkeit zu geben, die es 1849 durch franzöſiſche Schuld verlor. Möchten Eure Majeſtät doch den letzten Wunſch eines Patrioten erfüllen, der auf den Stufen des Schaffottes ſteht. Befreien Sie mein Vaterland, und der Segen von fünfundzwanzig Millionen Menſchen wird auf Ihrem Gedächtnis ſein."

Als er dann zum Tode verurteilt wurde, ſchreibt er an den Kaiſer: „In wenigen Stunden werde ich nicht mehr ſein. Aber ehe ich den letzten Atemzug tue, will ich erklären, daß der Mord nicht zu meinen Grundſätzen gehört, ſondern, daß ich mich nur durch eine verhängnisvolle geiſtige Verwirrung dazu habe verleiten laſſen."

Die Pariſer Geſellſchaft ſympathiſiert mit dem unglücklichen Mörder, obwohl die Tat allgemein verabſcheut wird. Aber der Mörder iſt ſo ſchön, hat ſo ſchöne Augen und kann ſo ſchön ſprechen! Am begeiſtertſten iſt die Kaiſerin. Sie unternimmt eine Aktion und will den Kaiſer bereden, daß er den Attentäter begnadige. Der Kaiſer iſt bereit dazu. Doch die Regierung widerſpricht.

Auf der Place de la Roquette wurden die Attentäter am 13. März 1858 im Morgengrauen durch die Guillotine hingerichtet. Der Orſini ruft im letzten Augenblick in den Morgen: „Es lebe Italien".

Der Kaiſer entging auch in der Folge allen Attentaten. Es war ihm, nach ſeinen eigenen Worten, „auch nicht vergönnt, inmitten ſeiner Truppen zu ſterben." Er ſtarb ruhmlos und überlebt in England nach ſeiner Abſetzung. Eugenie, die im

Kriege die Ministerräte präsidierte, floh nach Deauville und dann ebenfalls ins Ausland nach England. Sie ist erst 1920 in Sevilla im vierundneunzigsten Lebensjahre gestorben.

31. Präsidentenmorde

Carnot

Sechsunddreißig Jahre nach dem Mordversuch Orsinis wurde wiederum ein Anschlag auf das französische Staatsoberhaupt verübt. Diesmal mit größerem Erfolge. Der französische Staatspräsident Sadi Carnot erlag dem Mörder.

Sadis Großvater ist jener Lazare Carnot gewesen, der in der französischen Revolution für die Hinrichtung König Ludwigs XVI. stimmte, dem Wohlfahrtsausschuß angehörte, das Kriegswesen der Revolutionäre leitete und sich ins Direktorium herüberrettete. Doch dann entzweite er sich mit Barras, und so konnte ihn nichts mehr davor retten, zur Deportation nach Westindien verurteilt zu werden. Carnot gelang es jedoch, nach Deutschland zu fliehen. Später söhnte sich Napoleon I. mit ihm aus. Der Revolutionsheld wurde Graf und Minister. Nach der Restauration mußte er wieder nach Deutschland fliehen: er lebte fortan in Magdeburg. Lange nach seinem Tode haben die Franzosen seine Leiche nach Paris geholt und sie im Pantheon beigesetzt.

Sein Sohn Sadi, Carnots Vater, verlebte seine Jugend in Magdeburg, ging dann nach Paris, wurde radikaler Abgeordneter in der Kammer. In der Revolution 1848 ist er Unterrichtsminister gewesen. Sein Sohn Sadi kam durch väterliche Protektion in die hohe Politik, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen. Mit dreiundvierzig Jahren war er schon Minister. Den erst Fünfzigjährigen wählte das französische Parlament zum Staatspräsidenten. Eine fabelhafte Laufbahn, eine der glänzendsten in der neueren französischen Geschichte!

Unter seiner Amtszeit, die der Mord vorzeitig abbrach, geschah jene historisch wichtige und für Deutschland verhängnisvolle Annäherung Frankreichs an Rußland.

Der Präsident wollte am 25. Juni 1894 in Lyon eine Ausstellung eröffnen. Diesen Zeitpunkt hatte sich ein italienischer Anarchist (Italien stellte neben Rußland das größte Kontingent an politischen Verbrechern) herausgesucht, um den in Frankreich sehr beliebten und auch im Auslande geachteten Staatsmann zu töten. Der Mörder hieß Caserio.

Die Straßen Lyons waren mit Blumen und Fahnen geschmückt. Die Ausstellung wurde mit vielen Festreden und Feierlichkeiten eröffnet. Der Staatspräsident durchschritt als erster, wie es die Etikette vorschreibt, die Hallen, neben den örtlichen Honoratioren und gefolgt von den geladenen Gästen. Nach einer Stunde war auch das überstanden, und der Präsident begab sich zu seinem Wagen. Man fuhr langsam, die Straßen waren voller Menschen, die den Präsidenten sehen wollten. Nicht nur das höchste Staatsamt, sondern auch die Erinnerung an seinen Großvater umgab den Gefeierten mit einem besonderen Nimbus. Wer konnte von einem seiner Vorfahren sagen, daß sein Sarg in den Gewölben des Pantheon stand, neben den großen Franzosen, neben Voltaire und Rousseau, neben den Marschällen des großen Napoleon und den berühmtesten Künstlern. Und sein Großvater war es gewesen, der den Kopf des Königs verlangt hatte.

Schon bog der Wagen in die innere Stadt ein, immer umgeben von einer Volksmenge, die dem Präsidenten zujubelte. Da sprang ein junger Mensch hervor, als wenn er Carnot aus der Nähe sehen wollte. Es ging nun alles so schnell, daß man gar nicht eingreifen konnte. Ehe noch jemand es verhinderte, stand der Mann vor dem Wagen; der Kutscher wußte nicht, was geschah, da schwang sich der Italiener schon mit einem katzengleichen Sprung auf das Trittbrett des Wagens — der Wagen hielt mit einem Ruck, viele Menschen wollten hinzueilen — doch Caserio fand Zeit, seinen spitzen Dolch dem Präsidenten in die Leber zu stechen — Carnot war fast augenblicklich tot — Caserio wurde ergriffen, und die Menge hätte ihn gelyncht, wenn die Polizei es nicht verhindert hätte. Caserio war erst zweiundzwanzig Jahre alt. Er soll

ein junger Bursche von freundlichen Umgangsformen gewesen sein; aber aus dem ein wenig stupiden Gesicht habe, so sagte man, ein stechender Blick gefunkelt. Im Verhör benahm er sich überaus frech; man hielt ihm eine Äußerung vor, die er getan hatte: „Wenn ich nach Italien zurückgelange, werde ich den Papst und den König töten." Der Italiener erwiderte: „Aber doch nicht auf einmal, die beiden gehen ja nie zusammen spazieren."

Auf die Frage, ob er seine Tat bereue und ob er sie in Aufregung begangen habe, äußerte er: „Nein, ich habe keinerlei Aufregung verspürt, ich habe ihn ins Herz treffen wollen und ich habe ihn getroffen." Er wurde hingerichtet; seine Heldenpose hielt er nicht bis zuletzt aufrecht.

*

Lincoln

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben in ihrer verhältnismäßig kurzen Geschichte schon drei Staatspräsidenten durch politischen Mord verloren: Lincoln, Garfield und Mac Kinley.

Abraham Lincoln ist der Amerikaner, der das größte Verdienst um die gewaltsame Abschaffung der Sklaverei hat. Man weiß, wie die amerikanischen Südstaaten, deren Plantagenkulturen auf den Sklavenmassen und ihrer billigen Arbeitskraft beruhten, sich wehrten. Sie scheuten nicht davor zurück, zur Wahrung ihrer besonderen „Belange" von der Union abzufallen und diese zu bekriegen. Jefferson Davis trat 1861 an die Spitze der Südstaaten, die sich zu einer eigenen Union zusammengeschlossen hatten. Davis war ein Baumwollpflanzer in Mississippi gewesen; er hatte schon lange die Sache der Südstaaten vertreten, hatte selbst zum Bruch gedrängt und leitete den Krieg, der jetzt ausbrach und der unter dem Namen „Sezessionskrieg" in der Geschichte bekannt ist.

Dies also waren die beiden feindlichen Häupter: Lincoln und Davis. Jener bescheiden, aber fanatisch, dieser klug, aber

herrschsüchtig. Es ist bekannt, daß Lincoln siegte. Davis wurde 1865 gefangen genommen und auf einem Fort Monroe interniert (später wurde er begnadigt; nach seinem Tode bauten ihm die Südstaaten in Richmond ein Mausoleum). Die Hauptstadt des Südens, Richmond, konnte von den Truppen der Nordstaaten am 3. April 1865 besetzt werden, nachdem einige Tage vorher eine Schlacht bei Petersburg (USA) den Krieg entschieden hatte. Abraham Lincoln stand auf der Höhe seiner Laufbahn, als er an der Spitze der Truppen in Richmond einzog.

Der sechsundfünfzigjährige Staatsmann konnte zufrieden sein, sowohl mit sich, wie mit der Sache, die er verfocht. Aus den einfachsten Verhältnissen hatte sich der Sohn eines Holzfällers aus Kentucky emporgearbeitet, war Bauernknecht, Bootsmann, Friseur gewesen, Advokat geworden, Abgeordneter und schließlich Präsident. Und alles im Kampfe für eine gute Sache, eine Sache, die seiner, des Abkömmlings einer Quäkerfamilie, würdig war: der Befreiung Amerikas von der Sklaverei. Auch mit dem Erfolge in diesem Kampfe konnte er zufrieden sein. Noch zwar waren nicht alle Hindernisse beseitigt, alle Schwierigkeiten waren noch nicht überwunden, aber es war doch, so konnte er sich sagen, jetzt nur noch eine Frage der Zeit, daß auch die unterworfenen Südstaaten sein Dekret vom 1. Januar 1861 anerkennen würden, das die Sklaverei mit einem Federstrich abgeschafft hatte. Eher würde er mit den Südstaaten und ihren Plantagenbesitzern keinen Frieden schließen, das stand für ihn fest. Aber sie mußten sich ihm fügen und sie würden es, wie er überzeugt war.

Nach einer Woche reiste er nach Washington zurück. Er hatte jetzt wieder etwas mehr Zeit, konnte sich Muße gönnen, und so trug er kein Bedenken, am 14. April 1865 ins Ford-Theater zu gehen, um sich bei einem Lustspiele ein wenig zu zerstreuen.

Man hatte die Präsidentenloge geschmückt. Vorne über die Brüstung hing, wie es sich geziemte, das Sternenbanner,

und drinnen standen Blumen. Die Aufführung begann; die Verfasserin Laura Keene spielte selbst die Hauptrolle, und der Präsident amüsierte sich sehr über das drollige Spiel und den lustigen Dialog.

Um ein Viertel nach Zehn krachte der Schuß. Ein Mann war während des zweiten Aktes leise in die Loge des Präsidenten getreten und hatte dem über die Brüstung gelehnten Lincoln von hinten mit einem Pistolenschuß den Kopf zerschmettert. Dann sprang der Mörder mit einem wilden Ruf: „Sic semper tyrannis“ (so geschehe es immer den Tyrannen!) über die Brüstung, blieb aber mit einem Fuß in dem Sternenbanner hängen, fiel, sprang wieder auf und lief hinkend und mit seiner Pistole um sich fuchtelnd zur Bühne, über die Bühne, zum Theater hinaus. Die Menschen waren zu Tode erschrocken. Die Schauspieler stoben auseinander und verbargen sich in den Kulissen. Kaum sah jemand, daß vor dem Bühnenausgang ein anderer Mann dem Mörder auf ein Pferd half und daß beide davonsprengten.

Das Leben des Präsidenten war nicht mehr zu retten. Der Getroffene lag röchelnd neben dem Sessel. Man wollte ihn in sein Palais bringen, wagte es aber nicht, aus Furcht, er stürbe unterwegs. So wurde er im nächsten Hause auf ein Bett gelegt. Dort starb Lincoln am folgenden Morgen.

Die politische Lage machte jedermann klar, aus welchen Kreisen der Mörder stammte. Er konnte nur für die Südstaaten gehandelt haben. Noch in der Nacht hatte man die Spur: der Mörder hieß Booth, war von Beruf Schauspieler. Der Mann, der ihn aufs Pferd geholfen hatte und ihn auf der Flucht begleitete, hieß Harold. Ein Arzt verband dem Mörder noch in der Nacht in Washington den Fuß, den sich Booth beim Herabspringen aus der Loge verletzt hatte. Es half dem Arzt nichts, daß er gar nicht wußte, um welchen Patienten es sich handelte. Man sperrte ihn ein. Auch ein Fährmann wurde sogleich in Haft genommen, weil er die Flüchtenden über den Fluß gesetzt hatte. Mit ungeheurem Aufgebot an Polizei und Soldaten riegelte man das Gebiet

Washingtons gegen Süden ab. Man hielt es für ausgemacht, daß der Mörder nach den Südstaaten fliehen wolle. Noch lange beschuldigten die Nordstaaten die Südstaaten bzw. deren leitende Politiker, daß sie den Mörder gekauft hätten, obwohl es nie bewiesen worden ist.

Erst nach zwölf Tagen entdeckte man eines Abends die Flüchtlinge in einer Scheuer bei Bowling Green in Virginia. Booth verteidigte sich und drohte jeden zu erschießen, der die Scheune betrete. Truppen belagerten ihn regelrecht. Man hätte ihn gern lebend gehabt. Aber ein Soldat schoß in die Scheuer und traf ihn. Das merkte man aber erst am nächsten Morgen, als man das Gebäude betrat und ihn gerade noch sterbend traf. Noch mit seinen letzten Worten prahlte der Meuchelmörder: „Sagt meiner Mutter, ich sei für das Vaterland gestorben. Ich habe ein gutes Werk getan."

Harald wurde mit drei anderen Komplicen gehängt.

*

Garfield

„Ich haßte ihn keineswegs, ich hatte sogar einige Hochachtung vor ihm, aber ich war überzeugt, daß das nationale Interesse seine Beseitigung gebiete und daß das Volk es wolle. Ich glaubte, Gott zu gehorchen. Ich kann mich getäuscht haben. Ich habe aus nächster Nähe auf ihn geschossen. Nur Gottes Vorsehung hätte ihn retten können."

So sagte, als man ihn verhörte, der Mann, der den amerikanischen Präsidenten James A. Garfield ermordete.

Der Schuß war am 2. Juli 1881 im Bahnhofe von Washington abgegeben worden. Garfield, ein alter Mitkämpfer Lincolns, ist einem Irren zum Opfer gefallen. Der Mörder, ein Winkeladvokat namens Karl Guiteau, nannte sich den „Kommis der Gesellschaft Jesus & Co.". Er war durch seine Vorfahren erblich belastet. Schon in jungen Jahren zeigten sich Spuren eines religiösen Wahnsinnes. Er wurde der Jünger eines Sektierers Oneida, der die freie Liebe predigte. Er selbst gründete religiöse Zeitschriften, predigte, versuchte

ebenfalls eine Sekte zu gründen, betätigte sich auf seine Weise politisch. Er behauptete, Wahlreden für Garfield gehalten zu haben, und verlangte, nachdem dieser Präsident wurde, eine Belohnung in Gestalt eines Postens: er selbst schlug vor, daß man ihn zum amerikanischen Konsul in Wien mache. Natürlich beantwortete das Sekretariat des Präsidenten diese Bewerbungsschreiben nicht. Daraufhin erschoß er den Präsidenten, der erst ein Vierteljahr im Amt war.

Garfield hatte versucht, im Geiste Lincolns die amerikanische Verwaltung von der Korruption zu befreien. Dadurch machte er sich ungeheuer viel Feinde. Denn er scheute sich nicht, durchzugreifen. Dieser Haß steckte wohl den irrsinnigen Guiteau an, und insofern handelt es sich hier, wenigstens indirekt, um einen Mord aus politischen Motiven.

Die amerikanischen Gerichte nahmen keine Rücksicht auf den Geisteszustand des Mörders, sondern gehorchten der Empörung der Öffentlichkeit. Denn man war, nicht zuletzt in Erinnerung an Lincolns Ende, bestürzt über das Schicksal des Präsidenten. Dazu kam, daß Garfield nicht auf der Stelle gestorben war, sondern sich mit seiner tödlichen Wunde noch elf Wochen quälen mußte; erst im September erlöste ihn der Tod von seinen schrecklichen Qualen.

Der Mörder wurde gehenkt (30. Juni 1882). Vorher verkündete er, daß der Himmel die Schandtat des Gerichtes rächen werde. Auf dem Schafott trug er Bibelverse vor und eine selbstgedichtete Hymne an Gott.

*

Mac Kinley

Auch dieser ermordete amerikanische Präsident war ein alter Mitkämpfer Lincolns. Mac Kinley begann eine großangelegte, imperialistische Außenpolitik zu treiben, wie sie seit ihm für die Vereinigten Staaten Tradition wurde. Unter ihm kamen die Hawaii-Inseln an Amerika; er führte Krieg mit Spanien um Kuba und die Philippinen, einen Krieg, den er

gewann. Dann sorgte er auch noch für den Erwerb eines Teiles der Samoa-Inseln.

Dieser politische Mord führt in die anarchistische Unterwelt, zu der gerade im damaligen Amerika das eigentliche Berufsverbrechertum die engsten Beziehungen unterhielt. Oft waren die Grenzen zwischen den beiden unheimlichen Bezirken des amerikanischen Lebens verwischt. Damals hatte Amerika noch keine strenge Einwandererkontrolle und bekämpfte noch nicht mit dem heutigen Fanatismus alle anarchistisch-sozialistischen Umtriebe. So führte schon die Untersuchung der Mordtat von Monza, wo der italienische König Humbert einem Anarchisten zum Opfer fiel, in gewisse Verbrecherzentralen Nordamerikas. Sie saßen in Chikago, Cleveland und Patterson. Aus einem dieser Hauptquartiere des politischen Mordes kamen auch die Mörder Mac Kinleys.

Der achtundfünfzigjährige Präsident hatte die Ausstellung in Buffalo eröffnet — eine panamerikanische Ausstellung, gemäß den imperialistischen Tendenzen gerade dieses Präsidenten. Der Präsident machte einen Ausflug zu den großen Niagarafällen; nach der Rückkehr (6. September 1901) fand im Musikpavillon der Ausstellung ein feierlicher Empfang statt, wobei der amerikanische Präsident die übliche Prozedur des allgemeinen Händedrucks über sich ergehen lassen mußte.

Leo Czogolsz war unter den Leuten, welche dem Präsidenten die Hand drückten. Es war schon auffällig, daß der junge Mann dem Präsidenten die Linke reichte. Die Rechte trug er, als sei sie verletzt, in einer Bandage. Unbedenklich reichte ihm Mac Kinley die Hand. Da krachte der Schuß, der Mörder hatte mit der Rechten unter der Binde seine Pistole gespannt. Noch ein Schuß, und der Präsident sank unter den Schreckensschreien der Umgebung dem hinter ihm stehenden Polizeipräsidenten in die Arme. „Hat man auf mich geschossen?" frug er flüsternd. Man riß ihm die Weste auf, Blut quoll hervor. „Ich fürchte, man hat auf Sie geschossen" — antwortete der schreckensbleiche Polizeipräsident.

Mac Kinley ließ sich willenlos auf eine Bahre legen, weg-

tragen und operieren. Man entfernte eine Kugel aus der Magenwand. Nach der Operation besserte sich anscheinend sein Zustand.

Man wollte den Attentäter lynchen, die Polizei entriß ihn der Menge. Er hatte in die Leute gebrüllt: „Jawohl, ich bin Anarchist." Im Gefängnis rühmte er sich seines „Tyrannenmordes".

Plötzlich, am 13. September, verschlimmerte sich der Zustand des Präsidenten. Er sprach über den Anschlag, erklärte, daß er mit dem Tode gerechnet habe. Er wüßte, ein wie verhaßter Mann er sei. In der Tat erschien Mac Kinley vielen als der Repräsentant der Trusts und der Vertreter des amerikanischen Imperialismus. Gegen Abend wurde der Patient bewußtlos. Nachts um 2 Uhr war er tot.

Die polizeilichen Ermittelungen hatten das überraschende Ergebnis, daß der Mörder nur das Werkzeug einer Frau, einer Anarchistin, war. Sie hieß Emma Goldmann und soll überaus häßlich gewesen sein. Trotzdem gehorchte ihr Leo Czogolsz sklavisch. Er war Pole und dreiundzwanzig Jahre alt. Beide verkehrten in den Prostituiertenkneipen und wurden von Berufsverbrechern beschützt.

Emma Goldmann leugnete, die Anstifterin gewesen zu sein, während der Mörder es behauptete. Trotzdem wurde auch sie, wie er, am 29. Oktober 1901 hingerichtet.

32. An der blutigen Schwelle des Weltkrieges

Die Schüsse auf den österreichischen Thronfolger am 28. Juni 1914 löste den Weltkrieg aus. Es ist überflüssig, dem Leser den Zusammenhang jener Ereignisse auseinanderzusetzen — sie sind nur zu bekannt. Verweilen wir lieber bei den Mördern und ihren Opfern.

Franz Ferdinand, der österreichisch-ungarische Thronfolger, war kein Kaisersohn. Der Sohn des Kaisers Franz Joseph, Kronprinz Rudolph, war schon am 30. Januar 1889, in seinem einunddreißigsten Lebensjahre, auf eine mysteriöse

Weise ums Leben gekommen. Es war kein politischer Mord gewesen, sondern das blutig-tragische Ende einer Liebesgeschichte. Die Erbfolge ging auf den Bruder des Kaisers über, und als er starb, auf seinen Sohn, des alten Kaisers Neffe. Dies war Franz Ferdinand.

Erzherzog Franz Ferdinand residierte in dem schönen Wiener Barockschloß Belvedere. Er hatte eine Mesalliance geschlossen, was ihm den Zorn des alten Kaisers und aller radikalen Legitimisten zuzog. Die Gräfin Chotek war seine Erwählte. Nach vielen Schwierigkeiten ist die „illegitime" Nichte vom Kaiser zur Herzogin von Hohenberg erhoben worden. Franz Joseph bestand aber darauf, daß die Nachkommenschaft aus dieser Ehe nicht der Thronfolge würdig sei. Erzherzog Franz Ferdinand mußte 1900, am 28. Juni (der auch sein Todestag wurde), förmlich und feierlich auf den Erbfolgeanspruch seiner Kinder verzichten. Der alte Kaiser vergab der Herzogin von Hohenberg niemals, daß sie sich in die kaiserliche Familie gedrängt hatte, und ließ sie selten in seine Nähe. Der Hof haßte das Thronfolgerpaar. Die Etikette des Hofzeremoniells wurde peinlich eingehalten: Die morganatische Gemahlin des künftigen Kaisers von Österreich-Ungarn kam im Rang hinter den jüngsten Erzherzoginnen zu stehen.

Man kann nicht sagen, daß die Herzogin von Hohenberg sich durch ihr Betragen, durch ihre Leutseligkeit, oder überhaupt durch ihr Auftreten trotzdem die Sympathie des Hofes oder des Volkes erobert hätte. Auch der Erzherzog Franz Ferdinand, ihr Gemahl, war nicht beliebt. Man fürchtete ihn. Seine Geistesgaben und vor allem seine allen bekannte Willensstärke verschafften ihm wohl Achtung, aber zugleich eine glänzende Isolierung und die schwer zu atmende Höhenluft höfischer Einsamkeit.

Im Juni 1914 fanden Manöver in Bosnien statt, dem mit serbischer Bevölkerung durchsetzten, von Österreich-Ungarn erst 1908 angegliederten Gebiete, das vorher zu der Türkei gehört hatte. Franz Ferdinands Erscheinen war zugesagt. Er reiste am 2. Juni mit seiner Gemahlin nach Südböhmen.

Dort trennten sie sich, der Erzherzog begab sich über Wien nach Triest, bestieg dort ein Kriegsschiff, das ihn über die Adria nach Bosnien trug. Inzwischen reiste seine Gattin, die Herzogin von Hohenberg, über Agram nach Ilidze-Bad, welches einige Kilometer südlich von Serajewo liegt. Von der Küste aus traf der Thronfolger hier am Donnerstag, dem 25. Juni, ein. Am Samstagvormittag wurden die Manöver abgeblasen, und der Erzherzog kehrte vom Manövergelände, wo er sich den Schlußakt mit angesehen hatte, am Samstagnachmittag wieder in das Bad zurück. Am folgenden Tage geschah die Katastrophe.

Es war der St.-Veits-Tag, der 525. Jahrestag der Schlacht auf dem Amselfelde, wo das mittelalterliche Serbien einst von den Türken besiegt und unterjocht war. Es ist also auch der Jahrestag eines von uns bereits geschilderten politischen Mordes: Damals, auf dem Amselfelde, war der Sultan Murad von einem serbischen Adligen meuchlings getötet worden, was dem Serben zwar das Leben kostete, aber Serbiens Freiheit nicht rettete. Seitdem war der St.-Veits-Tag ein nationaler Gedenktag der Serben; Kossowo (Amselfeld) blieb ein Schlachtruf der Serben, der Rache an dem Landesfeinde und Kampf für Serbiens Freiheit zugleich bedeutete. Serbiens Landesfeind aber war inzwischen Österreich-Ungarn geworden.

Am Vormittag dieses Sonntags fuhr Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Gemahlin im Auto von Ilidze-Bad nach Serajewo. Vor ihm fuhr das Auto des Bürgermeisters von Serajewo mit dem Regierungskommissar. An einer Brücke fliegt eine Bombe auf das zweite Auto, prallt aber vom Verdeck ab, fällt auf die Straße und explodiert mit lautem Knall, gerade als das dritte Auto mit Offizieren des Erzherzogs diese Stelle passiert. Alle Wagen halten, ein Oberstleutnant von Merizzi ist schwer verletzt, ein Graf Boos-Waldeck leicht verwundet. Man schafft die Opfer des mißlungenen Attentats weg, und die Autos fahren in schnellster Fahrt weiter.

Als die Wagen vor dem Rathaus stoppen, springt der Thronfolger heraus und schreit den Bürgermeister von Serajewo, der schon aus dem ersten Auto gestiegen ist, heftig an: „Da kommt man nach Serajewo, und da werden Bomben auf einen geworfen. Empörend!“ — Der Bürgermeister hatte schon zu einer Festrede angesetzt, aber ihm bleibt das Wort im Halse stecken. Der Erzherzog sieht es, es tut ihm augenscheinlich leid, und er fügt ruhiger, fast begütigend hinzu: „So, jetzt können Sie Ihre Rede halten.“

Nach der langen schwungvollen Rede fragt der Erzherzog den auch anwesenden obersten Regierungsbeamten Bosniens, ob denn noch etwas Ähnliches heute passieren werde. „Das wird doch bestimmt so weitergehen! Sollen wir uns denn totschießen lassen?“

Die etwas blöden Beamten versichern das Gegenteil: Es werde nichts mehr passieren, und sie könnten jede Garantie übernehmen. So wird Franz Ferdinand beruhigt, er setzt sich wieder in das Auto. Die Herzogin von Hohenberg soll nicht mitfahren, aber sie besteht darauf, ihren Gatten zu begleiten.

Die Wagen fahren nun wieder durch die Stadt, man will jedoch nicht mehr durch die Hauptstraße, sondern einen Umweg machen. Da fährt das erste Auto verkehrt, man hält und will umkehren. Wie die Autos halten, jubelt das Publikum dem Thronfolger zu. Die Zurufe sind so laut, daß man kaum die zwei Schüsse hört, die in diesem Augenblick losknallen. Franz Ferdinand und seine Gattin sind getroffen. Der schreckensbleiche Generalgouverneur, der im gleichen Auto fährt, befiehlt schnellste Fahrt zum Schloß und versucht, die beiden blutenden Menschen zu stützen. Er hört den Thronfolger sagen: „Sopherl, stirb nicht! ... Unsere Kinder!“ Vor dem Schloß hält der Wagen mit einem Ruck, die Offiziere des Gefolges tragen den sterbenden Thronfolger, der Chauffeur des Autos die Herzogin ins Schloß. Der Erzherzog hat einen Schuß an der rechten Seite des Halses, die Schlag-

aber ist zerrissen. Um 11 Uhr stirbt er. Die Herzogin ist schon tot. Ein Geistlicher erteilte noch schnell die letzte Ölung.

Am Sonntagnachmittag werden in Serajewo von einem empörten Publikum die serbischen Geschäfte demoliert, die serbischen Cafés gestürmt und den serbischen Hotels und Klubhäusern die Fenster eingeworfen. Inzwischen sind im Schloß die beiden Leichen einbalsamiert und von dem Erzbischofe eingesegnet. Die Särge werden geschlossen und versiegelt. Montag abend fährt man sie in schwarz verhüllten Wagen zum Bahnhof, während über die Stadt der Todessalut von vierundzwanzig Kanonenschüssen donnert. Das Schlachtschiff „Viribus Unitis" bringt die Särge nach Triest, wo sie zunächst bleiben. Am Donnerstag, spät am Abend, treffen sie mit der Südbahn in Wien ein. Da die Herzogin nur die morganatische Gattin des Thronfolgers ist, dürfen die beiden nicht in der Familiengruft der Habsburger beerdigt werden. Nach einer Trauerfeier in Wien bringt man sie nach Artstetten, einem Flecken in Nieder-Österreich, nördlich der Donau, wo in der Kapelle des Hohenbergschen Schlosses in aller Stille das Begräbnis stattfindet, ohne Prunk und fast ohne Beteiligung des Hofes. Der alte Kaiser soll bei dem Empfang der Todesnachricht gesagt haben: „Der Allmächtige läßt sich nicht herausfordern. Eine höhere Gewalt hat die Ordnung wiederhergestellt."

— — — — — — — — — — — — — — —

Dieses ist die Geschichte der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, von außen, vom großen Publikum aus gesehen. Welches aber war die kausale Verflechtung der Mordtat selbst?

Der Mann, welcher die beiden tödlichen Schüsse auf das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar abgegeben hatte, hieß Princip. Man hatte ihn noch während der Tat gepackt, ihn geschlagen und auf die Polizeiwache geschleppt. Gavrilo Princip entstammte dem serbischen Bevölkerungsteil der Herzegowina; er zählte bei der Tat zwanzig Jahre. Die beiden letzten Jahre hatte der Mörder auf einem Gymnasium in

Belgrad verbracht. Er gehörte zu jener stark politisierten slawischen Jugend, die von der „Befreiung" der slawischen Landesteile Österreich-Ungarns träumte, und die bereit war, der Befreiung unter Einsatz des eigenen Lebens zu dienen. Der Gedanke des politischen Mordes war jenen Knaben und Jünglingen vertraut. Schon im Juli 1910 hatte ein bosnischer Student auf den österreichischen Statthalter in Serajewo geschossen. Der Attentäter entzog sich der irdischen Gerechtigkeit, indem er Selbstmord verübte. Auf einen hohen österreichischen Beamten Kroatiens machte ein anderer Slawe ein Attentat in Agram. Auch dieses Attentat mißlang, der Täter aber wurde hingerichtet. 1913 wurde abermals in Agram auf den österreichischen Statthalter geschossen. Die Kette der politischen Mordversuche setzte nicht aus. Man wußte, daß diese Mordtaten politischen Terrors nicht von einer nihilistischen Menschengruppe ausgedacht wurden, daß vielmehr im Geheimen politische Verbände der slawischen Nationalitäten diese Abart des Freiheitskampfes organisierten. Einer dieser Verbände hieß Narodna-Odbrana (Nationale Abwehr). Dieser Verband trat auch an die Öffentlichkeit; aber da bildete er einen harmlosen kulturpolitischen Verein, dessen Statuten durchaus in Ordnung waren. Hinter dieser Fassade trieb indessen die groß-serbische Propaganda ihr Spiel. Das Hauptquartier der Narodna-Odbrana befand sich in Belgrad.

Natürlich konnten in Belgrad, der Hauptstadt Serbiens, diese Vereine und Verbände offen auftreten, sie hatten ihre Jugendabteilungen in den Schulen, auf den Gymnasien und Handelsschulen. Gavrilo Princip gehörte während seiner Belgrader Gymnasiastenzeit einem solchen Vereine an.

Der andere Mann, der die Bomben auf den Wagen des Thronfolgers geschleudert hatte, der also den Mord eine halbe Stunde vorher vergeblich versucht hatte, hieß Nedjelko Tschabrinowitsch. Er war Setzer in der Belgrader Staatsdruckerei, stammte aus Serajewo, und seine Familie lebte auch während der Tat noch dort. In Belgrad schloß er eine schwärmerische Freundschaft mit Princip. Er

verkehrte in den gleichen nationalistischen Zirkeln wie dieser; aber sein Nationalismus vermengt sich merkwürdig mit anarchistischen und sozialistischen Phrasen. Nedjelko Tschabrinowitsch hatte zuviel Bücher gelesen.

Wer aber lenkt diese beiden? In wessen Händen liegen die Drähte, an denen diese unglücklichen Menschen wie politische Puppen hängen? In welchem Hirn entstand der Mordgedanke? Doch nicht in den Köpfen dieser beiden kleinen Leute?

Auch jener Name ist bekannt: es ist der serbische Oberst Dragutin Dimitrijewitsch, Leiter des Nachrichtenwesens im serbischen Generalstab zu Belgrad. Er gehörte einem politischen Geheimbunde, der sogenannten „Schwarzen Hand", an. Es sind dieselben Zirkel, in denen vor elf Jahren (1903) der Plan zur Ermordung des Königs Alexander und seiner Frau entstand.

Ende 1913 warf dieser serbische Oberst in einer Sitzung der „Schwarzen Hand" einen neuen blendenden Gedanken in die Debatte: Franz Ferdinand, der österreichische Thronfolger, muß beseitigt werden. Man fürchtete in Belgrad allgemein die Thronbesteigung Franz Ferdinands, den man einen Imperialisten nannte und dessen kluge, den Slawen entgegenkommende Politik man in Belgrad mehr fürchtete als irgend etwas anderes. Es wäre das größte Unglück, so meinte man, wenn es der österreichisch-ungarischen Regierung glückte, ihren slawischen Untertanen in der Selbstverwaltung so weit entgegenzukommen, daß dem Haß der verschiedenen Nationalitäten der Stachel genommen würde. Bei dem hohen Alter des Kaisers Franz Joseph konnte die Thronbesteigung Franz Ferdinands jeden Augenblick erfolgen. Dann ist Serbien verloren, sagten die Männer der „Schwarzen Hand" und mit ihnen vornehmlich der Oberst Dragutin Dimitrijewitsch — dann würde Groß-Serbien nie geschaffen werden.

Es war den Männern der „Schwarzen Hand" ein Leichtes, die Omladina, einen serbischen Geheimverband in Bosnien, ins Vertrauen zu ziehen. Der Vertrauensmann in Sera-

jewo hieß Danilo Iltsch, er war zur Zeit der Tat vierundzwanzig Jahre alt, war Lehrer und schließlich Redakteur an der serbischen Zeitung „Die Glocke". In Serajewo begann dieser Iltsch nun, das Gelände auszukundschaften und die Tat vorzubereiten.

Dahinter aber stand immer noch als der Lenker und Organisator der serbische Oberst Dragutin Dimitrijewitsch. Dieser siebenunddreißigjährige Nationalist hatte den größten Einfluß in Belgrad. Seine Clique, deren Mittelpunkt die genannte „Schwarze Hand" bildete, bekämpfte die Regierung Patschisch. Auch Patschisch, der Ministerpräsident, hatte seine Clique in der Armee, deren Mittelpunkt ebenfalls eine Geheimorganisation, die sogenannte „Weiße Hand", bildete. In einer so kleinen Hauptstadt wie Belgrad aber war es unmöglich, daß die Geheimorganisationen jener Cliquen wirklich geheim blieben. Sie waren allgemein bekannt, und auch ihre Pläne wurden schnell bekannt, man wohnte zu dicht beisammen. So kam es, daß der Ministerpräsident Patschisch durch seine Leute Wind von dem Vorhaben des serbischen Generalstabsoffiziers bekam. Patschisch wußte, wie ernst ein solches Vorhaben zu nehmen war. Gegen die Macht der „Schwarzen Hand" kam weder die „Weiße Hand" noch die Regierung auf. Hatte zudem nicht der serbische Generalstab seine besten Verbindungen mit dem russischen Generalstab! Die Verbindungen gingen nicht über die serbische Regierung. Da aber diese sich von Petersburg durchaus abhängig fühlte, mußte man in der Behandlung solcher gefährlichen Leute recht vorsichtig sein.

Deshalb soll Patschisch versucht haben, den Plänen Hindernisse in den Weg zu legen. Vor allen Dingen unterrichtete er den serbischen Geschäftsträger in Wien über die Attentatsgerüchte; freilich war das alles sehr vorsichtig ausgedrückt, aber zwischen den Zeilen stand: Warnen Sie den Thronfolger! Aber die Warnung drang nicht durch.

Schon aber waren die Mörder entschlossen, die Mordtat zu vollbringen, die der Generalstäbler wünschte. Oberst Dragutin Dimitrijewitsch besorgte aus dem Militärarsenal die

Waffen, 4 Brownings und 6 Handgranaten. In der Nähe der Stadt Belgrad, auf den Militärschießständen, wurden Gavrilo Princip und Nedjelko Tschabrinowitsch im Gebrauch der Waffen unterrichtet. Außer den Waffen bekamen sie schließlich noch jeder eine kleine Glasröhre; darin war in Watte Zyankali eingewickelt: die Meuchelmörder sollten nach ihrer Tat die Möglichkeit des Selbstmordes haben.

Am 29. Mai, einem Montag, bestiegen die Mörder, von ihren Hintermännern auch mit Geld ausgerüstet, den Dampfer. Sie fahren auf der Save nach Schabatz. Dort übernimmt sie ein Angehöriger der Geheimorganisation, der ihnen gefälschte Ausweise gibt, wodurch sie als Zollbeamte gekennzeichnet sind und sogar einen Freifahrschein auf der Bahn haben. Die beiden jungen Männer kommen nach Loschnitza. Wiederum ist ein serbischer Offizier zur Stelle, der der „Schwarzen Hand" angehört. Er übergibt die Meuchelmörder der serbischen Grenztruppe, die an dem Ufer der Drina, der Grenze gegen Bosnien, steht. Nachts bringt sie ein Fährmann über den Fluß. Sie sind nun in Bosnien, und niemand hat es bemerkt, und auch hier in Bosnien, an der Grenze, weiß man schon Bescheid. Ein Lehrer des Ortes Priboj begleitet sie und befördert die Waffen. Am 4. Juni sind die Verschwörer in Serajewo.

Während die Attentäter die kommenden drei Wochen für die weiteren Vorbereitungen benutzen, spricht sich das Gerücht von dem bevorstehenden Attentat weiter herum, in Belgrad sowohl wie in Wien. Der serbische Gesandte wendet sich an einen österreichischen Minister, der mit ihm befreundet ist, an Bilinski, dem der Statthalter Bosniens unterstellt ist. Der serbische Gesandte bringt die Rede auf die bosnischen Manöver und die Teilnahme des Thronfolgers. Er deutet vorsichtig die Gerüchte vom Attentat an; der Minister gibt sie dem Außenminister Grafen Berchtold weiter; aber alle Beteiligten nehmen das Gerücht nicht sehr ernst. So läuft sich die Warnung in der österreichischen Bürokratie tot. Selbst ein erhöhter Sicherheitsdienst wird vom Hof nicht genehmigt —

mit der Bemerkung, es sei überflüssig und eine unnötige Geldausgabe, und so fährt der Thronfolger in seinen Tod.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Princip ist in Haft, Nedjelko Tschabrinowitsch hat nach seinem Bombenwurf das Gift geschluckt, ist über eine Mauer, die die Straße vom Flußbett trennt, gesprungen. Hier aber wurde er ergriffen und ebenfalls verhaftet; das Gift wirkte nicht. Mit den beiden Meuchelmördern werden ihre Helfershelfer gefaßt. Ihnen allen, es sind vierundzwanzig, macht man den Prozeß im Oktober 1914. Währenddessen hat der Schuß Princips schon millionenfaches Echo ausgelöst: er war das Signal zum Weltkrieg.

Das Urteil in dem Mordprozeß lautet auf zwanzig Jahre schweren Kerker für den Mörder Gavrilo Princip und den Mörder Nedjelko Tschabrinowitsch, ebenso für einen ihrer Genossen, Grabsch, — alle drei konnten wegen jugendlichen Alters nicht zum Tode verurteilt werden.

Dagegen wurden einige ihrer Helfershelfer, die ihnen im Auftrag Belgrads behilflich waren, zum Tode durch den Strang verurteilt, unter ihnen jener Lehrer von Priboj, der den Verschworenen an der Grenze weitergeholfen hatte. Doch wurden nur drei hingerichtet, darunter der Lehrer. Der zum Kerker begnadigte Nedjelko Tschabrinowitsch ist ein Jahr später, im Januar 1916, im Gefängnis zu Theresienstadt an Lungentuberkulose gestorben. Nach zwei Jahren, im Frühling 1918 starb auch Princip im Gefängnis.

Wie aber erging es den Anstiftern? Am 15. Dezember 1916 glückte es dem serbischen Ministerpräsidenten Patschisch, den Führer der „Schwarzen Hand" Oberst Dragutin Dimitrijewitsch unschädlich zu machen. Er wird verhaftet wegen Geheimbündelei, vor ein Kriegsgericht gestellt, die Geheimbündelei bezieht sich natürlich nicht auf die Anstiftung zum Morde in Serajewo, sondern auf die Umtriebe im Heer gegen die serbische Regierung. Das Kriegsgericht, das über den Führer der „Schwarzen Hand" urteilen soll, wird auf Veranlassung der Regierung von den Todfeinden der

„Schwarzen Hand", den Offizieren der „Weißen Hand" gebildet. Man beschuldigt den Oberst, auch die Ermordung des serbischen Prinzregenten Alexander beabsichtigt zu haben. Das Todesurteil ergeht. Vor seiner Hinrichtung gesteht der serbische Generalstabsoffizier schriftlich, daß er der Organisator des Attentats auf Franz Ferdinand gewesen sei. Am 26. Juni 1917 wurde der eigentliche Mörder Franz Ferdinands bei Saloniki standrechtlich erschossen.

VIII.

Mord in der Parteipolitik

33. Der Tod des Demosthenes

Tyrannenmörder brachten einen Cäsar, einen Hipparch und tausend andere Diktatoren um, Könige starben unter den Dolchen und Giften ihrer geheimen Feinde, selbst Päpste sind vom politischen Mord nicht verschont geblieben. Dazwischen geschah immer der „Mord auf Befehl", der Mord auf Geheiß der Großen, und mancher der Mächtigsten dieser Welt ist auch im Mißbrauch seiner Macht zum vielfachen Mörder geworden: Tiberius, Nero, Iwan der Schreckliche, viele der Kalifen, der Sultane und Kaiser. Feldherrn mußten sterben, weil ihr Souverän voller Neid oder Argwohn auf ihre Erfolge sah. Der politische Mord verschonte auch die Frauen nicht, wie denn die Frauen selbst unter den politischen Mördern nicht fehlen. Der Durst, die Gier nach Macht, gab der weiblichen List genug Mittel des Meuchelmordes — am häufigsten und am liebsten ist den großen Mörderinnen der politischen Geschichte das Gift gewesen. Die entsetzlichen Massenmorde zogen an unseren Augen vorbei, die Proskriptionen, die Sizilianische Vesper, die Bartholomäusnacht und die großen Revolutionen. Die Attentäter sahen wir bei ihrer unheimlichen und beunruhigenden

Arbeit. Nun aber bleibt uns noch eine Kategorie des politischen Mordes zu beschreiben, der am häufigsten in der neueren Zeit wiederkehrt, weil er ins demokratische Zeitalter gehört: der parteipolitische Mord. Wir beginnen mit zwei Episoden des Altertums: mit den letzten Parteikämpfen Athens und mit den ersten Proletarierkämpfen Roms, mit Demosthenes und den Gracchen.

Erinnern wir uns an den Tod des großen Alexander. Seine Leiche wurde in Ägypten, nicht in hellenischer Erde, bestattet. Mit Griechenland war es aus. Der große Welteroberer hatte — ein gewaltiger Sämann — hellenischen Samen über den Orient gestreut, nachdem er vorher den Boden Asiens kriegerisch aufgerissen. Sein und seiner Familie Blut düngte den Boden. Die Saat ging auf. Die Blüte aber, die das Saatgut hervorgebracht, verdorrte, und Athen schrumpfte zu einer provinziellen Kleinstadt zusammen. Athens Sonne versank.

Aber noch einmal ist die Stadt unbeschreiblich schön, wie sie im letzten Glanze des Ruhmes, der Vergangenheit und ihres Genies unter der Akropolis liegt. Dort oben stand seit hundert Jahren der weiße Marmortempel der jungfräulichen Göttin Athene. Ihr Standbild mit dem großen Speer, dessen goldene Spitze man von den Schiffen schon viele Stunden, ehe sie den Hafen erreichten, draußen vom Meere erblickte, schirmte noch die herrlichste Stadt Griechenlands, die Wiege der Antike, den Hain der Akademiker, und den Hain des Lyzeums, den Markt mit der Rednertribüne. Die großen Theater, voll der Verse des Aschylos und des Euripides und Sophokles. Noch einmal, für wenige Jahre, lebt Athen auf; aber dann — ein paar politische Morde — mehr Zeichen, als Ursachen des Verfalls, und es versinkt in den Alltag einer geschwätzigen, eitlen, von der Vergangenheit lebenden, oft ehrlosen und immer kleinlich habgierigen Provinzstadt.

Alexanders Vater Philipp hatte Athen geschont. Alexander selbst hatte der Stadt ebenfalls kein Leid zugefügt. Als der Welteroberer nach Asien segelte und jenen Erdteil bis Indien durchschritt, sammelte Athen noch einmal seine Re-

ſerven, ſeine Energie und all ſeine Kraft. Täglich hatte Demoſthenes, der die öffentliche Meinung beherrſchende Publiziſt, den Untergang Alexanders prophezeit. Athen glaubte an Demoſthenes und hoffte auf den Tag, da es frei ſein würde.

In dieſen Tagen bietet Athen ein glänzendes Beiſpiel nationaler Arbeit. Von den Männern, die damals in jener an Geiſt überreichen Stadt lebten, haben zwei Weltberühmtheit für die Jahrtauſende errungen: Demoſthenes und Ariſtoteles. Aber beide beteiligten ſich wenig an dem nationalen Aufbau. Der große Philoſoph, übrigens kein Athener, ſondern aus einer kleinen Stadt in der Nähe des modernen Saloniki gebürtig, war mit ſeiner Univerſität, dem ſogenannten Lyzeum (der Name iſt in unſere Schulinſtitutionen übergegangen) beſchäftigt und hatte im übrigen ganz andere politiſche Auffaſſungen als die atheniſchen Parteien. Demoſthenes auf der anderen Seite war der Führer einer radikalen und extremen chauviniſtiſchen Gruppe. Der wirkliche Führer des nationalen Athens war ein Adliger, namens Lykurg, den man nicht mit dem berühmteren Geſetzgeber verwechſeln darf, der viele Jahrhunderte früher gelebt hatte. Dieſer Lykurg wurde von den Radikalen als Waſchlappen, als Pazifiſt und würdeloſer Staatsmann beſchimpft, während die Partei derjenigen, die ſich mit der Oberherrſchaft Alexanders abgefunden hatten, ihn als ſehr gefährlichen Nationaliſten und Revanchepolitiker bezeichneten. Doch das iſt nicht zu verſtehen, wenn wir nicht vorher einige Worte über die Parteien im Athen des Jahres 330 vor Chriſtus ſagen.

Beginnen wir bei jenen Pazifiſten, die von Unabhängigkeit, von Freiheit, von nationaler Ehre nichts wiſſen wollten, die das alles für Unſinn erklärten und keinen andern Rat als den der völligen Unterwerfung unter die mazedoniſche Oberhoheit gaben. Dann war da eine Gruppe, die ebenfalls für Verſtändigung eintrat, jedoch aus einem anderen Grunde: dieſe Männer hielten Mazedonien nicht für den Erbfeind,

sondern für einen Bestandteil Griechenlands, ebenso wie es Theben, Sparta oder Athen sei; als Erbfeind aber betrachteten sie den Perser, und sie meinten, gegen ihn führe der Mazedonier ganz Griechenland, um Rache für die frühere Bedrückung zu nehmen. In diesem Sinne beurteilten sie den Alexanderzug. Dieser Gruppe hatte etwa der große Publizist Isokrates angehört, ein ausgezeichneter Mann, der noch bei Sokrates, Plato und Xenophon verkehrt hatte und in glänzenden Reden (die nachher als Broschüren veröffentlicht wurden) für sein hellenisches Ideal kämpfte. Aber als in der Niederlage bei Chäronea der mazedonische Wille, auch politisch über Griechenland zu herrschen, allzu offenbar wurde, da verzweifelte der damals schon achtundneunzigjährige Isokrates wohl an seiner Anschauung: er gab sich den Tod, wie es heißt, indem er nichts mehr aß. — Dies war also die zweite Partei, die man panhellenisch nennen konnte, da sie nicht die Stadtstaaten Athen, Sparta, Theben, Korinth, und wie sie alle hießen, als selbstherrlich gelten lassen wollte, sondern nur ihre hellenische Gesamtheit. Es kam nun eine dritte Gruppe, die diese Auffassung nicht teilte, sondern an Athen festhielt; diese Politiker aber meinten, daß es nach dem verlorenen Kriege, nach der Niederlage von Chäronea und nach dem Friedensdiktat der Mazedonier, die bis an die Zähne bewaffnet seien, während Athen ziemlich wehrlos dem Siegerwillen anheimgegeben wäre — daß es angesichts einer solchen außenpolitischen Lage unverantwortlich wäre, Katastrophenpolitik zu treiben. Man müsse vielmehr in aller Stille das besiegte Staatswesen wieder aufbauen, vor allem den zerrütteten Staatshaushalt in Ordnung bringen und alle Kräfte sammeln, damit eine bessere Zukunft ein widerstandsfähiges Athen finde. Dem nun widersprachen mit aller Schärfe die Extremen um Demosthenes und Hyperides, die den Krieg um jeden Preis predigten, gegen jede Verständigungspolitik kämpften, jedes Nachgeben als Hochverrat anprangerten und sich die einzigen Hüter der nationalen Freiheit und Ehre nannten.

Welche Führer hatten nun die verschiedenen Parteien im damaligen Athen? Isokrates war tot. Aristoteles hielt sich von der Politik fern, machte aber keinen Hehl daraus, daß er mit Mazedonien sympathisiere; war er doch der Erzieher Alexanders des Großen gewesen und korrespondierte er noch immer mit dem Welteneroberer, der ihn übrigens finanzierte. Von den panhellenischen Ideen hielt er freilich auch nichts. Jedenfalls schied er als Parteiführer aus. Die Verständigungspolitiker hießen Aschines und Demades; es war allgemein bekannt, daß sie von Alexander und von der mazedonischen Regierung Subventionen bekamen, die sie nicht für die Wissenschaft verausgabten, wie Aristoteles. Zu der mazedonien-freundlichen Verständigungspartei gehörte aber auch der Marschall Athens, der unbestechliche, einfache und biedere Phokion. Er war nämlich als Militär davon überzeugt, daß ein Krieg Athens mit den Heeren des Siegers von Chäronea politischen Selbstmord bedeute. An der Spitze der kriegswilligen Opposition standen Demosthenes und Hyperides. Jener war der erbittertste Feind Mazedoniens und trieb die Logik jener Einstellung soweit, daß er zum Anschluß an die Perser riet, ein recht merkwürdiger Rat, denn die Perser hatten die griechische Freiheit früher und auch mehr bedroht als die Mazedonier. Die Gegner des Demosthenes behaupteten, er habe Gelder von der persischen Regierung empfangen, und manche modernen Forscher sind der gleichen Ansicht. Jedenfalls war Demosthenes ein glühender, fanatischer Patriot; aber noch mehr war er ein Genie der Publizistik. Trotz seiner gewaltigen Popularität wurde er doch in jenen Jahren von seinen Parteigegnern beiseite gedrängt. Man machte das ähnlich wie heute: in Skandalprozesse verwickelt, der Bestechlichkeit, Korruption und Verbindung mit Betrügern angeklagt, wurde er verurteilt und mußte ins Exil (324). In Athen herrschte aber auch nicht die mazedonische Partei, und nicht die Verständigungspolitiker hatten die Staatsgeschäfte in Händen, sondern jener kluge und rechtschaffene Lykurg. Er tat, was ein verstän-

diger Staatsmann tun konnte: Er sanierte die Finanzen, indem er Ordnung in den Staatshaushalt brachte; er führte die vernünftigsten Reformen durch; und schließlich begann er, die militärische Vorbereitung für eine bessere Zukunft zu treffen, indem er vor allem die Flotte neu aufbaute. Während er aber das alles tat, weigerte er sich entschieden, auch um den Preis seiner Popularität, eine aggressive und großsprecherische Außenpolitik zu treiben, die zu Katastrophen führen konnte.

Als jedoch das große Ereignis, der Tod Alexanders, eintrat, war dieser Lykurg schon tot. Dagegen tauchte plötzlich Demosthenes wieder auf, übrigens feierlich aus der Verbannung zurückgeholt und mit einem offiziellen Empfang geehrt. Die Kriegsrufe der Katastrophenpolitiker fanden jetzt Gehör. Wer hätte diesem Redner, diesem glühenden Menschen auf der Tribüne, diesem vielleicht begabtesten Publizisten aller Zeiten in einem solchen Augenblick das Gegengewicht halten können? Niemand in Athen konnte es. Niemand in Griechenland konnte es. Und von diesem Rufer gerufen, kamen die übrigen Griechen, um mit Athen wieder die Freiheit zu erkämpfen.

Wir müssen uns ausmalen, wie erregt, wie leidenschaftlich bewegt die politische Atmosphäre damals war. Die bestochenen Verständigungspolitiker waren in Lebensgefahr; Aschines schon längst entflohen und erledigt; Demades half sich freilich, indem er schleunigst zur Partei des Demosthenes übertrat. Der Marschall Phokion, der die Katastrophenpolitik nicht mitmachte, wurde wegen Hochverrats verurteilt und mußte den mit Schierlingssaft gefüllten Becher des Henkers trinken. Der Schierlingsbecher war auch für den großen Philosophen bereit; denn man klagte nun auch Aristoteles wegen Komplotts mit dem Feinde an; Aristoteles in seiner kalten, überlegenen Art, äußerte sich verächtlich über das athenische Volk: „ich will sie davor bewahren, sich zum zweitenmal an der Philosophie zu versündigen", womit er auf

des Sokrates Schicksal anspielte, der achtzig Jahre früher auch den Schierlingsbecher eines athenischen Henkers hatte trinken müssen. Aristoteles verließ Athen. Phokion aber hat nicht die Flucht gewählt; seine Beseitigung war ein ruchloser politischer Mord.

Gleichwohl ist es bewundernswert, wie nun ein letztesmal in seiner Geschichte Athen an der Spitze Griechenlands kämpft, mit welchem Heroismus der aussichtslose Feldzug der Katastrophenpolitiker um Demosthenes ausgeführt wird, und mit welcher Aufopferung nach kurzer Zeit nicht nur die einfachen Bürger, sondern auch die Generäle Athens den Heldentod sterben. Dies ist das letzte kriegerische Leuchten athenischen Geistes, wie vorher die kluge und vernünftige Sanierungsarbeit des Lykurg das letzte Aufleuchten des staatsmännischen Genies der Stadt unter dem Tempel der jungfräulichen Athene gewesen war.

Die Katastrophe dieser Selbstmordpolitik, gegen die waffengeübten und vorzüglich ausgestatteten Heere der Generäle Alexanders zu kämpfen, kam überschnell. In solchen Kriegen geschehen wohl Wunder der persönlichen Tapferkeit, aber keine Wunder des Erfolges. Binnen Jahresfrist war alles verloren — selbst die Ehre. Athen mußte 322 einen Frieden annehmen, der es für alle Zeiten politisch erledigte. Seine Demokratie, die berühmteste der Antike, wurde sehr einfach dadurch beseitigt, daß an Stelle des allgemeinen Wahlrechts nun ein auf die Reichsten beschränktes Klassenwahlrecht gesetzt wurde. Athen behielt einige kommunale Selbstverwaltung; im übrigen wurde es eine Provinzstadt des mazedonischen Reiches. Einige Jahre später konnte es geschehen, daß der Diadoche Demetrius seinen Harem in den Parthenontempel einquartierte, weil er mit Athene Hochzeit feiern wolle, wie er sich spottend ausdrückte. Athen ertrug es.

Ein Trost mag für den Geschichtsschreiber dabei sein. Kein großer Athener überlebte die Katastrophe. Der eine Führer der nationalistischen Partei, Hyperides, wurde auf der

Flucht festgenommen und umgebracht. Gegen Demosthenes aber beantragte kein anderer als Demades, der sich schnell wieder auf die andere Seite geschlagen hatte, das Todesurteil. Athen, in dem jeder Widerstand erloschen war, sprach das Todesurteil aus. Demades selbst wurde übrigens einige Jahre später von den Mazedoniern wegen einer abermaligen Verräterei ermordet.

Demosthenes hatte es wie Aristoteles gemacht und war geflohen. Aber beide verlängerten dadurch nicht ihr Leben. Aristoteles starb eines natürlichen Todes unmittelbar nach der Flucht aus Athen, Demosthenes aber holten die Häscher ein, als er sich auf einer kleinen Insel vor der griechischen Küste befand. In einen Poseidontempel, das Heiligtum des Meergottes, war er geflohen; aber der Tempel war umstellt, und der Athener verloren. Noch einmal sehen wir die große Gestalt zwischen den Tempelsäulen aus Marmor stehen: den Blick aufs Meer gerichtet, das unten mit weißer Brandung die Felsenküsten umsäumt und in der Ferne sich kaum von den Umrissen der Inseln unterscheidet, die einst alle seiner Heimatstadt Athen untertan waren. Demosthenes sah das alles, umfaßte es noch einmal mit dem Blick, dann bat er um einen Augenblick Frist, zog sein kleines Schreibwerk hervor, schrieb ein paar Worte und führte dann den Stift zum Mund, als dächte er über irgend etwas nach. Er stürzte nieder, noch ehe die Schergen ihn fassen konnten — in dem Stift hatte er ein starkes Gift bei sich getragen. Und am Rande des Meeres versank blutig rot die Sonne Griechenlands.

Auf dem Täfelchen stand: „Demosthenes dem Antipater". Es war nichts als eine hellenische Geste: erhaben, aber leer. Antipater gehörte die Zukunft: Mazedonien herrschte fortan über dieses Meer und jene Inseln am Horizonte.

Später aber kamen die Römer und nahmen es für sich. Antipaters Enkel wurde ermordet, er war der letzte seines Geschlechts.

34. Das Blut der Gracchen

„Die wilden Tiere, welche Italien bewohnen, haben ihre Höhlen, ihre Schlupfwinkel. Die römischen Bürger aber, welche für Italien kämpfen und sterben, haben nicht einmal eine Höhle, nicht einmal einen Schlupfwinkel, sie haben keine Lagerstatt, sie haben nichts, außer Licht und Luft. Heimatlos, ohne Haus und ohne Stätte, irren sie mit Weib und Kind umher. Unsere Generäle lügen, wenn sie vor den Schlachten die Soldaten auffordern, die Heiligtümer der Heimat und die Gräber der Väter gegen die Feinde zu verteidigen. Von so viel Römern hat kein einziger einen väterlichen Altar, einen heiligen Herd oder einen Grabhügel seiner Vorfahren. Die römischen Bürger, die kein Stück Erde ihr eigen nennen, heimatlos und vaterlandlos sind, müssen für die Schwelgerei der anderen und für den Reichtum der anderen kämpfen und sterben, obwohl man sie die Herren der Welt nennt."

Fast ein Jahrhundert vor Cäsar hielt Tiberius Gracchus diese Rede vor der römischen Volksversammlung.

Mit jenen Römern, die schlechter als die wilden Tiere daran seien, und die ihr Blut für die Prasserei der Reichen vergießen müßten, meinte der Gracche das römische Proletariat.

Der Name Proletariat ist damals entstanden. Aber der heutige Begriff ist dem damaligen Tatbestand völlig fremd. Die römischen Proletarier waren keine Arbeiter. Die körperliche Arbeit wurde im alten Rom fast ausnahmslos von Sklaven getan. Die römischen Proletarier waren also keine Arbeitslosen im modernen Sinne, denn die Vorstellung, daß sie arbeiten sollten, war ihnen unerträglich. Der römische Proletarier hatte nur einen einzigen Beruf: römischer Bürger zu sein. Dieser Beruf war sein Erwerb, und soziale Unruhen entstanden erst dann, wenn der Beruf des stimmberechtigten römischen Bürgers (die Stimme zu verkaufen) seinen Mann nicht mehr nährte.

Die Stadt Rom wurde um die Mitte des zweiten Jahr-

hunderts vor Christus das Sammelbecken der ausgeerbten Bauernsöhne, sowie der ausgekauften und vom wachsenden Großgrundbesitz von ihrer Scholle vertriebenen Bauern. Eine Zeitlang war es möglich, diese teils freiwillig, teils unfreiwillig aus der italienischen Landwirtschaft nach Rom flüchtenden Bauern in der Armee unterzubringen. Mit ihnen hat Rom Spanien, Südfrankreich, Nordafrika, die Balkanhalbinsel und Teile Kleinasiens erobert. Sobald aber diese großen Heere in die Heimat zurückkehrten, erhob sich das Problem ihrer wirtschaftlichen Unterbringung. Manchmal glückte es, die Exsoldaten, die Veteranen, wieder hinaus ins Weltreich zu führen und anzusiedeln. Die römischen Kolonisten in allen Teilen des Reiches, in Norditalien und im übrigen europäischen, afrikanischen und asiatischen Teil des römischen Weltreichs bestanden aus diesem wertvollsten Menschenmaterial.

Aber es glückte nur manchmal. Die Proletarier in Rom erhielten nicht nur fortdauernd Zuzug, sondern vermehrten sich auch selbst. Die Gracchen waren nicht die ersten weitblickenden Männer aus den herrschenden Schichten, die die daraus entstehende Gefahr erkannten und auf Abhilfe sannen. Die beliebtesten Rezepte jener altrömischen Sozialpolitik bestanden in der Bekämpfung des Großgrundbesitzes. „Laßt uns die großen Güter zerschlagen und wieder Bauerngüter schaffen", sagten die Sozialreformer. Ein Licinius Grassus wollte 145 v. Chr. den Boden Italiens neu verteilen lassen, aufgeteilt in Güter von sieben Morgen. Fünf Jahre später machte Gaius Lälius den Vorschlag, den staatlichen Grundbesitz unter die Proletarier aufzuteilen. Aber der staatliche Grundbesitz war tatsächlich zum Teil seit Generationen in Besitz und in der Verwaltung des römischen Hochadels. Lälius stieß also auf den erbitterten Widerstand der aristokratischen Partei. Er gab den Kampf gegen diesen Widerstand auf und erhielt zur Anerkennung den ehrenden Beinamen: „der Verständige". Wieder fünf Jahre später aber wurde jener Gedanke, der damals gleichsam in der rö-

mischen Luft lag, von einem Aristokraten selbst aufgegriffen; es war der ältere Gracchus.

Tiberius Gracchus, aus dem sempronischen Adel väterlicherseits, war durch seine Mutter ein Abkömmling des cornelischen Adels, dem die berühmten Scipionen entstammten, die Hannibal besiegt und Karthago zerstört hatten. Planvoller als seine Vorgänger ging Tiberius Gracchus an sein Vorhaben. Um sich die äußere Stellung im Staate zu schaffen, die ihm die Verwirklichung erlaubte, bewarb er sich um das uralte Amt der Volkstribunen. Die staatsrechtliche Form des Volkstribunats, aus ganz anderen sozialen Verhältnissen hervorgegangen, als sie im gracchischen Rom bestanden, ist sehr kompliziert. Es genügt aber hier, zu wissen, daß der Volkstribun Immunität genoß, also unverletzlich war, daß er ferner ein Vetorecht gegen Verordnungen der Konsuln (der höchsten republikanischen Beamten Roms) und in den Volksversammlungen die ausschlaggebende politische Stellung inne hatte, die ihn gleichsam zum Minister dieser altrömischen Parlamente machte. Auf der anderen Seite behielt freilich das Herrenhaus Roms, nämlich der Senat, sein Übergewicht. Bis auf Cäsar ist der Senat auch das Machtinstrument der aristokratischen Partei geblieben, die sich gern mit der Republik überhaupt identifizierte.

Wenn also Tiberius Gracchus als Volkstribun ein sozialpolitisches Gesetzwerk schaffen wollte, mußte er es in dem Volksparlamente gegen den Staat durchsetzen. Der große Gesetzentwurf des Gracchus, mit dem er seine Tätigkeit eröffnete, wurde also dem Senat gar nicht erst vorgelegt, sondern ging unmittelbar an das Volksparlament. Das war formal-juristisch zulässig, widersprach aber dem herrschenden Brauch, so daß sich sofort eine staatsrechtliche Streitfrage erhob.

Der Gracche mochte sich sagen, daß er auf jeden Fall, wie er es auch beginne, den aristokratischen Senat gegen sich habe. Sein Gesetzentwurf würde also im Senat abgelehnt werden;

indem Gracchus den Senat überging, vermied er eine parlamentarische Niederlage.

Nach den alten Gesetzen der Gemeinde Rom gab es eine Grenze für den Landbesitz nach oben. Dieses Gesetz griff Gracchus auf. Es hieß: Niemand darf mehr als fünfhundert Morgen Gemeindeland haben. Das Gesetz war längst nicht mehr in Anwendung. Gracchus zog es wieder aus dem Dunkel hervor und verlangte, daß der Großgrundbesitz, der größer sei, zugunsten des Proletariats enteignet würde. Aus dem so verstaatlichten Land sollten bedürftige Bürger Bauerngüter zu je dreißig Morgen erhalten, mit der Klausel, daß es nur Besitz, nicht Eigentum sei, daß es also nicht weiterverkauft werden könne.

Dieser Gesetzentwurf wurde in leidenschaftlichen Sitzungen angenommen. Der Senat ließ alle Minen springen, aber er konnte nichts ausrichten. Sogar das bewährte Mittel der Bestechung nutzte nichts. Gracchus hatte mit seiner Beredsamkeit nicht nur die Massen in Rom hingerissen; auch aus der Umgebung, ja aus weitentfernten Landschaften Italiens strömten die kleinen Leute, soweit sie das Bürgerrecht besaßen, nach Rom, um ausnahmsweise einmal ihre Stimme abzugeben: für Gracchus. Gracchus war der Held des Tages. Der Einspruch des Senates blieb wirkungslos, wenn er auch genügte, Gracchus ernsthafte Schwierigkeiten zu machen. Die Senatspartei hatte einen anderen Volkstribunen, wahrscheinlich durch Bestechung, veranlaßt, Einspruch zu erheben (jeder Tribun besaß das Vetorecht). Gracchus, im Gefühle seiner Macht, ging nun weiter, als es ihm die Verfassung erlaubte; er ging über den Einspruch hinweg; ja, er ließ den feindlichen Volkstribunen des Amtes entsetzen.

So war denn die Landreform Gesetz. Wie aber das ungeheure Enteignungswerk und diese Massensiedlung römischer Proletarier praktisch durchführen? Auch fehlte jedem neugeschaffenen kleinen Gut das Haus, die Geräte und das Saatkorn. Woher das Geld dafür nehmen?

Ein glücklicher Zufall schuf Rat. Ein König in Kleinasien,

so ein von Rom abhängiger Schattenkönig, der im Römischen Reich die Rolle wie ein reicher Maharadscha heute im britischen Imperium spielte, vermachte seinen ungeheuren Reichtum dem römischen Volk. Wenigstens behaupteten so die römischen Beamten, die in der Residenz des Königs, Pergamum, weilten. Die nationalistische Partei in Pergamum selbst dagegen redete von Urkundenfälschung. Jedenfalls aber wurden die Schätze nach Rom geschafft. Wie groß mag die Wut des Senates gewesen sein, als der Volkstribun Tiberius Gracchus dieses Geld mit Beschlag belegte, um damit die Anschaffungen für die Siedlungen zu bestreiten!

In diesem Augenblick holte der Senat zum entscheidenden Gegenschlag aus. Die Amtszeit des Tribunen war abgelaufen (133 v. Chr.). Gracchus wollte auch darüber hinweggehen und sich wiederwählen lassen. Es kam zu stürmischen Szenen. Wiederum legten andere Tribunen ihr Veto ein; doch Tiberius Gracchus dachte nicht daran, zurückzutreten. Ein zähes Ringen setzte ein, die Volksversammlung tagte in Permanenz, und nebenan in einem Tempel tagte der Senat. Die beiden gesetzgebenden Körperschaften kämpften gegeneinander. Die Senatoren hatten dieses Mal dafür gesorgt, daß sie über eine Schar entschlossener Männer verfügten. Kein Mensch wußte, was die nächste Stunde bringen würde. Würde Gracchus siegen? Aber auch dann war an ein Nachgeben des Senates nicht zu denken. Dachte Gracchus an einen Staatsstreich? Der Senat behauptete es nicht nur, sondern klagte ihn des Strebens nach der Königskrone an. Ein Senator, Nasica mit Namen, forderte die Todesstrafe und sofortige Verhaftung. Der geschäftsführende Konsul weigerte sich, einen solchen groben Verfassungsbruch auszuführen. Aber noch während über diesen umstürzlerischen Antrag hin und her geredet wurde, begann am Nordfuße des Kapitolischen Hügels der Straßenkampf. Der Anhang des Senates überfiel die anscheinend unbewaffnete Volksversammlung. Ein furchtbares Morden war das Ende. Im Tumult wurden Gracchus erschlagen, dreihundert seiner Anhänger getötet, viel mehr noch

gefangengenommen. Der Angriff auf das Proletariat war zu plötzlich gekommen, als daß der neu errichteten Diktatur des Senates ein Widerstand entgegengesetzt worden wäre. Der Senat hielt die Anklage wegen Hochverrats aufrecht und ließ alle gefangenen Anhänger der gracchischen Partei in den Kerkern Roms erdrosseln. Nasica aber, der Führer der aristokratischen Partei, wurde Pontifex Maximus.

Damit war der Gesetzentwurf des Gracchus freilich nicht erledigt. Die aristokratische Partei ließ im Gegenteil die Siedlung weiterführen. Andere politische Probleme traten in den Vordergrund: Sklavenaufstände, ein Aufstand in Sizilien, eine Revolution in Pergamum und ein neuer politischer Mord. Wenigstens wurde der plötzliche Tod des Scipio Africanus, des Siegers über Karthago, in der innenpolitischen Propaganda als Meuchelmord der gracchischen Partei ausgelegt; wahrscheinlich mit Unrecht. Der berühmte Scipio ist wohl irgendeiner Familienfehde zum Opfer gefallen. Im übrigen aber drehte sich die politische Debatte jener Jahre um das staatsrechtliche Verhältnis der Italiener zu der Stadt Rom. Sollte man das Bürgerrecht, also die politische Stimme und auch passives Wahlrecht, den übrigen Italienern gewähren?

In diese Debatte griff nun Gaius Gracchus ein, der jüngere Bruder des ermordeten Tiberius Gracchus. Er war dafür, den übrigen Bewohnern Italiens das römische Bürgerrecht zu erteilen. Gaius Gracchus scheint einen weiteren Blick, aber auch größere Pläne als sein Bruder gehabt zu haben. Er sah ein, daß das Problem des römischen Proletariates zur Auflösung des Römischen Staates führen müsse, und er glaubte wohl, das einzige Mittel dagegen sei die Beseitigung der Demokratie überhaupt. Die römische Politik mußte sich auf die Dauer zu einem unversöhnbaren Gegensatz der beiden Gewalten zuspitzen: Senat gegen Volksversammlung, das heißt, Aristokratie gegen Proletariat. Oder es kam zu einer vollständigen Korruption des Staates. Die mannigfachen Versuche der reichen und ehrgeizigen Politiker durch

Demagogie und Bestechung, die Laune der Massen sich dienstbar zu machen, glückten immer häufiger. Gaius Gracchus beschloß dem zuvorzukommen.

Also das, was man seinem Bruder mit Unrecht vorgeworfen hatte, nämlich das Streben nach Alleinherrschaft, wurde sein bewußtes Ziel. Er ging umsichtiger und klüger an die Verwirklichung dieses Zieles, als sein ermordeter Bruder es getan hatte — aber auch er ging in den Tod.

Das Unglück dieses Gaius Gracchus lag in der Mäßigung seiner Methoden. Wäre er eine Kraftnatur gewesen, wie später Cäsar, so hätte er im offenen Aufruhr und im brutalen Bürgerkrieg die Herrschaft über Rom an sich gerissen. Daß er sich gesetzlicher Mittel bediente, sein Ziel zu erreichen, kostete ihm das Leben.

Seine Politik war klug angelegt. Wie später Cäsar, so führte er zunächst eine ganze Anzahl von Maßnahmen durch, die geeignet waren, das Ansehen und die Macht des Senats zu untergraben. Er spielte gegen den adligen Stand der Senatoren einen anderen Stand aus, die sogenannten Ritter, welche freilich wenig ritterlich, sondern sehr bürgerlich gewesen sind. Fast alle großen Kapitalisten, vor allem die Wucherer des damaligen Roms gehörten dazu. Diesem Stande verschaffte er die Privilegien des Senatorenstandes und das ausschließliche Recht, die römischen Geschworenengerichte zu besetzen. Die Befugnisse der senatorischen Beamten wurden beschränkt. Die Finanzgesetzgebung übertrug Gracchus mehr und mehr auf die Volksversammlung. Öffentliche Aufträge erteilte von nun ab nicht mehr der Senat, sondern ebenfalls die Volksversammlung.

Die Macht dieses jüngeren Gracchus muß außerordentlich groß gewesen sein; sonst hätte er unmöglich diese ganzen Maßnahmen durchsetzen können. Formal nahm er wieder die gleiche Stellung wie sein Bruder Tiberius ein, er war Volkstribun; bedenkenlos ließ er sich jährlich wiederwählen.

Das von seinem Bruder begonnene Siedlungswerk führte Gaius Gracchus viel großzügiger fort. Er ließ nun nicht mehr

allein in Italien, sondern auch in Nordafrika und in Spanien Landverteilungen an das römische Proletariat vornehmen. Er selbst begab sich nach dem heutigen Tunis, um an der Stelle des zerstörten Karthago eine römische Kolonialstadt zu gründen.

Dieses römische Neu-Karthago ist damals nicht entstanden; erst im nächsten Jahrhundert erbaute der große Cäsar auf den Trümmern der alten Punierstadt eine römische Siedlung. Doch Gaius Gracchus fiel wie sein Bruder der mächtigen Gegnerschaft des Senates zum Opfer.

Dieser hatte seine Abwesenheit dazu benutzt, dem Gracchen durch bestochene Volkstribunen in der Volksversammlung selbst eine Opposition zu erwecken. Als Gracchus aus Afrika nach Rom heimkehrte, wurde er nicht wiedergewählt. Die Frage des Bürgerrechtes für die nichtrömischen Italiener war ihm zum Verhängnis geworden. Der Senat hatte das Proletariat überzeugt, wie schädlich es seinen Interessen sei, wenn das Bürgerrecht weiter ausgedehnt würde. Jetzt besäße der römische Proletarier ein recht gewinnbringendes Monopol. Das begriff die Masse. Über Nacht wurde Gaius Gracchus unpopulär.

Abermals hatte die römische Aristokratie gesiegt. Um den Sieg zu vollenden, inszenierte sie, wie vor zehn Jahren, Straßenkämpfe und ließ dabei auch den jüngeren Gracchus ermorden. Dreitausend seiner Anhänger wurden zum Tode verurteilt, die Leichen in den Tiber geworfen. Die römische Republik war um den Preis dieser politischen Morde gerettet.

Aber der Zersetzungsprozeß ging weiter. Das vergossene Blut der Gracchen bedeutet den Beginn der Bürgerkriege. Die Republik Rom blieb von den beiden Gewalten getragen, von einem Senate, aus ehrgeizigen und skrupellosen Aristokraten und einer Volksversammlung, die aus einer bestechlichen und zu jedem politischen Unsinn verführbaren Masse bestand. Auf der einen Seite also die Oligarchie der adligen Cliquen und auf der anderen Seite der urteilslose Pöbel — das furchtbarste Feld der Demogogie.

Erſt Cäſar beſeitigte das alles, indem er an beider Stelle die eine diktatoriſche Gewalt der Cäſaren ſtellte. Vorher aber mordeten Marius, Sulla, Pompeius und die unzählige Schar der Nachahmer ihre Gegner. Der an den beiden Gracchen begangene politiſche Mord beſeitigte keine Gefahr, wie der Senat meinte, ſondern ſchuf tauſend neue. Der Mord rächte ſich mit unzähligen neuen Morden.

Gewiß hat mit Cäſar der politiſche Mord in Rom nicht aufgehört. Auch die Kaiſer ſind, wie wir ſchon ſahen, in dieſem Punkte völlig unbedenklich und ſkrupellos geweſen. Aber das Mordſpiel blieb im Weſentlichen auf den Hof beſchränkt, und das Volk wenigſtens hatte zumeiſt ſeinen Frieden.

35. Das Blut der Medici

Die italieniſchen Städte der Renaiſſance ahmten halb bewußt, halb inſtinktiv das republikaniſche Treiben des alten Rom nach. Durch die Straßen Mailands, Perugias, Veronas, Ferraras und der florentiniſchen Republik tobten die Kämpfe zwiſchen Patriziern und Plebejern; Tyrannen wurden verjagd und ermordet; Freiheit war ein Schlagwort, das man mit hundert Beiſpielen aus den alten Schriftſtellern ſchmückte, die man damals eifrig und voller Begeiſterung las.

Mochte das Treiben im Vatikan unter den Borgia an die ſchlimmſten Zeiten der römiſchen Kaiſerzeit auf dem Palatin erinnern, die Bürgerkriege der Frührenaiſſance atmen den Geiſt der altrömiſchen Republik.

Natürlich war dieſe Nachahmung hohl. War nur eine Patina der Eitelkeit, über eine andere Wirklichkeit gelegt, um ſie erhabener, ehrfürchtiger, autoritativer zu färben. Wenn in den Predigten der Geiſtlichen die Namen der römiſchen und griechiſchen Götter auftauchten, ſo war das natürlich nicht ernſt gemeinte Vielgötterei, es war Schmuck und Rethorik.

Daran müſſen wir denken, wenn wir eine Szene dieſer zwieſpältigen Zeit beſchreiben, eine blutige Szene des parteipolitiſchen Kampfes einer italieniſchen Stadtrepublik, die an

einem geheiligten Orte spielt und diesen geweihten Ort entehrt.

Wir führen den Leser in den Dom von Florenz, in jenen herrlichen und berühmten Bau, über dem sich die Kuppel, das Werk eines großen Künstlers, wölbt; und der Name des Domes ist: St. Marien der Blumen. An einem Frühlingsmorgen des Jahres 1478, einem Sonntag, erscheint der Herzog von Florenz, Lorenzo von Medici, mit großem Gefolge im Dom. Er hat einen Festgottesdienst befohlen, einem achtzehnjährigen Kardinal, namens Raffael Sansoni, zu Ehren, der sich in Florenz bei den Herren von Pazzi, dem nach den Medici vornehmsten Geschlechte der Stadt, zu Besuch befand (der Besuch war nicht ganz freiwillig: in der Heimat des Kardinals wütete die Pest, und der Kardinal war geflohen). Die Messe begann. Aber die adligen Herren kehrten sich nicht viel an den Vorgang; die beiden Medici zum Beispiel, der Herzog Lorenzo und sein Bruder Giuliano, gingen in der Kirche umher, als seien sie auf der Promenade und nicht im Gottesdienste. Das pflegten sie immer so zu tun. Erst als die Glocken zur Wandlung erklangen, begaben sie sich nach vorne und knieten nieder. In diesem Augenblick rannten einige Männer auf sie zu. Einer von ihnen, ein Bandini, warf sich auf den Bruder des Herzogs, Giuliano, und stieß ihm, mit dem Rufe: „Du Verräter", einen Dolch in die Hüfte; Giuliano wehrte sich, aber da stieß ihm ein anderer, ein Herr von Pazzi, einen zweiten Dolch in die Brust. Krachend schlug der Medici auf die Fliesen des Domes, die sein Blut rot färbte. Auf den Herzog selbst hatten sich zwei Kleriker gestürzt und auch ihn verwundet. Die Tat ging jedoch zu langsam; das Gefolge des Herzogs lief nach vorne, einige drängten den Lorenzo aus dem Bereiche der Mörder, andere zogen die Schwerter und rüsteten sich zum Kampfe. Das Volk in der Kirche begriff nicht, daß sich ein politischer Mord ereignete, es nahm an, die Domkuppel drohte einzustürzen und drängte zu den Türen. Inzwischen hatte Lorenzo die Sakristei erreicht, immer von der Mörderschar verfolgt; doch gelang es seinen Leuten, die

schwere Türe der Sakristei zuzuwerfen; sie war aus Erz und von außen mit Gewalt nicht zu öffnen — der Herzog war gerettet, die Verschworenen verloren.

Denn inzwischen hatten sie einen zweiten Mißerfolg erlitten. Auf der Straße waren, als die Domglocken die Wandlung ankündigten, andere Adlige, geführt von den Pazzi, mit ihren Bewaffneten durch die Straßen gestürmt und hatten mit dem Schrei: „befreit die Stadt!" zum Aufstand aufgerufen. Aber das Volk auf den Straßen und Plätzen liebte die Medici und haßte die Pazzi: sie riefen: „Palli, Palli", das heißt „Kugeln" und bedeutete die im Wappen der Medici sich befindlichen Kugeln: so also lautete das Feldgeschrei der Medici-Partei in Florenz.

Und doch war es eine große politische Aktion gewesen, an deren Vorbereitungen viele Menschen und sehr vornehme Männer gearbeitet hatten. Der Erzbischof von Pisa, Salviati, hatte zu den Anstiftern gehört. Man fing ihn in Florenz, knüpfte ihn neben den Mördern an eins der Fensterkreuze des Rathauses und schnitt dann die Stricke durch, so daß die Leichen der Gehängten auf den Markt fielen, wo das „Volk" genannte Gesindel der Stadt Florenz die Körper buchstäblich in Stücke riß. Der andere Urheber des Mordes war der Neffe des damals regierenden Papstes Sixtus IV., Girolamo Riario, der Sohn einer Schwester des Papstes, der mächtigste Nepot am Vatikane. Er hatte den Anschlag organisiert. Der Papst selbst wünschte ja sehnlichst den Sturz der Medici, welche ihm politisch viel zu schaffen machten. Freilich hatte der Papst in dem Gespräch mit den beiden Führern, dem Erzbischof und dem Nepoten, gesagt: „Lorenzo von Medici ist ein Spitzbube; aber ich will unter keinen Umständen den Tod irgend eines Menschen, wohl aber einen Wechsel der Regierung." Auf die Frage des Nepoten, ob Seine Heiligkeit nicht wenigstens versprechen wolle, daß er nachträglich den Mördern verzeihe, erwiderte Sixtus: „Du bist eine Bestie. Ich sage Dir, ich will nicht. Geht und tut, was Ihr für gut haltet; aber keinem soll es ans Leben gehen."

Als Sixtus später von den umfassenden Vorbereitungen hörte, ließ er den Beteiligten nochmals sagen, daß er einen Umsturz in Florenz begrüßen würde, daß sie aber die Ehre des Heiligen Stuhles im Auge zu behalten hätten. Die Mörder dachten jedoch nicht daran, auf den politischen Mord zu verzichten. Während die Helfershelfer es mit ihrem Leben büßten und auch der Erzbischof sterben mußte, ebenso wie die Pazzi, befand sich der Hauptschuldige, der Nepot des Papstes, Riario, in Sicherheit. Er hat auch fortan viel Unglück gebracht; der Papst traute dem bestechlichen und skrupellosen Nepoten über Gebühr. Nach dem Tode des Papstes hielt sich Giralamo Riario einige Zeit auf seinen Burgen. Genau zehn Jahre nach dem Morde im Dom zu Florenz wurde jedoch auch er auf der Burg Forli (zwischen Bologna und Ancona) meuchlings erstochen.

Noch oft ist das Blut der Medici geflossen. Noch öfter aber haben die Medici anderes Blut vergossen, wenn sie sich nicht lieber des Giftes bedienten. Kardinal Ippolito von Medici wurde von einem Verwandten vergiftet (1535); dieser Verwandte, ein Alessandro Medici, wurde gleichfalls von einem Verwandten erschlagen (1537); sein Sohn starb an Gift, während seine Schwester selbst eine berühmte Giftmörderin wurde: Katharina von Medici, die französische Königin. Cosimo I. erstach seinen Sohn (1570), weil dieser seinen Bruder, einen Kardinal Giovanni, vergiftet hatte. Ein anderer Sohn Cosimos I. wurde schließlich nebst seiner Gattin von seinem Bruder und Nachfolger Ferdinand vergiftet (1587). Wobei zur Entschuldigung der Medici nur zu sagen ist, daß bei den Parteikämpfen in den übrigen italienischen Städten die anderen italienischen Adelsgeschlechter noch blutiger und mordlustiger gewesen sind.

Im 15. Jahrhundert also erschien in Florenz der politische Mord zum ersten Male im Abendlande wieder im Dienste der Parteipolitik. Die in den italienischen Stadtrepubliken auftauchenden Parteien sind natürlich keine Parteien im modernen Sinne, aber sie bedeuten doch andererseits mehr als die

durch das ganze Mittelalter tobenden Adelskämpfe. Denn es kämpfen nicht mehr Sippen gegen Sippen, Geschlechter gegen Geschlechter, sondern es bilden sich im Volke, im Bürgertum sowohl wie in der besitzlosen Schicht, Parteiungen für bestimmte Prinzipien. Daß diese Parteiungen durch den Ehrgeiz einzelner Aristokraten angefacht und von ihnen ausgenutzt wurden, steht auf einem anderen Blatt. Aber zunächst war auch im Kampfe der Pazzi gegen die Medici das Bestreben der ersteren maßgebend, das Volk von der „Tyrannis" der Medici zu befreien, der Stadt Florenz die „Freiheit" zu geben und die Verwaltung „demokratisch" zu machen.

Der Mord im Dom zu Florenz, den wir eben schilderten, brachte jenes Ziel nicht näher; im Gegenteil: dieser politische Mord und Mordversuch befestigte die Tyrannis der Medici auf mehr als ein Jahrhundert.

36. Der Tod des Lustspieldichters

„O Lessing, Lessing, komm herab und sieh den Schurken Kotzebue... und urteile" — so äußerte sich kurz vor seinem Tode G. C. Lichtenberg über den damals etwa fünfunddreißigjährigen Lustspieldichter. Einen Schurken nannte er ihn, weil er seine Dichtungen nicht leiden konnte, nicht etwa, weil er seine Politik verabscheute, von der er wahrscheinlich gar nichts wußte. Denn schließlich dürfte nur ein Mensch, außer Kotzebue selbst, etwas von dem Politiker Kotzebue gehalten haben — und dieser eine Mensch war sein Mörder, der Student Sand.

Die gegenwärtige Lage der deutschen Literatur fordert heraus, an modernen Beispielen klarzumachen, was Kotzebue in der Literatur zwischen 1780 und 1819 gewesen ist. Die Kotzebues haben sich unendlich vermehrt. Wie es ihnen geht, so erging es dem übrigens auf dem deutschen Dichter-Olymp, in Weimar geborenen Kotzebue: die Menge glaubte an ihn, unzählige schwärmten für ihn, die Theaterdirektoren priesen sein Dasein und die Schauspieler waren glücklich, seine Rollen

spielen zu dürfen. Die Großen jedoch konnten ihn nicht leiden. Goethe hat ihn mehrere Male aus Weimar herausgegrault, Schiller verachtete ihn, die Weimarer Gesellschaft litt ihn nicht unter sich, und wer überhaupt etwas in der damaligen gebildeten Welt auf sich hielt, der zitierte den Spruch Lichtenbergs. Besonders aber die jungen Dichter teilten die zeitgenössischen Autoren in drei Gruppen: a) in Goethe, b) in Genies und c) in die Kotzebues.

Der Student der Theologie Sand hatte jedoch von all dem wenig Ahnung. So verschwommen die Gedankenwelt dieses Idealisten im übrigen ist, so über jeden Zweifel erhaben bleibt die Tatsache, daß er seinen Mord nicht beging, um die Literatur zu säubern, sondern um das Vaterland zu retten.

Es war eine merkwürdige Zeit. Nur wenige Jahre lag der Wiener Kongreß zurück, auf dem die Gewandtheit einiger Minister Deutschlands unfähigen Diplomaten jede Frucht der siegreichen Befreiungskriege wegnahmen, und bei dem der Walzer seinen Einzug in die gute Gesellschaft hielt. Wie ein böser Geist war Napoleon über die Erde gegangen, aber gebannt und auf jene ferne Felseninsel südlich des Aquators versetzt. Ein Menschenalter lag die große französische Revolution zurück, sie hatte indessen, so schien es, gar nichts geändert. In den Tuilerien regierte der Bruder des geköpften Ludwigs XVI. nun als König Ludwig XVIII. Die von Napoleon gestürzten Dynastien in Spanien, Portugal, Sardinien und Toscana waren wieder auf ihre Thronsessel gestiegen, und nur die in Parma regierende Erzherzogin Marie Louise, Napoleons entschädigte Gattin, erinnerte an den tollen Spuk Bonaparte. Natürlich hatte sich trotzdem viel geändert, und eben deshalb war die Zeit so merkwürdig, weil man es von seiten der Obrigkeit nicht wahrhaben wollte. Ein adliger Herr aus dem Rheinland, der Fürst Metternich, hatte die Parole ausgegeben, an der hergebrachten Ordnung der Dinge festzuhalten und so zu tun, als wenn weder die französische Revolution, noch Napoleon, noch die Freiheitskriege gewesen seien.

Als im September 1818 die Weinreben reifer und reifer wurden, hatte dieser Fürst Metternich, Österreichs Bundeskanzler, die Domäne Johannesberg am Rhein bezogen, die von den Fuldaer Fürstäbten gebaut, nun aber Metternichs Dotationsgut war. Auf diesem Landsitze, umgeben von den unabsehbaren Weinbergen des Rheingaues, beriet sich der österreichische Politiker mit dem preußischen Staatskanzler Hardenberg und anderen deutschen Ministern. Metternich hatte sie alle übers Ohr, ohne daß sie es merkten. Sechs Wochen später begann in Aachen eine Konferenz, an der der österreichische Kaiser, der russische Zar, der preußische König und die Botschafter der Großmächte teilnahmen. Auf diesem Kongreß wurde ein Geheimbündnis gegen Frankreich geschlossen; Preußen, Rußland, Österreich und England beauftragten ihre Generalstäbe, insgeheim und gemeinsam Aufmarschpläne gegen Frankreich auszuarbeiten — man fürchtete immer noch die Revanche Frankreichs für die Befreiungskriege. In den innerdeutschen Angelegenheiten aber kam man nicht weiter, wollte man nicht weiter kommen. Die Monarchen fuhren nach Hause.

Was die Staatsmänner versäumten, gedachten die Studenten der deutschen Universitäten nachzuholen. Enttäuscht über den Ausgang der Befreiungskriege, entrüstet über die Rückkehr absolutistischer Regierungsformen vorrevolutionärer Zeit, aber aufgeweckt durch all das, was seither geschehen, auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Waterloo, in der Dichtung durch Goethe und Schiller, in der Philosophie durch Kant und Fichte, beschlossen die Studenten, keineswegs den Dingen ihren Lauf zu lassen, sondern dem Rade des Schicksals mit kräftigen Armen in die Speichen zu greifen.

Man verschwor sich, man hielt Heerschau ab, gründete Verbände und geheime Konventikel und berauschte sich an erhabenen Beispielen und großen Programmen. Die Hochschulen wurden von den Burschenschaften beherrscht, ihre Hochburg war Jena. 1817 hatten die Studenten das große Wartburgfest gefeiert, das Verbrüderungsfest der deutschen

Burſchen. Es wurden dort drei Bücher verbrannt und in gewaltigen Reden wurde beſchworen, Deutſchland zu einen und glücklich zu machen. Leider fand ſich kein Führer, der dieſen ſchönen Schwung der Jugend ſtaatsmänniſch benutzt hätte. So iſt es zwar ein Jammer, aber kein Wunder, daß die jugendlichen Beſtrebungen mehr Unheil als Heil anrichteten.

Unter den drei verbrannten Büchern war auch ein Buch Kotzebues, freilich kein Luſtſpiel und auch keins ſeiner rührſeligen Tragödien, ſondern eine deutſche Geſchichte, welche Kotzebue vor einigen Jahren verfaßt hatte. Wahrſcheinlich erfolgte die Verbrennung mit Recht, denn ſogar Goethe, der doch in dem Ländchen, in dem dieſes Autodafé geſchah, Miniſter war, freute ſich darüber in dieſen Verſen an Kotzebue:

„Du haſt es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geſchrieben.
Daß du dein eigenes Volk geſcholten,
Die Jugend hat es dir vergolten."

Aber die Studenten haßten Kotzebue wohl weniger wegen dieſer Schrift, die nur wenige geleſen haben mochten, ſondern weil ſie glaubten, Kotzebue ſei ein ruſſiſcher Spion.

Dieſes Gerücht war zwar falſch, aber erklärlich. Kotzebue hatte ein abenteuerliches Leben hinter ſich. Er war als ein junger Menſch in ruſſiſche Dienſte getreten, dort Hofrat geworden, hatte dann in Weimar und anderswo ein Blättchen redigiert, war während der franzöſiſchen Revolution nach Paris gegangen, dann wieder nach Rußland, wo man ihn, man kann wohl ſagen: aus Verſehen, als politiſch verdächtig feſtnahm, verurteilte und nach Sibirien ſchickte; zwar geſchah ihm nach einiger Zeit ſein Recht und er konnte ſein Gut in Eſtland beziehen, von wo aus er publiziſtiſch gegen Napoleon kämpfte, und ſchließlich wurde er noch ruſſiſcher Generalkonſul in Königsberg. Aber mit ſeiner großen politiſchen Karriere, die er ſich erträumt hatte, war es doch aus. Er kehrte nach Deutſchland zurück, dichtete weiter Luſtſpiele und Tragödien, was die ganzen Jahre vorher ſchon ſeine ge-

winnbringendste Tätigkeit gewesen war. Kotzebues politischer Ehrgeiz und diplomatische Geschäftigkeit, die ihm schließlich das Leben kosten sollte, erschöpfte sich darin, daß er ab und zu Berichte über die politische Lage in Deutschland nach Petersburg schickte, wo man sie weder wünschte noch las. Wahrscheinlich rühmte er sich seiner Berichte noch, so daß sein Ruf als Spion nicht weiter verwunderlich ist. Behauptete dieser aufgeblasene, eitle Mann doch unaufhörlich, daß er jeden geheimen Gedanken des Zaren kenne.

Die Jugend nahm dies alles viel zu ernst. Wie die Welt sich denn überhaupt in jenen jungen Köpfen wunderlich genug malte. Auf den Kneipen wurden die Lieder gesungen mit dem Refrain:

„Noch bellt der Kamtz- und Schmalzgesell,
Beel- und Kotzebue!"

Aber einige begnügten sich nicht mit dem Singen und Reden. Es gab Unentwegte, Unbedingte, wir würden heute sagen „Aktivisten". Die Aufregung der Kabinette über das Wartburgfest, die schikanösen Bedrängungen der Studenten, die kleinliche Beaufsichtigung durch jedes Innenministerium und die Einmischung jedes Polizeipräsidenten in die studentischen Angelegenheiten gaben auch den windigsten studentischen Streichen einen seriösen politischen Hintergrund. Ein französischer Minister schrieb damals an den Berliner Gelehrten Niebuhr: „Eure Staatsmänner tun mir leid, sie führen Krieg mit Studenten." Die „Unentwegten" aber unter den Studenten begannen, diesen Krieg auf ihre Weise zu führen.

Von Gießen aus breitete sich damals ein kleiner Geheimbund über die übrigen deutschen Universitätsstädte aus, an dessen Spitze drei Brüder standen: Adolf, Karl, Paul Follen. Dieser Geheimbund hatte ein republikanisches, antisemitisches und terroristisches Programm. Die Mitglieder, die sich selbst die Schwarzen oder die Unbedingten nannten, beschlossen, die königlichen Minister, vielleicht auch die Könige und natürlich alle Spione der Reihe nach „kalt zu

machen". Der eine der Brüder hatte ein „Neujahrslied freier Christen" gedichtet und komponiert, in dem die Verse standen:

„Hurra! den Dolch in die Kehle gedrückt!
Nieder mit Kronen, Thronen, Frohnen, Drohnen und Sturm!" [Baronen!

In diese Kreise geriet nun ein etwas beschränkter Student, namens Sand. Er hatte alle psychopathischen Vorbedingungen des gemeingefährlichen Fanatikers. Der Zug religiösen Wahnsinns fehlt nicht: „Oh, welche selige Zeit, die man Gott und dir, Christus, verlebt! Könnte ich in dem Augenblick nicht wirklich mich für edle Zwecke in den Tod legen?" So steht in seinem Tagebuch; und auch dieses: „Mir ist es, o gütiger Vater, als schwämme alles um mich her, nirgends zeigt sich ein fester Platz, den unsere christlich deutsche Sache eingenommen hätte. Herr! Vater! Führe mich!"

Dieses wahnwitzig idealistische Gemüt wurde von einem der Gebrüder Follen auf das schändlichste mißbraucht. Sein Studium der Theologie verschmolz nun mit den Lehren Karl Follens von der Berechtigung des politischen Meuchel- und Tyrannenmordes. Wahrscheinlich frug Sand seinen unheimlichen Berater, wer der gefährlichste Feind der christlich-deutschen Sache sei. Follen nannte ihn, und der Student der Theologie Sand machte sich auf die Reise von Jena nach Mannheim.

Kotzebue hielt sich damals in Mannheim auf. Aus ihm war inzwischen ein fast sechzigjähriger, trotz seines literarischen Erfolges vom Leben enttäuschter Mann geworden. Sand behauptete in einem Briefe, daß Kotzebue „das Göttliche in ihm (Sand) und seine (Sands) Überzeugung unterdrücken wollte". Es ist unwahrscheinlich, daß Kotzebue jemals solche Gedanken gehegt hat. Aber es wurde ihm zum Verhängnis, daß ihn plötzlich jemand politisch ernst nahm. Ob Kotzebue überhaupt in jener überstürzten Szene, die sich in seinem Mannheimer Zimmer abspielte, das Motiv des Mörders begriff?

Der hatte am 23. März 1819 an seinem Hause geläutet und war von irgendeinem dienstbaren Geist zu dem Lustspieldichter

geführt worden. Kaum schloß sich die Tür hinter dem Besucher, da scholl der Todesschrei Kotzebues durch die kleine Wohnung. Der Student Sand hatte ihm den Dolch in den Hals gestoßen, nicht ohne vorher eine pathetische Beschimpfung deklamiert zu haben. Der Dichter verblutete sehr schnell, und an der Leiche stand nun, etwas verlegen, der wilde Tyrannenmörder, den blutigen Dolch in der Hand. Der kleine Sohn des Ermordeten war der erste, der ins Zimmer drang und über die Leiche des Vaters stürzte — aber Fanatismus macht immun gegen Menschlichkeit. So ist kaum anzunehmen, daß dem Mörder, wie Treitschke meint, auf einen Augenblick die Scham überfallen habe. Hören wir Treitschkes Bericht weiter: „Und mit unsicherer Hand führte er einen Dolchstoß gegen seine eigene Brust — dem Sohne gleichsam zum Ersatze, wie er nachher gestand. Als man den Schwerverwundeten festnahm, rief er noch laut: ‚Hoch lebe mein deutsches Vaterland und im deutschen Volke alle, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben!‘ Neben dem Leichnam fand sich ein Schriftstück ‚Todesstoß dem A. v. Kotzebue‘, darin die Worte: ‚Ein Zeichen muß ich euch geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit, weiß nichts edleres zu tun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feinen Zeit, dich, Verderber und Verräter meines Volkes, A. v. Kotzebue niederzustoßen‘ ..., dann die blasphemischen Verse Follers: ‚Ein Christus kannst du werden‘. In den Verhören log er als ein treuer Schüler Follens mit eiserner Stirn, denn gegen die Knechte der Zwingherren war alles gestattet.“

Freilich war der Mord nicht so vor sich gegangen, wie er es sich gedacht hatte. Der Student Sand hatte nämlich vor der Tat eine kleine Zeichnung angefertigt, die die pathetische Szene des Mordes zeigen soll. Da kniet er, der Mörder, auf den Stufen einer Kirche, und an der Kirchentür hängt, mit einem Dolch angeheftet, das Femeurteil über Kotzebue. Er aber, Tyrannenmörder Sand, stößt sich mit großer Gebärde den Dolch ins Herz. Auf seiner Reise nach Mannheim schrieb er in das Gästebuch eines Gasthauses den Vers:

„Drück dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der deutschen Freiheit eine Gasse."

Und dazu: „Was sollen auch die alten Schlafmützen schaffen? Vertraut auf euch selbst und baut dem eigenen Herzen, Gott und dem Vaterlande einen Altar auf."

Fast ebenso wichtig, wie sich der Tyrannenmörder selbst nahm, behandelten ihn die Kabinette und Regierungen. Es ist kläglich und lächerlich, welche Angst die Staatsmänner ergriff. Als die Studenten an den Universitäten Sympathiekundgebungen für den Studenten Sand veranstalteten, hielt Metternich den Bündnisfall der deutschen Fürsten für gekommen und wenig fehlte, er hätte eine allgemeine Mobilmachung befohlen. Dabei stand hinter dem Mörder und hinter den „Unbedingten" keinerlei organisierte Macht. Zwar geschah aus jenem Kreise noch ein zweites Attentat auf einen Wiesbadener hohen Beamten, und einige Ausschreitungen der Studenten kamen tatsächlich vor, wie ein allgemeiner Angriff auf die Juden in Heidelberg. All das konnte den Staaten nichts anhaben. Aber die Könige fürchteten für ihr Leben. Der König von Württemberg wandte sich hilfeflehend an den Zaren. Der königliche Hof von Bayern depeschierte nach Wien und Berlin, wo sofort „internationale" Maßnahmen gefordert und angeregt wurden. Der Hof in Baden glaubte an das Vorhandensein einer mächtigen republikanischen Partei, deren geheimes Parlament schon irgendwo tage, und von Karlsruhe ging ein Schreiben nach Petersburg, in dem der Satz stand: „Wir wollen bis an die Quelle jener höllischen Wühlerei vordringen, die auf nichts geringeres als auf den Umsturz aller göttlichen und menschlichen Einrichtungen ausgeht." Der König von Preußen murrte gegen seinen Staatskanzler Hardenberg, daß er die „große Verschwörung" zu leicht nehme und gab seinen Polizeibehörden außerordentliche Vollmachten. Wie lächerlich das war, zeigt folgende Tatsache. Eine preußische Verordnung befahl allen an der Jenaer Universität studierenden Preußen, binnen kurzer Frist Jena zu verlassen und nach Preußen zurückzukehren. Die Studenten hielten pathetische

Proteſtverſammlungen ab — aber als die Friſt um war, befand ſich keiner von ihnen mehr in Jena. Der einzige Fürſt, welcher einigermaßen kühlen Kopf behielt, war der Großherzog Karl Auguſt, der Protektor Goethes. Er verteidigte Jena und verteidigte die akademiſche Freiheit.

Sonſt kam es überall in Deutſchland zu einer wüſten Hetze. Ausgezeichnete Männer wurden verhaftet oder wenigſtens ſchikaniert, der Briefwechſel zwiſchen Privaten wurde überwacht. In Berlin wurde der Turnvater Jahn eingekerkert. Bei Ernſt Moritz Arndt in Bonn wurde Hausſuchung gehalten und vieles ähnliche mehr. Der Student Sand hatte mit ſeiner törichten und blutigen Tat dem Deſpotismus eine neue Waffe in die Hand gegeben.

Es iſt hinzuzufügen, daß die öffentliche Meinung des damaligen Deutſchland das keineswegs begriff und durchaus für den Studenten Sand Partei nahm. Sogar der Prozeß war ſchwer zu führen, da ein Teil der Juriſten geradezu Sabotage trieb, und ſo die Durchführung in die Hände minderwertiger Beamten gelegt werden mußte. Das hinderte freilich nicht das Todesurteil. Als der Tyrannenmörder von ſeiner ſelbſt beigebrachten Wunde einigermaßen geneſen war, wurde er bei Mannheim geköpft. Aber auch der Scharfrichter teilte die öffentliche Meinung. Vor der Hinrichtung kniete er vor dem Tyrannenmörder nieder und bat ihn, als einen Helden der nationalen Ehre, im voraus um Verzeihung. „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich für Deutſchlands Freiheit ſterbe", waren des Mörders letzte Worte.

Faſt zwei Jahrzehnte vergingen, ehe eine ernſthafte Erhebung gegen den reaktionären Deſpotismus im deutſchen Volke entſtand. Die Bluttat Sands hat dieſe Erhebung eher gehemmt und hinausgeſchoben als gefördert. Aber vielleicht überſchätzt auch eine ſolche Feſtſtellung ſchon die Wirkung jenes politiſchen Mordes. Man darf die Enge politiſchen Intereſſes jener Jahre nicht überſehen. In jenen Jahrzehnten begannen ja andere, für das neunzehnte Jahrhundert ungleich wichtigere Dinge ſich zu geſtalten. Man begann zu tele-

graphieren, man erfand damals die Photographie, die Spektralanalyse wurde erforscht, und nur wenige Jahre vergingen, da fuhren in England die ersten Lokomotiven. Die großen Erfindungen, die großen Entdeckungen und die großen wirtschaftlichen Gestaltungen begannen. Die Besten der Nation interessierten sich für diese Dinge und nicht für Politik.

Die Studenten freilich verehrten noch eine Zeitlang das Andenken des „Tyrannenmörders" aus ihren Reihen. Der Hinrichtungsplatz hieß fortan „Sands Himmelfahrtswiese". Noch viele Jahre haben die Heidelberger Burschenschaftler auf Sands Schafott, das der Scharfrichter ihnen schenkte, ihre geheimen Zusammenkünfte gehalten.

37. Zwei politische Morde des Weltkrieges

Jaurès

Der französische Sozialistenführer Jaurès hatte 1911 die Regierung bekämpft, weil sie sich in das Marokko-Abenteuer eingelassen. In der Kammer warf er dem Kabinette vor, daß es im Dienste „profitgieriger Männer stehe". Das war nicht dasselbe, wie wenn in Deutschland Bebel im Reichstag seine Schimpfkanonaden losließ. Denn Jaurès galt in Frankreich mehr als Bebel in Deutschland. Er galt auch jenseits der sozialdemokratischen Parteizäune etwas. Man achtete den tapferen Mann, den blendenden Redner, den klugen Politiker.

Alle, die ihn gehört haben, wissen nicht genug die Beredsamkeit des Agitators Jaurès zu preisen, seine Überzeugungskraft zu rühmen und die hinreißende Wirkung seiner Ansprachen zu beteuern. Man erzählte Anekdoten aus seiner Schulzeit, da die Mitschüler ihn auf den Ofen des Klassenzimmers hoben und ihn frugen: Jaurès, an was denkst du? — An nichts. — Dann halte über nichts eine Rede! Und der junge Jaurès hielt über nichts eine Rede!

Doch er war kein leerer Agitator, er war mehr als Agitator. In die politischen Probleme versuchte sein Verstand

einzudringen, versuchte ein kühles Urteil zu gewinnen, auch dort, wo seine Rethorik Phrasen in den großen Sozialistenversammlungen bilden mußte. Seine Schriften sind noch heute lesenswert und voll kluger Gedanken und Bedenken.

Am Vorabend des großen Krieges hatte in Brüssel eine Zusammenkunft der leitenden Sozialisten der II. Internationale stattgefunden. Jaurès war dort. Er sprach in einer großen Massenversammlung vor vielen tausend Menschen. Niemals hat der große Idealist Jaurès so geirrt, wie an jenem Abend in Brüssel, als er in die Versammlung rief: „Unser Land will den Frieden. Feierlich erkläre ich: Frankreichs Regierung will Frieden." Inzwischen hatte Poincaré alle Vorbereitungen getroffen, wußte der französische Generalstab Bescheid, hetzten die Pariser Regierungsblätter, verhandelten die Botschafter Frankreichs mit den Verbündeten!

Welcher Irrtum des französischen Sozialistenkönigs! Welches Pathos, ehrlich vielleicht gemeint, aber in diesem Augenblicke schon Lügen gestraft. „Ich gelobe", rief der angesehenste Sozialist des Europa von 1914, „wir wollen die deutschen Kameraden unterstützen in ihrem energischen Kampfe gegen die Attilas der Kriegshetzer — treu bis in den Tod."

Am gleichen Tage, da Poincaré aus Petersburg wieder in der französischen Hauptstadt eintraf, kam auch Jaurès dort an. Sofort veröffentlichte er seine Manifeste an die französischen Arbeiter. „Die sozialistische Kammerfraktion behauptet, daß über Frankreich nur Frankreich verfügen darf, und daß in diesem Augenblicke keine Geheimverträge unsere Nation in einen gräßlichen Konflikt zerren dürfen. Sollte Rußland unnachgiebig sein, dann ist es Frankreichs Pflicht zu erklären, wir kennen nur den Vertrag, der uns an die Menschheit bindet!" Wirkungslos verhallte das Manifest.

Jaurès versucht eine Massenversammlung der Pariser Sozialisten zusammenzubringen. „Am Sonntag sind alle eingeladen, in den Wagram-Sälen Entschlüsse zu fassen."

Inzwischen wandert Jaurès von Ministerium zu Ministe-

rium. Es wird ihm bange um den Frieden. Er sieht, wie weit seine Fraktionskollegen mit den Kriegshetzern sympathisieren. Am Nachmittag begibt er sich in die Redaktion seines Blattes, der „Humanité", wo man bis spät in den Abend beratet und schreibt. Dann geht er mit einigen Genossen aus dem Haus, an dessen Tür der Mörder schon lauert. Man will in der Rue Montmartre zu Abend essen. Ihr Stammlokal ist das Café Croissant, und ihr Stammplatz am Fenster. Das Fenster ist offen, die frischere Nachtluft hereinzulassen.

Jaurès und die Seinen debattieren erregt. Aus Berlin liegt ein Telephongespräch vor, ein führender deutscher Sozialdemokrat (Hermann Müller) wolle nach Paris kommen, gemeinsam über die letzten Verständigungsmöglichkeiten zu beraten. Hat es aber überhaupt noch Zweck? Ja oder Nein?

Inzwischen schiebt von der Straße her eine Hand langsam die Gardine beiseite. Niemand beachtet sie. Da taucht ein Gesicht aus dem Dunkel der Straße, zwei Augen brennen im Fenster und zweimal kracht ein Revolver.

Jaurès ist der einzige, der auf dem Sofa sitzenbleibt. Die andern sind erschreckt aufgesprungen. Sie begreifen noch nicht, was geschehen, da fällt Jaurès nach vorne über, sein Kopf poltert auf die Marmorplatte des Tisches, und alles ist blutig. Sie nehmen ihn, tragen ihn auf zwei schnell zusammengerückte Tische, binden Servietten und Tischtuch um den blutenden Kopf. Jaurès zuckt mit dem Arm, stöhnt und stirbt.

Das geschah am 31. Juli 1914. Einige Tage später beginnen die Schlachten des größten Krieges.

Der Mörder ist ein Student, mit Namen Villain. Ein Beamtensohn. Man verhaftet ihn, nachdem man ihn mühsam der Menge entrissen hat, die ihn lynchen wollte. Vor Gericht sagt er: „Ich wollte ihn töten, weil er gegen die dreijährige Dienstpflicht schrieb. Ich wollte ihn, der Frankreich soviel geschadet hat, im Torweg seiner Zeitung erschießen; dort aber kam ich nicht recht zum Schuß."

Die Regierung, an ihrer Spitze Viviani, ist nun von ihrem größten innerpolitischen Gegner befreit. Sie erläßt senti-

mentale Aufrufe: „Jaurès, der große Redner, ward feige ermordet. Ich, Viviani, entblöße mein Haupt vor dem Toten, der in diesen schweren Tagen die patriotische Haltung der Regierung stützte.“ Eine scheußliche Lüge.

In seinem fünfundfünfzigsten Lebensjahre starb Jaurès. Sein Mörder wurde während des Krieges angeblich auf seinen Geisteszustand untersucht. Erst 1919 fand die Verhandlung gegen ihn statt. Er wurde zu Gefängnis verurteilt.

*

Stürgkh

Ein anderer Caféhaus-Mord, zwei Jahre später. Diesmal ist der Mörder, nicht dessen Opfer, ein Sozialist. Ort der Tat ist Wien.

Graf Stürgkh war im Jahre 1911 österreichischer Ministerpräsident geworden. Er war es noch 1914, als der Weltkrieg entbrannte, auch 1916 noch, als der Mord geschah, der ihn, den angeblich am Weltkrieg Schuldigsten, treffen sollte.

1914 ist der Graf kaum hervorgetreten. Die verhängnisvolle österreichische Politik hat sicher nicht er, sondern sein Außenminister Berchtold geleitet. Der Graf aus Steiermark war eine mehr repräsentable als aktive Erscheinung: ein schöner Mann, mit grauem Spitzbart und wetterbraunem Gesicht, wie es sich für einen Jäger geziemte. Er war einer der typischen österreichischen Beamten aristokratischer Abkunft, die ihr Ressort mit dem geringst möglichen Aufwand an Geist, aber nicht ohne Stil verwalteten. 1911 hatte er ein „Beamtenkabinett“ bilden müssen. Als der Krieg drohte, waren es andere Männer, die in den Vordergrund traten. Vor allem sein ungarischer Kollege, der Ministerpräsident Tisza, und sein Außenminister Graf Berchtold.

Während des Krieges regierte Graf Stürgkh ohne Parlament, er regierte vom Burgfrieden geschützt mit Notverordnungen auf Grund eines Notstandsartikels der österreichischen Verfassung. Der Burgfrieden Österreichs aber hörte früher als der in Deutschland auf. Schon ein Jahr vor der deutschen

Julireſolution begann der innerpolitiſche Sturm. Aber alles Drängen auf Einberufung des Parlamentes, des Reichsrates, blieb erfolglos, das Kabinett Stürgkh regierte weiter mit ſeinen Notverordnungen auf Grund des Artikels 14.

An der Spitze der öſterreichiſchen Sozialdemokratie ſtand ein beſonnener Führer, namens Viktor Adler. Er hatte ſein Leben in der Arbeit für den Sozialismus hingebracht. Nun, 1916, konnte der Vierundſechzigjährige mit Genugtuung auf ſeine Partei blicken, die er gegründet und zu Einfluß gebracht hatte. In der „Arbeiterzeitung", die ebenfalls ſeine Gründung war, predigte er ſeit dreißig Jahren den ſozialdemokratiſchen Maſſen Klaſſenkampf und Marxismus. Perſönliche Erinnerungen verbanden den Sozialiſtenkönig Öſterreichs mit Marx und Engels. Er hatte ſie noch gekannt, deren Lehre ſozuſagen an der Quelle geſchöpft, für ſeine Perſon in die Wirklichkeit umgeſetzt. Denn der Jude Viktor Adler war kein armer Mann geweſen; er hatte aber ſein ganzes Geld in die Zeitung und in ſeine politiſche Partei geſteckt. Nun hieß es, das Organiſierte zuſammenhalten, mit dem Organiſierten den Weltbrand beſtehen und dann nach dem weiteren ſehen, beziehungsweiſe die Partei der nächſten Generation übergeben. Da konnte Viktor Adler keine Revolution gebrauchen. Er hätte lieber geſehen, wenn die Mittelmächte den Krieg einigermaßen glücklich beſtanden, und ſo unterſtützte er, der revolutionäre Marxiſt und Freund des Karl Marx, die reaktionäre Regierung Stürgkhs, predigte in ſeiner „Arbeiterzeitung" den Verteidigungskrieg und war im ganzen eine verläßliche Stütze des Kabinetts.

Aber dieſer Viktor Adler hatte einen Sohn, Friedrich Adler, der durchaus und in jeder Hinſicht anderer Meinung als ſein Vater war. Vielleicht hätte Viktor Adler in ſeinen jungen Jahren auch anders gedacht und gehandelt, als in ſeinem vierundſechzigſten Jahre: der Sohn war zwar kein Jüngling mehr, der ſiebenunddreißigjährige Sozialiſt wollte jedoch die Kriegszeit für den Marxismus anders nutzen als der bedächtige, vorſichtig und ſkeptiſch gewordene Vater.

Hatte der Vater in seiner Jugend mit Marx und Engels diskutiert, so hatte der Sohn eine nicht minder gefährliche Schule durchgemacht: in der Schweiz, wo er vor dem Weltkriege studierte, waren seine Freunde die russischen Nihilisten und Kommunisten gewesen, und jetzt noch stand er mit ihnen in Verbindung. Hatte sein Vater die „Arbeiterzeitung", so hatte er den „Kampf"; das war zwar nur eine Monatsschrift, aber der Ton war äußerst radikal, und nur die Zensur verhinderte, daß hier offen die Revolution gepredigt wurde. Immerhin konnte man die Ansicht der Kreise um den jungen Adler deutlich genug erkennen, wenn man sie auf den „Arbeiterverrat" der Väter und der regierungstreuen Sozialdemokratie schimpfen hörte.

Dieser Friedrich Adler war nun der Ansicht, es müsse etwas Außerordentliches geschehen, um die Arbeiterschaft aufzurütteln. Es müsse ein Signal gegeben werden. Jemand müsse die Revolution anfangen. Da er in die Schule der Nihilisten gegangen war, wollte er zu diesem Zwecke irgend jemanden umbringen. Aber wen? Den alten Kaiser? Das war erstens außerordentlich schwer, und zweitens hätte das dem revolutionären Zwecke geschadet, denn sicherlich hätten auch die verhetztesten Arbeiter einen Kaisermord in tiefster Seele verabscheut. Oder den Mann, der die wichtigste politische Rolle bei Kriegsbeginn in Wien gespielt hatte, also den Grafen Berchtold? Aber der war schon ein Jahr nicht mehr in der Regierung, man hatte ihn ausgeschifft; er fungierte nun am Hofe als Hofmarschall, und in der Öffentlichkeit sprach man kaum noch von ihm. Ihn zu töten, hätte keinen Eindruck gemacht. Also wählte er den Ministerpräsidenten, den Grafen Stürgkh, dessen Name das Kabinett trug.

Es machte keine Schwierigkeiten, ihn zu finden und zu treffen. Friedrich Adler erkundete, wo der Ministerpräsident zu Mittag aß, folgte ihm eines Tages dorthin, am 21. Oktober 1916, und erschoß ihn mitten im Restaurant.

Der Mörder wurde zum Tode verurteilt, aber zu achtzehn Jahren Zuchthaus begnadigt. Die Revolution befreite ihn aus

dem Kerker und stellte ihn an die Spitze der österreichischen Arbeiterräte. In dieser Stelle hat er, anders als man von ihm erwartet, sich nicht für den Bolschewismus eingesetzt, sondern gegen die radikalsten Tendenzen gehandelt. Sein Vater, den man Ende Oktober zum österreichischen Außenminister gemacht hatte, starb schon am 11. November. Heute soll Friedrich Adler in der Schweiz leben.

Jener Schuß des Sozialdemokraten verhallte im Trommelfeuer des Weltkrieges. Ein Revolverschuß in einem Wiener Kaffeehause — aber draußen in den Alpen, an der Donau und in den Karpathen knatterten die Maschinengewehre und donnerten die Mörser.

Und doch war die Revolvertat des Sozialdemokraten ein schicksalsschweres Vorzeichen der Revolution, die nach zwei Jahren Österreich zertrümmern sollte.

38. Der Erzberger-Mord

Am 26. August 1921 erschossen Heinrich Schulz und Heinrich Tillessen den Reichstagsabgeordneten Matthias Erzberger während eines Spaziergangs bei Griesbach in Baden.

Erzberger war einer der gehaßtesten Persönlichkeiten der letzten Kriegs- und der ersten Friedensjahre. Die Gründe dieses Hasses lagen zum Teil in den allgemeinen Verhältnissen, zum anderen Teil aber in dem Charakter Erzbergers selbst.

Die Nation war nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges durch zwei sehr schwere Jahre gegangen, die nicht nur das Versailler Diktat, sondern auch revolutionäre Wirren charakterisierten. Ein Volk vergißt eine ausgestandene, glücklich überwundene Gefahr. Kein Volk aber vergißt eine Niederlage. So hatte Deutschland 1921 verhältnismäßig schnell die spartakistischen Unruhen überwunden. Es dachte nicht mehr an die Gefahr, die von jener linksradikalen Seite aus tödlicher Nähe gedroht hatte. Desto mehr tauchte die Niederlage

aus dem Zusammenhang der Dinge. Nur langsam begriff man ihre Größe und ihre furchtbaren Folgen. Je mehr sich aber im Bewußtsein der Nation durch die Ausführung des Versailler Diktates das Unglück Deutschlands heraushob, desto lebendiger, erregter, haßerfüllter wurde die Schulddebatte. Die verschiedenen Parteien waren geneigt, Deutschlands Niederlage als Schuld einzelner Männer hinzustellen, Sündenböcke zu finden und sie blutbeladen in die Wüste zu schicken.

Es ist merkwürdig, daß zwei bürgerliche Politiker diesem Haß zum Opfer fielen und nicht etwa ein Sozialist. Die Erklärung scheint uns die zu sein: Abgesehen von dem Reichspräsidenten Ebert besaß die Sozialdemokratie keinen aus dem Durchschnitt ragenden Kopf, und nichts schützt in solchen Zeiten politischer Erregung besser als Mittelmäßigkeit. Ebert selbst aber hatte als Reichspräsident, als Haupt des deutschen Volkes, den Nimbus sakrosankter Unverletzlichkeit — verständlich bei einem Volke, das noch kein Oberhaupt durch einen eigentlichen politischen Mord im Lauf eines Jahrtausends verloren hat.

Desto schlimmer für die bürgerlichen Politiker, die in Jahren des Zusammenbruchs und danach in der vordersten Reihe standen und dem Gegner das „verfluchte neue System" repräsentierten. Matthias Erzberger stand wahrhaftig in der vordersten Linie, und er hatte sich selbst zum Repräsentanten des neuen Systems gemacht.

Die andere Ursachenkette ist individueller Natur. Ihr Kern ist der Ehrgeiz dieses Politikers und seine gefährliche Art, diesen Ehrgeiz zu betätigen.

Für deutsche politische Verhältnisse war Erzberger sehr früh zu Einfluß und Ruhm gekommen. Den Achtundzwanzigjährigen wählte seine Heimat Württemberg in den Reichstag. Aus dem Junglehrer war schon sieben Jahre vorher der Redakteur des „Deutschen Volksblattes" geworden, des Stuttgarter Zentrumorgans. Der Abgeordnete, einer der jüngsten im Reichstage überhaupt, begann viel Emsigkeit und Arbeits-

luſt zu entwickeln, vielleicht etwas zuviel, um beliebt und ohne Neider zu ſein. Dabei ging Erzberger außerordentlich geſchickt vor. Im Gegenſatz zu manchen anderen Politikern waren es nicht die allgemeinen Fragen, nicht die ſogenannten großen Probleme der Zeit, denen er ſich zunächſt widmete und von denen er ſprach. Er vertiefte ſich vielmehr ſofort in Fachfragen und ſuchte ſich gleich das ſchwierigſte Gebiet parlamentariſcher Tätigkeit aus: Finanzpolitik. Der Sachverſtändige des Zentrums in Etats- und Budgetfragen war in jenen Jahren der ruhige, beſonnene und nicht ehrgeizige Richard Müller-Fulda. Er freute ſich, in dem noch nicht dreißigjährigen Abgeordneten Erzberger eine Hilfskraft zu finden, förderte ſeinen jungen Kollegen, wo er konnte und verhalf ihm ſelbſt zur Fachkenntnis und parlamentariſchen Routine.

Nach drei Jahren ſuchte ſich Erzberger ein zweites Spezialgebiet: die Kolonialpolitik. Dieſes neue „Reſſort" ſtellte ihn nun plötzlich ins grellſte Licht der Öffentlichkeit, mehr als es bei den Haushaltsberatungen des Reichstages möglich war. Aus dem Zentrum heraus wurden damals heftige Angriffe gegen die Kolonialverwaltung gerichtet. Erzberger machte ſich zum Sprecher des Zentrums. Dieſes wiederum veranlaßte die maßgebenden Regierungsſtellen, den jungen, aber gefährlichen Abgeordneten ſorgſam zu behandeln und ihn zu mancher Sonderberatung heranzuziehen, um ſeine Angriffsluſt zu dämpfen und gleichzeitig ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln. Erzberger benutzte auch dieſe Gelegenheit ſo intenſiv er konnte, verſchaffte ſich Einblick in alle irgend zugänglichen Akten und Verhandlungen — und ſein Einfluß beim Parlament und bei der Regierung ſtieg von Jahr zu Jahr. Nach dem Sturze Bülows, zu deſſen erbittertſten Feinden Erzberger gehört hatte, galt er allgemein als d e r Verbindungsmann zwiſchen der Regierung und der Zentrumsfraktion des Reichstages.

Als der Krieg ausbrach, war Erzberger neununddreißig Jahre alt. Mit ſeiner ganzen Arbeitsintenſität warf er ſich auf die nun neu auftauchenden Probleme. Seine Geſchicklichkeit machte ihn auch hier zum Meiſter, ſein Ehrgeiz drängte

in die vorderste Reihe. Er errichtete ein eigenes Büro, machte Auslandsreisen, und schließlich benutzte und unterstützte die Regierung gern auch jetzt den rührigen, einflußreichen Zentrumsabgeordneten mit seinen zahlreichen Auslandsverbindungen in Rom, in der Schweiz und im anderen neutralen Ausland.

Im Anfange des Krieges hatte Erzberger Annexionen größten Stils befürwortet. 1916 begann er den „Verständigungsfrieden" zu propagieren. Beides tat er mit jener draufgängerischen, aufdringlichen Unbedenklichkeit, die seinem Temperament eigen war. 1917 stand er an der Spitze der politischen Kreise Deutschlands, die an dem Siege zu zweifeln begannen und zum Frieden drängten. Erzberger brachte die Juliresolution 1917 zustande.

(Die Vorgeschichte dieser Juliresolution begann bei einer Zusammenkunft des deutschen und des österreichischen Kaisers in Homburg Anfang April 1917. Graf Czernin, österreichischer Außenminister, erklärte, daß Österreich nur noch bis zum Winter kämpfen könne, und bat den deutschen Kaiser, für einen Frieden zu sorgen, selbst unter Preisgabe Elsaß-Lothringens. Von diesen Dingen hatte Erzberger durch den österreichischen Kaiser selbst Kenntnis bekommen. Graf Czernin ermächtigte Erzberger überdies, davon Gebrauch zu machen, und das tat er auf einer Tagung des Reichsausschusses des Zentrums, welche Anfang Juli 1917 in Frankfurt stattfand — seine „Enthüllungen" blieben keineswegs vertraulich. Im Sinne dieser Politik verlangte Erzberger auch im Hauptausschuß des Reichstages Friedensverhandlungen der deutschen Regierung, und auf seine Veranlassung stellten Sozialdemokratie, fortschrittliche Volkspartei und Zentrum den Antrag, daß der Reichstag eine Resolution für den Verständigungsfrieden fassen solle. Dieser Antrag ging durch mit 212 gegen 126 Stimmen.)

Seitdem war das deutsche Volk in zwei Gruppen gespalten, die ungefähr dem Kampf um die Juliresolution entsprachen. Noch im September des gleichen Jahres wurde von Tirpitz die

Vaterlandspartei gegründet, ausdrücklich, um den Defaitismus der Resolution zu bekämpfen. Der politische Führer aller derer aber, die im Sinne der Resolution handeln wollten, wurde Erzberger.

Nach 1918 sind alle diese Dinge immer wieder besprochen worden. Viele meinten, die Juliresolution sei an der Niederlage Deutschlands schuld. Eine solche Anklage mußte sich hauptsächlich gegen Erzberger, den Vater jener Resolution, richten.

Aber das war nicht das einzige. Als der Zusammenbruch kam, war Erzberger Staatssekretär. Überall drängte er sich zur Verantwortung, und er hat sie leicht erhalten. Seine Gegner sagten, er habe sie auch leicht genommen. Aber in dieser Zeit traten viele Männer sehr gern die Verantwortung an andere ab. Wer kann wissen, ob jene anderen aus Verantwortungsgefühl oder aus Ehrgeiz an ihre Stelle traten? Vielleicht war es bei Erzberger beides.

Erzberger unterzeichnete am 11. November 1918 als Vorsitzender der Waffenstillstandskommission das Abkommen von Compiègne. Erzberger nahm die Bedingungen des „Tigers" an. Erzberger organisierte die Durchführung der Waffenstillstandsbedingungen auf deutscher Seite. Erzberger trat in der Weimarer Nationalversammlung für die Annahme des Versailler Diktates ein. Wieviel Schmach und wieviel Unglück und wieviele, für eine stolze Nation unerträgliche Erinnerungen knüpften sich seitdem an den Namen Erzberger! Die Arbeit, welche Matthias Erzberger leistete, mochte unentbehrlich sein. Für das Gefühl der Nation aber war es keine ehrbare Arbeit. Erzberger spielte damals im deutschen Staatsleben die Rolle, wie der Schinder und Henker in einer mittelalterlichen Gemeinde.

Erzberger war wohl zu robust, um dieses Gefühl der Nation ganz zu verstehen. Im übrigen aber mochte er, der nun im Mittelpunkt des furchtbaren Zusammenbruchs stand, die tragische Notwendigkeit spüren, das rasch zu tun, was getan werden mußte. Leute, die ihn als Vorsitzenden der Waffen-

stillstandskommission sahen, loben seine Umsicht, Geschicklichkeit und unermüdliche Arbeit, die in tausend Kleinigkeiten Erleichterungen erreichte.

Aber eine Nation legt auf tausend Kleinigkeiten keinen Wert, wenn ihre Würde bedroht und verletzt ist. Selbst dann, wenn Erzberger das verstanden hätte, blieb ihm vielleicht eine andere Hoffnung. Er mochte an Thiers denken, jenen großen französischen Staatsmann, der Frankreich nach der Niederlage 1871 organisiert, den Verzichtfrieden geschlossen, dann aber den Aufbau und so schließlich die Revanche vorbereitet hatte. Doch Erzberger sollte nicht Deutschlands Thiers werden. Man beseitigte ihn.

Erzberger ist zweimal getötet worden, denn als Politiker war er schon Monate vor seiner Ermordung erledigt. Sein großer Gegner Helfferich hat ihn zur Strecke gebracht. Es würde zu weit führen, die Hintergründe jenes großen Prozesses zu schildern, in dem Erzberger formell Kläger, in Wirklichkeit aber Angeklagter war. Der Prozeß, der im Februar und März 1920 in Moabit verhandelt wurde, bot ein ungeheures Propagandamaterial gegen Erzberger, dessen Vielgeschäftigkeit und Protektionswirtschaft so heftig angegriffen wurde, daß er von seinem Ministerposten zurücktreten mußte. Damit war er politisch ein toter Mann. Als er sich anschickte, ein Jahr später wieder von vorn anzufangen und wieder in den Reichstag zurückzukehren, wurde er erschossen.

Erzberger hatte im Sommer 1921 mit Frau und Kind den badischen Kurort Griesbach im Schwarzwald aufgesucht. Er war erst einige Tage dort, als ihn am Freitag, dem 26. August, der Zentrumsabgeordnete Diez besuchte. Gegen 10 Uhr vormittags machten beide einen Spaziergang nach der sogenannten Kniebis-Höhe, die einen prächtigen Ausblick über die Rheinebene bis zum Straßburger Münster gewährt. Aber die beiden kamen nicht bis zur Höhe. Unterwegs erregten zwei gutgekleidete, etwa fünfundzwanzigjährige Männer Erzbergers Argwohn. Erzberger lebte seit langem in der Furcht vor einem Attentat, nicht ohne Grund, denn schon während der

Prozeßverhandlungen in Berlin hatte man ihn tätlich angegriffen. Er machte also mit seinem Begleiter kehrt, um nach Griesbach zurückzugehen. Im gleichen Augenblick wandten sich aber auch die beiden Männer um, sprangen vor und gaben aus kurzer Entfernung auf Erzberger Revolverschüsse ab. Der Abgeordnete Diez wurde dabei in der Schulter getroffen und stürzte zu Boden. Erzberger war von den Schüssen zwar verletzt, konnte aber noch laufen und versuchte zu entfliehen. Er sprang über die Böschung der Straße. Die beiden Attentäter verfolgten ihn jedoch und schossen aus ihren Browningrevolvern abermals auf ihn. Erzberger brach zusammen. Inzwischen erholte sich Diez etwas, so daß er aufstehen und zu Erzberger laufen konnte. Doch Erzberger war schon tot. Die Mörder blieben in der Nähe stehen, bis Diez den Tatort verließ. Sein eigener Lungenschuß wurde bald geheilt.

Die Untersuchung der Leiche Erzbergers wies sechs Geschosse in Hals, Brust und Unterleib auf. Zwei Geschosse hatten den Körper vollständig durchbohrt.

Am 31. August wurde der Ermordete in Biberach beigesetzt. Die Rede am Grabe hielt der damalige Reichskanzler Joseph Wirth.

Am Tage vor der Beerdigung wurden in Berlin die ersten Verhaftungen vorgenommen; es waren aber nicht die richtigen. Am 29. August wurde man dagegen auf andere Spuren in Baden aufmerksam. Die beiden Mörder waren von vielen Leuten gesehen worden, und eine systematische Verfolgung dieser Aussagen führten die Kriminalpolizei auf die richtige Spur. Mitte September war bekannt, daß die beiden Täter der Marinebrigade Ehrhardt, der sogenannten Organisation C, angehört hatten. Ehrhardt selbst gab im Oktober eine Erklärung ab, daß er persönlich viel zu sehr unter den Folgen des verunglückten Kapp-Putsches leide, als daß er zu so etwas Ähnlichem noch einmal die Hand bieten würde. Als die Attentäter wurden dann zwei frühere Offiziere Heinrich Schulz und Heinrich Tillessen einwandfrei festgestellt. Für eine polizeiliche Verfolgung jedoch war es zu spät; den beiden Mördern

war es längst gelungen, über die Grenze zu kommen und ins Ausland zu fliehen. Sie leben wohl heute noch in Ungarn.

Ein tragisches Ende fand der erbittertste Gegner Erzbergers, Helfferich, drei Jahre nach der Ermordung Erzbergers. Er verbrannte im Schlafwagen des bei Bellinzona verunglückten Schnellzuges am 23. April 1924.

39. Der Rathenau-Mord

Ein Jahr nach dem Erzbergermorde, am 24. Juni 1922, stand in den Abendzeitungen folgendes Telegramm:

„Nach einer amtlichen Mitteilung wurde heute vormittag Minister Rathenau, kurz nachdem er seine Villa im Grunewald verlassen hatte, um sich in das Auswärtige Amt zu begeben, erschossen und war sofort tot. Der Täter fuhr im Auto nebenher und sauste nach vollbrachter Tat weiter."

Am folgenden Tag schilderte ein Augenzeuge, ein Bauarbeiter, in einem Blatte die Tat mit folgenden Worten:

„Gegen dreiviertel elf Uhr kamen aus der Richtung Hundekehle die Königsallee hinunter zwei Autos. In dem vorderen, langsamer fahrenden Wagen, der etwa die Mitte der Straße hielt, saß auf dem Rücksitz ein Herr; man konnte ihn genau erkennen, da der Wagen ganz offen, auch ohne Sommerverdeck war. In dem hinteren, ebenfalls offenen Wagen, einem sechssitzigen, dunkelfeldgrau gestrichenen, starkmotorigen Tourenwagen, saßen zwei Herren in langen, nagelneuen Ledermänteln mit ebensolchen Lederkappen, die eben noch das Gesichtsoval freiließen. Man sah, daß sie beide völlig bartlos waren. Autobrillen trugen sie nicht. Die Königsallee im Grunewald ist eine sehr stark befahrene Autostraße, so daß man nicht auf jedes Auto achtet, das vorbeikommt. Dieses große Auto haben wir aber doch alle gesehen, weil uns die feinen Ledersachen der Insassen ins Auge stachen. Das große Auto überholte den kleineren Wagen, der langsamer, fast auf den Schienen der Straßenbahn, fuhr, wohl weil er zu der großen S-Kurve ausholen wollte,

auf der rechten Straßenseite und drängte ihn stark nach links, fast an unsere Straßenseite hin. Als der große Wagen etwa um eine halbe Wagenlänge vorüber war und der einzelne Insasse des anderen Wagens nach rechts herübersah, ob es wohl einen Zusammenstoß geben würde, bückte sich der eine Herr in dem feinen Ledermantel nach vorn, ergriff eine lange Pistole, deren Kolben er in die Achselhöhle einzog, und legte auf den Herrn in dem anderen Wagen an. Er brauchte gar nicht zu zielen, so nah war es; ich sah ihm sozusagen direkt ins Auge. Es war ein gesundes offenes Gesicht, wie man so bei uns sagt: so'n Offiziersgesicht. Ich nahm Deckung, weil die Schüsse auch uns hätten treffen können. Da krachten auch schon die Schüsse ganz schnell, so schnell wie bei einem Maschinengewehr. — Als der eine Mann mit dem Schießen fertig war, stand der andere auf, zog ab — es war eine Eierhandgranate — und warf sie in den anderen Wagen, neben dem er dicht herfuhr. Vorher war der Herr schon auf seinem Sitz zusammengesunken und lag auf der Seite. Jetzt hielt der Chauffeur an, ganz nahe an der Erdener Straße, wo ein Schutthaufen war, und schrie: „Hilfe, Hilfe!" Der fremde große Wagen sprang plötzlich mit Vollgas an und brauste durch die Wallotstraße ab. Das Auto mit dem Erschossenen stand inzwischen an der Bordschwelle. In dem gleichen Augenblick gab's einen Krach, und die Eierhandgranate explodierte. Der Herr im Fond wurde von dem Druck ordentlich hochgehoben, sogar das Auto machte einen kleinen Sprung. Wir liefen gleich alle hin und fanden auf dem Damm dabei neun Patronenhülsen und den Abzug der Eierhandgranate. Von dem Auto waren Teile des Fournierholzes abgesprungen. Der Chauffeur warf seinen Wagen wieder an, ein junges Mädchen stieg in den Wagen und stützte den bewußtlosen, wohl schon toten Herrn, und in großer Fahrt fuhr der Wagen den Weg, den er gekommen war, auf der Königsallee zurück zur Polizeiwache, die etwa dreißig Meter weiter am Ende der Königsallee nach Hundekehle zu liegt."

Der „ſchon tote Herr" war Rathenau; die beiden Herren in den Ledermänteln waren Erwin Kern und Hermann Fiſcher. Am Steuer ſaß Ernſt Werner Techow. Das Auto der beiden Attentäter bremſte einige hundert Meter von dem Tatort entfernt. Die Maſchinenpiſtole flog im hohen Bogen über eine Gartenmauer in das Grundſtück einer Grunewald-Villa. Techow, der Chauffeur, ſprang ab, hob die Haube vom Motor, und nun taten alle ſo, als reparierten ſie eine harmloſe Panne. Inzwiſchen ratterten die Motorräder der verfolgenden Poliziſten vorbei. An dem Auto mit der Panne fuhren ſie achtlos vorbei.

Dann trieben ſich die drei noch in Berlin umher, machten ein paar Maſſendemonſtrationen mit und verbrachten ſchließlich einen Vormittag in einem Segelboote auf dem Wannſee. Erſt dann flüchteten ſie.

Der Mord war vorbereitet geweſen, ebenſo die Flucht. In Warnemünde ſollte zu einer beſtimmten Stunde ein Motorboot ſein, die beiden, Kern und Fiſcher, hinaus aufs Meer bringen und ſie einem Segelboote übergeben. In dem Segelboot hätten ſie die ſchwediſche Küſte erreicht. Aber ihr Verhängnis wollte es, daß ſie ſich um vierundzwanzig Stunden irrten. Sie waren einen Tag zu früh in Warnemünde, und das Motorboot lag noch nicht da. Sie warteten nicht, ſondern meinten, man habe ſie verlaſſen.

Nach dieſem Fehlſchlag irrten die jungen Menſchen auf Fahrrädern durch Mecklenburg und Brandenburg. Einmal paſſierte es ihnen in einem Dorfe, wo ſie bei früheren Kameraden nächtigten, daß ein Mann durch die Dorfſtraßen ging, in der Hand ein Schild: „Die Rathenau-Mörder ſind im Dorfe." Die beiden machten, daß ſie weiter kamen.

Ihre Spur wurde bereits verfolgt, und es war nur noch eine Frage von Tagen, daß man ſie bekam. Als ſie ſich von einem Fährmann über die Elbe ſetzen ließen, erreichten, wie in einer Indianergeſchichte, die Verfolger in dem Augenblicke das Ufer, als der Kahn ſchon im Strome ſchwamm. Der Fährmann wurde angerufen, fuhr aber nicht zurück. In den Wäl-

dern der Altmark wurden sie abermals entdeckt. Man umstellte die Waldgebiete mit einem großen Polizeiaufgebot, aber Kern und Fischer entkamen. Das war bei Gardelegen. Zwei Tage später sah man sie an der Saale.

Die beiden wurden nicht nur von der Polizei, sondern auch von ihren Gesinnungsgenossen gesucht, die Geld und gefälschte Pässe für die beiden bereit hielten. Aber niemand kam an die Rathenau-Mörder heran.

Unterdes war es in Berlin zu wütenden Szenen gekommen. Am Tage des Mordes gab es im Reichstag eine Prügelei. Sozialistische Abgeordnete brachten einen großen Strauß von Rosen und Eichenblättern mit einer langen Schleife in schwarz-weiß-roten Farben in den Sitzungssaal und behaupteten, er sei für Helfferich abgegeben. In der Trauersitzung um drei Uhr nachmittags des Mordtages sprach Reichskanzler Wirth. Am folgenden Tage, am Sonntag, fielen in einer zweiten Ansprache des Kanzlers die berühmten Worte: „Der Feind steht rechts." Am Tage der Beisetzung hielt der Reichspräsident Ebert die Gedenkrede im Reichstage. An dem betreffenden Nachmittage schlossen, aus Demonstrationsgründen, alle Betriebe.

Für die Ergreifung der Täter wurde 1 Million Papiermark (12000 Goldmark) ausgesetzt. Zwei Tage nach der Beerdigung Rathenaus konnte bei Frankfurt an der Oder Ernst Werner Techow verhaftet werden, der das Auto gesteuert hatte. Drei Wochen nach dem Mord wußte man auch die Namen der Mörder.

Die Berliner politische Polizei gab bekannt, daß die beiden am 4. Juli in Wismar (Mecklenburg), am 8. Juli in Lenzen (Elbe) und kurz darauf bei Gardelegen gesehen wurden. Am 17. Juli entdeckte man sie auf der Burg Saaleck bei Bad Kösen.

Am Tage vorher wurde die Polizei benachrichtigt, daß die Burg trotz der Abreise des Besitzers bewohnt sei. Die Polizei umstellte die Burg am Nachmittag um drei Uhr. Kern und Fischer verteidigten sich mit Pistolen. Die Kriminalbeamten

schossen wieder und trafen Kern tödlich. Daraufhin erschoß sich Fischer selbst (nach anderen Angaben haben beide Selbstmord begangen).

Techow, der Chauffeur des Mordautos, wurde zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Das Motiv der Mörder war ein fast unpersönlicher Haß gegen das System, das Rathenau repräsentierte. Es sind uns durch Gesinnungsfreunde der Rathenau-Mörder Äußerungen überliefert, die diesen unpersönlichen Haß merkwürdig verdeutlichen. Kern soll gesagt haben: „In Rathenaus Hand ist mehr gelegt als je in eine Hand seit dem November 1918. Er ist die reifste letzte Frucht, in sich vereinigend, was seine Zeit an Wert und an Gedanken, an Ethos und an Pathos, an Würde und an Glaube in sich barg." Einer aus der nächsten Umgebung Kerns hat in einem Buch über den Rathenau-Mord folgendes erzählt: „Kern und Fischer besuchten den Reichstag. Rathenau sprach. Auf dem Heimweg blieb Kern unter den Linden vor einem Photographenaushang lange stehen, in dem Rathenaus Bild hing. Die dunklen, merkwürdig warm und gesammelten Augen blickten aus dem schmalen, gepflegten Gesicht uns beinahe forschend an. Fischer sagte nach langem Zögern: ‚Er sieht sehr anständig aus'."

*

Seitdem sind in den innerpolitischen Kämpfen viele politische Morde begangen worden, ohne daß man so viel davon spricht wie vom Erzberger- und Rathenau-Mord.

Berlin ist nicht mehr, was es bis 1918 war, die unblutigste Hauptstadt Europas. Deutschland ist nicht mehr das Land der Welt, das vom politischen Mord verschont geblieben ist.

Möchten die blutigen Zwischenfälle Episode bleiben und Deutschland wieder den gesunden und gerechten Weg schreiten, den es Jahrtausende der Größe gegangen ist. Neidlos überlassen wir den anderen Völkern den unheimlichen Tower, die blutige Bastille und die grausame Engelsburg.

Schlußwort

Nur einen verschwindenden Bruchteil der politischen Morde hat dies Buch auf seinen Seiten festhalten können. Doch ist es, wir wir meinen, genug, um die blutige Spur zu beweisen, die zu allen Zeiten die Historie begleitet.

Und wenn wir dieses Buch schließen, werden die Gestalten der Mörder und Gemordeten noch lange vor unserer Phantasie stehen. Die machtgierigen Augen der Königsmörder, die Bösewichte unter den Königen selbst, die ekstatischen Blicke der sich dem Morde hingebenden Nihilistinnen, die lauernden Gesichter der Giftmischerinnen, die trotzigen Tyrannenmörder, die flackernden Augen der Fanatiker, die Rachgierigen, Habsüchtigen, Grausamen — die Gewissenlosen und die vom Gewissen gepeitschten, die wohlmeinenden und die verruchten Mörder, die gepriesenen und die verachteten, die feigen, die tapferen, die belohnten und die verurteilten Missetäter.

Cäsar sank blutüberströmt auf den Stufen seines fast errichteten Thrones nieder, verhüllte sein Haupt mit der Toga und starb. Demosthenes steht zwischen den Säulen seines Tempels, blickt noch einmal aufs Meer und vergiftet sich, den Mördern zuvorkommend. Der Balafré tritt am Weihnachtsmorgen ins Kabinett des Königs und ist verraten. Aber dieser König selbst wird erstochen. Die knallend zerspringende Bombe zerreißt den Zaren. Könige und Königinnen werden aufs Schafott gezerrt und enthauptet. In den unterirdischen Kerkern Ravennas, Bagdads, Londons verschmachten die politischen Gefangenen. Revolverschüsse schlagen durch die Scheiben der Autos. Hofzüge fahren über Bomben; im Winterpalast explodiert Dynamit. Tausende und Tausende enden ihr Leben durch Gift. Die vom johlenden Mob umringte Guillotine schlägt die Köpfe der Feinde Robespierres und schließlich seinen eigenen ab; niemand aber, außer den Henkern, hört in den Gängen und morgenfahlen Höfen der russischen Gefängnisse die Schüsse der Tscheka, unter deren Terror ein maschinenmäßiger Massenmord System wurde. Und dies geschah,

da wir lebten und unseren Geschäften nachgingen. So grauenvoll ist auch unsere Gegenwart.

Mancher wird erschrocken über Bosheit und Grausamkeit zu sich selber gesprochen haben: „Der Mensch ist schlecht!" Aber so viel Morde auch geschahen, so unauslöschlich auch die Blutflecke auf den Seiten der Menschheitsgeschichte sind — vielleicht ist der Mensch nicht schlecht, sondern nur auf eine gefährliche Weise töricht.

Denn Mord ist ein gefährliches Mittel der Staatskunst. Wie oft offenbarte sich im Laufe unserer Schilderung der Fluch der Bibel: Wer Blut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden: Richard III. und Brunhilde, die Mörder Cäsars und der Student Sand, Robespierre und der Balafré, dessen königlicher Mörder und unzählige andere. Schlimmer aber ist die Tatsache, daß die allermeisten politischen Morde dem betreffenden Lande oder Stande zum Verderben gereichten: die Merowinger verdarben sich selbst, das Blut der Gracchen kam über Rom, die aus Mißtrauen geborenen Morde des Kaisers Tiberius brachten Nero und Caligula auf den Thron, der Mörder Kotzebues half der Reaktion und nicht der Freiheit.

Und schließlich: Selten sind politische Mörder, die das, was sie mit Dolch, Gift, Bombe, Revolver und Verrat erreichen wollten, in gesunder und kluger Arbeit hätte leisten können. Sie mußten die staatsmännische Leistung andern überlassen. Auch wenn ihre Tat staatsmännischen Motiven, ja hoher Gesinnung entspringt, sind sie selten imstande, selbst das zu leisten, was der Ermordete zu verhindern schien. Die meisten dieser politischen Mörder aber sind minderwertig und sich dessen auch bewußt. Mag ihnen nun Einsicht, Tatkraft, Mut, Geduld oder eine andere staatsmännische Eigenschaft mangeln, sie wollen sie ersetzen durch Mord.

Ein immer höchst bedenklicher und verwerflicher Ersatz echter Staatskunst ist der politische Mord.

Ende

Chronik der bekanntesten Morde und Mordversuche seit 1800

1800 Attentat auf Napoleon durch Arena und Cerachi
1804 Attentat auf Napoleon durch Cadondal und Pichegru
1808 Ermordung des Sultans Selim III. auf Veranlassung von Mustafa IV.
1809 Attentat auf Napoleon durch den Deutschen Stapsz in Schönbrunn (vgl. S. 25)
1819 Ermordung Kotzebues durch Sand (vgl. S. 253)
1820 Herzog von Berry (Sohn Karls X. von Frankreich) in Venedig ermordet
1831 Ermordung des griechischen Grafen d'Istria
1832 Attentat auf Ferdinand IV. von Ungarn in Baden bei Wien
1835 Attentat auf Louis Philipp (Fieschi)
1836 Attentat auf Louis Philipp
1840 Attentat auf Louis Philipp
1840 Attentat auf Königin Victoria von England durch Oxford
1842 Attentat auf Königin Victoria von England durch Francis
1844 Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. durch Tschech (vgl. S. 203)
1846 Attentat auf Louis Philipp
1848 Ermordung Graf Rossis in Rom
1850 Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. durch Sefeloge (vgl. S. 203)
1852 Attentat auf Isabella von Spanien
1853 Attentat auf Kaiser Franz Joseph durch Libényi
Attentat auf Napoleon III.
1854 Ermordung Karls III. von Parma
1855 Attentat auf Napoleon III. durch Pianozi (vgl. S. 211)
Attentat auf Napoleon III. durch Bellamare (vgl. S. 211)
1856 Attentat auf Ferdinand II. von Neapel
Attentat auf Isabella von Spanien
1858 Attentat auf Napoleon III. durch Orsini (vgl. S. 209)
1860 Ermordung Danilos I. von Montenegro
1861 Attentat auf Wilhelm I. von Preußen in Baden-Baden durch Becker
Attentat auf Amalia von Griechenland

1863 Attentat auf Napoleon III.
1864 Ermordung des Präsidenten Barrios von Brasilien
1865 Ermordung des Präsidenten Lincoln von den Vereinigten Staaten (vgl. S. 217)
1866 Attentat auf Bismarck durch Cohn-Blind
Attentat auf Zar Alexander II. von Rußland in Petersburg
1867 Attentat auf Alexander II. in Paris
1867 Erschießung Kaiser Maximilians von Mexiko
1868 Ermordung Michaels Obrenowitsch III. von Serbien (vgl. S. 59)
1869 Attentat auf Ismail von Ägypten
1870 Ermordung General Prims in Spanien
1872 Attentat auf Königin Viktoria von England durch Maclean
Ermordung des Vizekönigs von Indien, Grafen Mayo
Attentat auf Amadeus von Spanien.
1874 Attentat auf Bismarck durch Kullmann (vgl. S. 207)
1875 Ermordung des Präsidenten von Ecuador, Moreno
1876 Ermordung des Sultans Abdul Asis
1877 Ermordung des Präsidenten von Paraguay, Gill
1878 Attentat auf Wilhelm I. durch Hödel (vgl. S. 205)
Attentat auf Wilhelm I. durch Nobiling (vgl. S. 206)
Attentat auf König Humbert von Italien
Attentat auf König Alfons XII. von Spanien
Verschwörung gegen Alexander II.
1879 Ermordung des Vizekönigs von Indien, Lord Lytton
Attentat auf König Alfons XII. von Spanien
Attentat auf Alexander II.
Attentat auf Alexander II.
1880 Attentat auf Alexander II.
1881 Ermordung des amerikanischen Präsidenten, Garfield (vgl. S. 220)
Ermordung des Zaren Alexander II. durch den Nihilisten Grinewitzki (vgl. S. 200)
1882 Ermordung Lord Cavendish's und Burkes in Dublin durch irische Revolutionäre
1887 Attentat auf Zar Alexander III.
1888 Attentat auf Zar Alexander III.
1890 Ermordung des Präsidenten von Salvador, Menendez

1891 Attentat auf den russischen Kronprinzen Nikolaus in Otsu (Japan)
Ermordung des bulgarischen Ministers Beltschew
1892 Ermordung des bulgarischen Diplomaten Vulkowitsch in Konstantinopel
1894 Ermordung des französischen Präsidenten Carnot in Lyon durch Caserio (vgl. S. 215)
1895 Ermordung des bulgarischen Ministers Stambulow in Sofia
1898 Ermordung der österreichischen Kaiserin Elisabeth in Genf durch Luccheni
1899 Ermordung des Präsidenten von Domenica, Heureux
1900 Ermordung des Königs Humbert von Italien in Monza durch Bresci (vgl. S. 61)
Ermordung des deutschen Gesandten in China, Freiherrn von Ketteler
Attentat auf den König von Persien in Paris
1901 Attentat auf Wilhelm II. durch Weiland in Bremen
Ermordung des amerikanischen Präsidenten Mac Kinley (vgl. S. 221)
1902 Ermordung des russischen Ministers Sipjagin
1903 Ermordung des serbischen Königspaares, auf Veranlassung des späteren Königs Peter (vgl. S. 59)
1904 Ermordung des Generalgouverneurs von Finnland, Bobrikow, durch Schaumann
Ermordung des russischen Ministers Plehwe
1905 Attentat auf Nikolaus II.
Ermordung des russischen Großfürsten Sergius
Ermordung des Moskauer Kommandanten Schuwalow
1906 Attentat auf den russischen Minister Stolypin
Attentat auf Alfons XIII. von Spanien in Madrid
1907 Ermordung des bulgarischen Ministers Petkow
1908 Ermordung des portugiesischen Königs Carlos und des Kronprinzen in Lissabon (vgl. S. 60)
Attentat auf den König von Persien in Teheran
Ermordung des Statthalters von Galizien, Grafen Potocki
1909 Attentat auf den Vizekönig von Indien, Graf v. Minto
1910 Ermordung des ägyptischen Ministers Butros Pascha
1911 Ermordung des russischen Ministers Stolypin

1912 Attentat auf Victor Emanuel III. von Italien
Attentat auf den ungarischen Parlamentspräsidenten Tisza durch Kowacz
Ermordung des spanischen Ministers Canalejas
Attentat auf den Vizekönig von Indien, Lord Hardinge
1913 Ermordung des Königs Georg von Griechenland in Saloniki
Attentat auf Alfons XIII. von Spanien
Attentat auf den Großherzog von Baden
Ermordung des türkischen Großveziers Mohamed Schefket Pascha in Konstantinopel
1914 Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Serajewo (vgl. S. 223)
Attentat auf Rasputin
Ermordung des französischen Sozialisten Jaurès (vgl. S. 262)
1915 Ermordung des portugiesischen Ministers Joas Chagas
1916 Ermordung Rasputins (vgl. S. 28)
Ermordung des österreichischen Ministers Graf Stürgkh durch den Sozialdemokraten Adler
1917 Ermordung des russischen Ministers Goremykin
1918 Ermordung des deutschen Gesandten in Moskau, Grafen Mirbach (vgl. S. 178)
Ermordung des Zaren Nikolaus II. von Rußland in Jekaterinburg (vgl. S. 27)
Ermordung des deutschen Generals von Eichhorn in Kiew (vgl. S. 179)
Ermordung des ungarischen Ministers Graf Tisza
1919 Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs in Berlin
Attentat auf Clemenceau
Ermordung des bayerischen Ministers Kurt Eisner durch Graf Arco
Ermordung des bayerischen Abgeordneten Osel
Attentat auf den bayerischen Minister Auer
Ermordung des Emirs von Afghanistan
Ermordung des sächsischen Ministers Otto Neuring
Ermordung des Sozialdemokraten Haase
1920 Attentat auf Erzberger durch v. Hirschfeld in Berlin
Attentat auf Erzberger in Euslingen
Ermordung des Präsidenten von Mexiko, Carranza

1921 Ermordung des spanischen Ministers Dato
Ermordung des türkischen Ministers Talaat Pascha in Berlin
Ermordung des Sozialdemokraten Gareis in München
Ermordung Erzbergers bei Griesbach (vgl. S. 268)
1921 Ermordung des portugiesischen Ministers Granja in Lissabon
Ermordung des japanischen Ministers Kei Hara
1922 Ermordung des finnischen Ministers Ritavuori
Ermordung des englischen Generals Wilson in Belfast (Irland)
Ermordung Rathenaus in Berlin (vgl. S. 275)
Attentat auf Maximilian Harden
Attentat auf Millerand in Paris
Ermordung des irischen Ministers Collins
Ermordung des polnischen Präsidenten Narutowitz
1923 Ermordung des tschechischen Ministers Raschin
Ermordung des russischen Ministers Worowski in Lausanne
Ermordung des bulgarischen Ministers Stambulisti
Ermordung des mexikanischen Generals Villa
Ermordung des bulgarischen Ministers Genadieff
1924 Attentat auf den österreichischen Minster Seipel
Ermordung des italienischen Sozialdemokraten Matteotti (vgl. S. 97)
Attentat auf den ägyptischen Minister Zaghlul Pascha
1925 Attentat auf den bulgarischen König Boris
1926 Attentat auf Mussolini in Rom
Ermordung des Ukrainers Peltjura in Paris
Attentat auf den spanischen Minister Primo de Rivera in Barcelona
Attentat auf Mussolini durch Lucetti in Rom
Attentat auf Mussolini in Bologna
Attentat auf den japanischen Thronfolger Hironito
1927 Ermordung des russischen Gesandten in Warschau Wojkow (vgl. S. 181)
Ermordung des irischen Vizepräsidenten Higgins in Dublin
Attentat auf den Exkönig von Griechenland, Georg II.
Ermordung des albanischen Gesandten in Prag
Attentat auf den Präsidenten von Griechenland, Conduriotis

1927 Attentat auf den mexikanischen Expräsidenten Obregon
Attentat auf den Wiener Oberbürgermeister Seitz
1928 Attentat auf Victor Emanuel III. von Italien
Ermordung des chinesischen Generals Tschangtsolin
Attentat auf den japanischen Minister Tanaka
Ermordung des Kroatenführers Raditsch in Belgrad
Ermordung des Macedonier-Führers Protogeroff in Sofia
Ermordung des mexikanischen Präsidenten Obregon in Mexiko
1929 Attentat auf den litauischen Minister Woldemaras
Attentat auf den italienischen Kronprinzen Umberto in Brüssel
Attentat auf den Vizekönig von Indien, Lord Irwin
Attentat auf den Präsidenten von Argentinien, Irrigoyen
1930 Attentat auf den Präsidenten von Mexiko, Rubio
Attentat auf den Vizepräsidenten von Brasilien, Vianna
Attentat auf den britischen Minister in Malta, Lord Strickland
1931 Ermordung der Mazedonier-Führer Spasow und Danew in Sofia

Personenverzeichnis

Adler, Friedrich 266
Adler, Viktor 266
Adolph v. Nassau 45
Aëtius 85
Agnes Sorel 149
Agrippina 117
Alarich 83
Albrecht I. 45
Alexander der Große 24
Alexander II. 200
Alexander VI. (Papst) 111
Alexander (Serbien) 60
d'Andelot 165
Anna Boleyn 108
Aristogeiton 19
Aristoteles 235
Attila 85
Augustus 16
Avicenna 148

Bakunin 193
Bebel 36
Bennigsen 29
Benedikt VII. 71
Biron 53
Bismarck 203, 207
Borgia 112
Booth 219
Britannicus 120
Brunhilde 132
Brutus 8
Butler 89

Caesar 7, 155
Carnot, L. 178
Carnot, S. 215
Casca 7
Caserio 216
Cesare Borgia 112
Chastel 52
Chilperich 130
Chlotar I. 129
Chlotar II. 133
Cicero 13, 15
Cinna 154
Claudius 120
Clément 50
Clemens XIV. 74
Cleopatra 13
Coligny 168
Corday 176
Cromwell 57
Czogolsz 222

Danton 173
Demosthenes 235
Dimitribiwitsch 229
Don Carlos 144
Don Juan d'Austria 145

v. Eichhorn 179
Elisabeth (England) 109
Erich XIV. 37
Erzberger 268
Eugenie 209

Fisher 109
Formosus 66
Franz Ferdinand 233
Fredegunde 128
Friedrich II. (Staufe) 149
Friedrich der Schöne 149
Friedrich Wilhelm IV. 203

Gallas 89
Garfield 220
Germanicus 78
Goldmann, Emma 223
Gracchus, G. 246
Gracchus, T. 241
Gregor V. 72
Grinidițzki 201
Guise 93
Guiteau 220

Hadrian VI. 73
Harmodios 19
Harun al Raschid 100
Hassan 191
Hébert 173
Heinrich II. 48
Heinrich III. 48, 94
Heinrich IV. 51
Heinrich VIII. 107
Heinrich v. Guise 48, 94, 168
Helfferich 273
Herzen 194
Hippias 19
Hödel 205
Honoria 86
Honorius 82
Humbert (Italien) 61

Irene 135
Isokrates 236
Iwan der Schreckliche 102
Iwan VI. 31
Jaurès 262
Johann VIII. 66
Johann IX. 68
Johann X. 69
Johann XI. 69
Johann XII. 70
Johann XIII. 71
Johann XIV. 71
Johann Parricida 45

Karl (Portugal) 60
Karl v. Anjou 157
Karl der Böse 149
Karl I. (England) 55
Karl der Kahle 147
Katharina v. Medici 145, 167
Katharina (Zarin) 30
Kern 277
Konradin 157
Kotzebue 253
Kullmann 208

Leibniz 35
Lenin 178
Leo V. 68
Leo X. 73
Leopold I. 149
Lincoln 217
Locusta 121, 146
Lucius II. 73
Ludwig XVI. 173
Luther 34

Mac Kinley 221
Marc Anton 15
Marat 176
Maria Stuart 166
Marie Antoinette 175
Mariana 34
Marius 152
Mateotti 97
Medici 252
Melanchthon 34
Messalina 119
Metternich 254
Mirbach 178
Mithridates 152
Morus 109
Mussolini 97

Napoleon I. 25
Napoleon III. 212
Nero 121
Nikolaus II. 27
Nobiling 206

Olympias 25
Orloff 30
Orsini 212

Otto I. 70
Otto II. 71, 148
Otto III. 72, 148
Otto von Wittelsbach 40

Pahlen 29
Paul (Zar) 29
Peisistratos 20
Peter der Große 31
Peter III. 30
Philipp v. Schwaben 39
Piccolomini 89
Princip 227
Proudhon 193

Rasputin 28
Rathenau 275
Ravaillac 54
Reismann 207
Riario 251
Richard III. 150
Robespierre 172
Romanos I. 137
Romanos II. 138

Sand 254
Sassulitsch 198
Schulz 274
Scipio 246
Sefeloge 203
Sejan 78
Seneca 120
Stapfz 25
Stephan VI. 67
Stilicho 82
Stürgkh 265
Sulla 153

Theodora 141
Theophano 137
Thomas Morus 109
Tiberius 75
Tilleſſen 274
Trotzki 179

Urban VIII. 74

Voltaire 148

Wallenſtein 88
Wilhelm I. 205
Wilhelm der Eroberer 150
Wilhelm v. Oranien 171

Inhalt

Seite

Vorwort 5

I. In Tyrannos

1. Die Ermordung Cäsars 7
2. Von Mord umgebene Tyrannen 19
   Hippias — Alexanders Tod — Napoleon I.
3. Die Zaren und der Tod 27
   Der letzte Zar — Alexander II. — Zar Paul — Peter III.
4. Der Tyrannenmord im Urteil der Zeiten 32

II. Königsmord

5. In Deutschland 39
   Philipp von Schwaben — Albrecht I.
6. In Frankreich 48
   Heinrich III. — Heinrich IV.
7. Die Hinrichtung Karls I. von England 55
8. Moderne Königsdramen 59
   Belgrad 1903 — Lissabon 1908 — Monza 1900

III. Papstmorde

9. Das dunkelste Jahrhundert 62
   Johann VIII. — Formosus — „Päpstin Johanna" — Crescentius

IV. Der Mord von oben

10. Kaiser Tiberius 75
11. Ermordete Feldherrn 82
    Stilicho — Aëtius
12. Wallensteins Tod 88
13. Blois 1588 und La Quartarella 1924 93
    Der Belafré — Mateotti

Seite

14. Blutbefuldete Kronen 98
Harun al Raſchid — Iwan der Schreckliche — Heinrich VIII.

15. Die Borgia 110

V. Politiſche Mörderinnen

16. Agrippina 117

17. Vier chineſiſche Kaiſerinnen 124
Dagi — Wang — Wu — Weh

18. Fredegunde 128

19. Byzantiniſche Kaiſerinnen 133
Irene — Theophano — Zoe

20. Die politiſche Rolle des Giftes 143

VI. Politiſche Maſſenmorde

21. Die Proſkriptionen 151

22. Die Sizilianiſche Veſper 156

23. Die Bartholomäusnacht 163

24. Die Guillotine 172

25. Terror und Tſcheka 178

26. Revolutionspſychoſe 182

VII. Attentate

27. Die Aſſaſſinen 187

28. Der Nihilismus 192

29. Anſchläge auf Wilhelm I. und Bismarck 202
Unter den Linden 1878 — Am Niederwalddenkmal 1884 — Kiſſingen 1874

30. Das große Attentat auf Napoleon III. 209

31. Präſidentenmorde 215
Carnot — Lincoln — Garfield — Mac Kinley

32. An der blutigen Schwelle des Weltkrieges ... 223

VIII. Mord in der Parteipolitik

33. Der Tod des Demoſthenes 233

34. Das Blut der Gracchen 241

Seite

35. Das Blut der Medici 249
36. Der Tod des Lustspieldichters 253
37. Zwei politische Morde des Weltkrieges 262
Jaurès — Graf Stürgkh
38. Der Erzberger-Mord 268
39. Der Rathenau-Mord 275

Schlußwort 280
Chronik der bekanntesten Morde und Mordversuche seit 1800 282
Personenverzeichnis 288

Vom selben Verfasser erschien ferner:

Herr über Asien

Betrachtungen eines Reisenden. Mit 32 Abbildungen und 3 geographischen Karten. In Leinen gebunden RM. 8.50

Der heutige Herr über Asien ist England. Wer wird es in Zukunft sein? China? Oder wird Europa seine Vormachtstellung behaupten können? Um dieses Problem geht es. In kürzester Form bietet dieses Werk eine enorme Stoffülle, die vom Alexanderzug bis zur modernen farbigen Bewegung in Indien, Europa bald als Angreifer, bald als Angegriffenen zeigt. Auch die ungeheueren schlummernden wirtschaftlichen und politischen Kräfte des Ostens werden charakterisiert. Eingestreut sind Stimmungsbilder und Reiseerlebnisse des Verfassers. Es ist kein wissenschaftlich und trocken geschriebenes Werk. Es liest sich wie ein Roman, der aus der Tiefe der Geschichte beginnend, durch die Spannungen der Gegenwart hindurch Schicksale der Zukunft fühlbar, fast greifbar macht.

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin: Ein sehr anregendes Buch, das den Laien in das Verständnis weltpolitischer Probleme in leichter Weise einführt, ohne daß er sich durch trockene statistische Tabellen und umfangreiche Geschichtswerke durcharbeiten muß.

Frankfurter Zeitung: Keine trockene Historie, sondern lebendige Schilderungen entscheidender Momente, hie und da gewürzt mit bissigen Bemerkungen. Das Buch von Nobel zu lesen ist Vergnügen und Gewinn.

Münchner Neueste Nachrichten: In der Form einer geistreichen Plauderei bietet das Buch höchst vielseitige Streiflichter auf die Geschichte Asiens und die geopolitischen, kulturellen, wirtschaftlichen Grundlagen seiner Gegenwartsentwicklung, um damit zu einer Deutung seiner künftigen Schicksale zu gelangen.

Im gleichen Verlage erschienen ferner:

Das dritte Reich

Von Moeller van den Bruck. 15. Tausend. Kartoniert RM. 5.50. In Leinen gebunden RM. 6.50

Vom Proletariat zum Arbeitertum

Von August Winnig. 12. Tausend. Kartoniert RM. 4.50. In Leinen gebunden RM. 6.—

Der Schutthaufen

Aufruhr einer Welt / Volk im Raum / Das Werden des Reiches. Von Dr. Franz Mariaux. Kartoniert RM. 4.50. In Leinen gebunden RM. 5.50

Die Träger der Reichsgewalt

Von Reichswehrminister a. D. Dr. Otto Geßler. Kartoniert RM. 3.50. In Leinen gebunden RM. 4.80

Das werdende Volk

Gegen Liberalismus und Reaktion. Von Dr. Hermann Ullmann. Kartoniert RM. 4.—. In Leinen gebunden RM. 5.50

Von Versailles zur Freiheit

Weg und Ziel der deutschen Außenpolitik. Von Werner Freiherr von Rheinbaben. In Leinen gebunden RM. 6.50

Die Fiktionen der Weimarer Verfassung

Versuch einer Unterscheidung der formalen und der funktionalen Demokratie. Von Dr. Wilhelm Stapel. Kart. RM. 2.50

13 Männer regieren Europa

Umrisse der europäischen Zukunftspolitik. Von Dr. Fritz Klein. Mit 9 Federzeichnungen von Kelen. 10. Tausend. Kartoniert RM. 3.80. In Leinen gebunden RM. 5.80

Auf die Barrikaden?

Von Dr. Fritz Klein. Kart. RM. 2.—. In Leinen geb. RM. 3.—

Neu-Preußens Bauernkrieg

Entstehung und Kampf der Landvolkbewegung. Von Dr. Walter Luetgebrune. Mit 9 Abbildungen. Kartoniert RM. 3.80. In Leinen gebunden RM. 5.—

Frankreich am Rhein

Rheinlandbesetzung und Separatismus im Lichte der historischen französischen Rheinpolitik. Von Prof. Dr. Friedrich Grimm. Mit 9 Abbildungen und 2 Karten. Kartoniert RM. 4.50. In Leinen gebunden RM. 5.50

Vom Ruhrkrieg zur Rheinlandräumung

Erinnerungen eines deutschen Verteidigers vor französischen und belgischen Kriegsgerichten. Von Prof. Dr. Friedrich Grimm. 21. Tausend. Mit 9 Abbildungen. Kartoniert RM. 4.50. In Leinen gebunden RM. 6.—

Das Gesicht Europas

Ein fast politisches Reisebuch. Von Rolf Brandt. 8. Tausend. In Leinen gebunden RM. 7.50

So sieht die Weltgeschichte aus . . .

Aufzeichnungen eines Zuschauers. Von Rolf Brandt. 26. Tausend. In Leinen gebunden RM. 6.—

Albert Leo Schlageter

Leben und Sterben eines deutschen Helden. Von Rolf Brandt. 25. Tausend. Mit 14 Abbildungen. Kartoniert RM. 2.—. In Leinen gebunden RM. 3.—

Der „boche" beißt sich durch

Abenteuerliche Fluchtversuche des Kriegsgefangenen Johannes Behrmann. Kartoniert RM. 4.—. In Leinen geb. RM. 5.50

Geheimkrieg

Dokumente und Untersuchungen eines Polizeichefs an der Westfront. Von Carl Herrmann. Mit 25 Abbildungen. 8. Tausend. Kartoniert RM. 4.50. In Leinen gebunden RM. 6.—

Im gleichen Verlag erschien ferner von

ALPHONS NOBEL

Herr über Asien

Betrachtungen eines Reisenden. Mit 32 Abbildungen und mehreren Karten. In Leinen gebunden RM. 8.50

Der heutige Herr über Asien ist England. Wer wird es in Zukunft sein? China? Oder wird Europa seine Vormachtstellung behaupten können? Um dieses Problem geht es. In kürzester Form bietet dieses Werk eine enorme Stoffülle, die vom Alexanderzug bis zur modernen farbigen Bewegung in Indien Europa bald als Angreifer, bald als Angegriffenen zeigt. Auch die ungeheuren schlummernden wirtschaftlichen und politischen Kräfte des Ostens werden charakterisiert. Es ist kein wissenschaftlich und trocken geschriebenes Werk. Es liest sich wie ein Roman, der aus der Tiefe der Geschichte beginnend, durch die Spannungen der Gegenwart hindurch Schicksale der Zukunft fühlbar, fast greifbar macht.

Keine trockene Historie, sondern lebendige Schilderungen entscheidender Momente, hie und da gewürzt mit bissigen Bemerkungen. Das Buch von Nobel zu lesen ist Vergnügen und Gewinn. *Frankfurter Zeitung*

Ein sehr anregendes Buch, das den Laien in das Verständnis weltpolitischer Probleme in leichter Weise einführt, ohne daß er sich durch trockene statistische Tabellen und umfangreiche Geschichtswerke durcharbeiten muß.
Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin

In der Form einer geistreichen Plauderei bietet das Buch höchst vielseitige Streiflichter auf die Geschichte Asiens und die geopolitischen, kulturellen, wirtschaftlichen Grundlagen seiner Gegenwartsentwicklung, um damit zu einer Deutung seiner künftigen Schicksale zu gelangen. *Münchner Neueste Nachrichten*